

Coben

Harlan Coben

Das Grab im Wald

Roman

GOLDMANN

Harlan Coben

Grab im Wald

Roman

Aus dem Amerikanischen
von Gunnar Kwizinski

GOLDMANN

Buch

Paul Copeland, Bezirksstaatsanwalt in New Jersey, hat es mit seinem bisher aufsehenerregendsten Fall zu tun. Er hat zwei Studenten aus reichem Haus angeklagt, eine junge Prostituierte vergewaltigt zu haben. Alle Indizien sprechen gegen die Angeklagten, doch ihre Familien versuchen um jeden Preis, einen Freispruch zu erwirken. Sie scheuen nicht einmal davor zurück, in Copelands Vergangenheit nach belastendem Material zu suchen, um ihn zu diskreditieren. Aber auch privat holt Copeland die Vergangenheit ein. Als er eine Leiche identifizieren soll, glaubt er einen Bekannten zu erkennen, der seit zwanzig Jahren für tot gehalten wurde: Gil Perez. Dieser war damals zusammen mit Copelands Schwester Camille und zwei weiteren Jugendlichen in einem Wald verschwunden und vermeintlich einem Serienkiller zum Opfer gefallen. Wenn aber Perez jene Nacht im Wald überlebte, könnte dann auch Camille noch am Leben sein? Copeland macht sich daran, den Fall von damals neu aufzurollen und stößt dabei auf eine perfide Intrige ...

Autor

Harlan Coben wurde 1962 in New Jersey geboren. Nach einem Studium der Politikwissenschaften arbeitete er in der Tourismusbranche, bevor er sich ganz dem Schreiben widmete. Seine Thriller werden heute in über zwanzig Sprachen übersetzt und stürmen regelmäßig die internationalen Bestsellerlisten. Harlan Coben wurde als erster Autor mit allen drei großen amerikanischen Krimipreisen ausgezeichnet, dem Edgar Award, dem Shamus Award und dem Anthony Award. Er lebt mit seiner Frau und seinen Kindern in New Jersey. Mehr zu Autor und Buch unter www.harlancoben.com

Von Harlan Coben bei Goldmann lieferbar:

Kein Sterbenswort. Roman (45251) • Kein Lebenszeichen. Roman (45688) • Keine zweite Chance. Roman (45689) • Kein böser Traum. Roman (46084) • Kein Friede den Toten. Roman (46160)

Aus der Myron-Bolitar-Serie:

Das Spiel seines Lebens. Roman (46448) • Schlag auf Schlag. Roman (46450) • Der Insider. Roman (44534) • Ein verhängnisvolles Versprechen. Roman (46344)

Dieses ist für

ALEK COBEN

THOMAS BRADBEER

ANNIE VAN DER HEIDE

Die drei Lebensfreuden, die ich das Glück habe,
meine Enkel nennen zu dürfen

Prolog

Ich sehe meinen Vater mit dem Spaten vor mir.

Tränen laufen ihm übers Gesicht. Ein heiseres, gequältes Schluchzen bahnt sich den Weg aus der Brust über seine Lippen. Er hebt den Spaten und stößt ihn in den Boden. Die Erde reißt auf wie frisches Fleisch.

Dies ist die lebhafteste Erinnerung an meinen Vater: Ich bin achtzehn Jahre alt und sehe ihn mit dem Spaten im Wald. Er weiß nicht, dass ich ihn beobachte. Ich stehe hinter einem Baum versteckt. Er gräbt voller Wut, als wolle er sich rächen, weil die Erde ihn persönlich erzürnt hat.

Nie zuvor habe ich meinen Vater weinen sehen - weder als sein eigener Vater starb, noch als meine Mutter uns verließ, nicht einmal, als er das über meine Schwester Camille zum ersten Mal gehört hat. Aber jetzt weint er. Er weint hemmungslos und ohne jede Scham. Die Tränen strömen ihm über die Wangen. Das Schluchzen verhallt zwischen den Bäumen.

Es war das erste Mal, dass ich ihn so bespitzelt habe. Fast jeden Samstag hatte er behauptet, er ginge Angeln, aber das habe ich ihm nie wirklich geglaubt. Ich habe wohl immer geahnt, dass dieser furchtbare Ort das Ziel seiner heimlichen Ausflüge war.

Denn manchmal war es auch meins.

Ich stehe hinter dem Baum und beobachte ihn. Das werde ich noch achtmal tun. Ich unterbreche ihn nie. Ich zeige mich nie. Ich glaube, er weiß nicht, dass ich da bin. Ich bin mir sogar sicher. Doch eines Tages, als er zum Wagen geht, sieht mein Vater

mich mit leerem Blick an und sagt: »Heute nicht, Paul. Heute fahre ich alleine.«

Ich sehe ihm hinterher. Er fährt zum letzten Mal in den Wald.

Fast zwanzig Jahre später liegt mein Vater auf seinem Totenbett und ergreift meine Hand. Er bekommt starke Schmerzmittel. Seine Hände sind schwielig und rau. Er hat sein Leben lang damit gearbeitet - selbst in seinen besseren Jahren, in einem Land, das es nicht mehr gibt. Sein Äußeres wirkt derb, vor allem wegen seiner hart und gegerbt aussehenden Haut, die an einen Schildkrötenpanzer erinnert. Er erleidet ungeheure Schmerzen, aber er weint nicht.

Er schließt nur die Augen und wartet, dass die Schmerzen nachlassen.

Wenn mein Vater in der Nähe war, habe ich mich immer sicher gefühlt. Das ging mir auch jetzt noch so, obwohl ich inzwischen erwachsen war und ein eigenes Kind hatte. Vor drei Monaten, als er noch bei Kräften war, kam es in einer Bar zu einer Schlägerei. Mein Vater stellte sich vor mich und wollte es mit jedem aufnehmen, der mir zu nahe kam. In seinem Alter. So war das eben.

Ich sehe ihn an, wie er vor mir im Bett liegt. Ich denke an jene Tage im Wald zurück. Ich denke daran, wie er damals ge graben und schließlich damit aufgehört hat, und ich erinnere mich, dass ich dachte, er hätte aufgegeben, nachdem meine Mutter uns verlassen hat.

»Paul?«

Plötzlich ist er ganz aufgereggt.

Ich will ihn anflehen, er solle nicht sterben, aber das wäre falsch. Ich war schon mehrmals hier. Es wurde nicht besser - weder für ihn, noch für mich.

»Schon gut, Dad«, sage ich zu ihm. »Das wird schon wieder.«

Er beruhigt sich nicht. Er will sich aufsetzen. Ich versuche, ihm zu helfen, doch er stößt meine Hand weg. Er sieht mir tief in die Augen, und ich meine Klarheit in seinem Blick zu erkennen, aber vielleicht redet man sich so etwas am Ende doch nur ein und erlaubt sich damit eine letzte, versöhnliche Notlüge.

Eine Träne quillt ihm aus dem Augenwinkel. Ich sehe zu, wie sie langsam seine Wange hinabläuft.

»Paul«, sagt mein Vater in dem breiten russischen Akzent, den er nie abgelegt hat. »Du weißt, dass wir sie immer noch finden müssen.«

»Das werden wir auch, Dad.«

Er sieht mich noch einmal an. Ich nicke ihm beschwichtigend zu. Wahrscheinlich will er aber nicht beschwichtigt werden. Ich glaube, er sucht zum ersten Mal nach einem Anzeichen von Schuld.

»Hast du es gewusst?«, fragt er fast unhörbar.

Ich spüre, wie ein Schauer meinen ganzen Körper erfasst, aber ich zucke nicht mit der Wimper und wende den Blick nicht ab. Ich frage mich, was er in mir sieht, was er glaubt. Aber das werde ich nie erfahren.

Denn in diesem Moment schließt mein Vater die Augen und stirbt.

1

Drei Monate später

Ich stand in der Turnhalle einer Grundschule und sah meiner sechsjährigen Tochter Cara dabei zu, wie sie vorsichtig auf einem Schwebebalken balanzierte, der gerade einmal zehn Zentimeter über dem Boden schwebte. In nicht einmal einer Stunde würde ich einem Mann ins Gesicht sehen, der grausam ermordet worden war.

Das dürfte eigentlich niemanden schockieren.

Im Lauf der Jahre habe ich gelernt - auf die schrecklichste Art, die man sich vorstellen kann -, dass die Grenze zwischen Leben und Tod, zwischen außergewöhnlicher Schönheit und grauenerregernder Hässlichkeit, zwischen einem absolut unschuldigen Szenario und einem fürchterlichen Blutbad außergewöhnlich durchlässig sein kann. Es dauert keine Sekunde, dann hat man diesen schmalen Grat überschritten. Gerade ist das Leben noch die reinste Idylle. Man befindet sich an einem so unschuldigen Ort wie einer Schulturnhalle. Die kleine Tochter macht gerade eine Pirouette. Sie juchzt ausgelassen. Ihre Augen sind geschlossen. Man sieht ihre Mutter in ihr, weil sie genauso lächelt und dabei die Augen zusammenkniff, und in diesem Moment fällt einem wieder ein, wie schmal dieser Grat eigentlich ist.

»Cope?«

Greta, meine Schwägerin, musterte mich mit dem üblichen, besorgten Gesichtsausdruck. Ich lächelte dagegen an.

»Woran denkst du gerade?«, flüsterte sie.

Sie wusste ganz genau, dass ich sie sowieso belügen würde.

»An Mini-Videokameras«, sagte ich.

»Was?«

Die anderen Eltern saßen auf den Klappstühlen. Ich lehnte mit verschränkten Armen hinter ihnen an der Zementwand. Über dem Eingang hing die Hallenordnung, und an den Wänden standen diverse unangenehm bedeutungsschwangere Sinsprüche, wie: »Du kannst mehr, als du meinst, nur wollen musst du.« Die zusammengeklappten Esstische lehnten neben mir an der Wand und boten einen weiteren Beweis dafür, dass sich Grundschulturnhallen nicht verändern. Sie werden nur kleiner, wenn man älter wird.

Ich deutete auf die Eltern. »Hier sind mehr Videokameras als Kinder in der Halle.«

Greta nickte.

»Und die Eltern filmen alles. Einfach alles. Was machen sie mit den ganzen Videos? Guckt sich die wirklich noch mal jemand von Anfang bis Ende an?«

»Tust du das nicht?«

»Lieber würde ich ein Kind gebären.«

Sie lächelte. »Nein«, sagte sie, »würdest du nicht.«

»Also gut, das vielleicht nicht, aber sind wir nicht alle Teil der MTV-Generation? Es geht um schnelle Schnitte. Viele Perspektivwechsel. Aber so etwas einfach abzufilmen und diese Bilder dann nichts ahnenden Verwandten oder Freunden vorzusetzen, erfüllt doch ...«

Die Tür ging auf. Den beiden Männer, die die Turnhalle betraten, sah ich sofort an, dass sie Polizisten waren. Selbst ohne meine Erfahrung mit Polizisten - ich bin der Bezirksstaatsanwalt von Essex County, zu dem auch die recht gewalttätige Stadt Newark gehört - wäre mir das aufgefallen. Manchmal zeigt das Fernsehen doch die Wahrheit. Dazu gehören zum Beispiel gewisse Vorlieben vieler Polizisten bei der Wahl ihrer Kleidung - die Väter im grünen Ridgewood kleiden sich einfach

anders. Wir kommen nicht in Anzügen, um unseren Kindern beim Turnen zuzugucken. Wir tragen Kordhosen oder Jeans und einen Pullunder über dem T-Shirt. Die beiden Männer trugen schlecht sitzende Anzüge in einem Braunton, der mich an Holzspäne nach einem Gewitter erinnerte.

Sie lächelten nicht. Ihre Blicke durchstreiften die Halle. Ich kenne die meisten Polizisten aus dieser Gegend, die beiden hatte ich jedoch noch nie gesehen. Das irritierte mich. Irgend etwas stimmte nicht. Ich wusste natürlich, dass ich nichts getan hatte, trotzdem empfand ich dieses »Ich war's nicht, komme mir aber trotzdem ein bisschen schuldig vor«-Gefühl.

Meine Schwägerin Greta und ihr Mann Bob hatten drei Kinder. Madison, die Jüngste, war sechs Jahre alt und ging mit meiner Cara in eine Klasse. Greta und Bob haben mir sehr geholfen. Nach dem Tod meiner Frau Jane - Gretas Schwester - waren sie nach Ridgewood gezogen. Greta hat immer behauptet, sie hätten das sowieso vorgehabt. Ich habe da meine Zweifel. Aber ich bin ihnen so dankbar, dass ich nicht allzu viele Fragen stelle. Ich weiß nicht, ob ich es ohne sie geschafft hätte.

Die anderen Väter stehen normalerweise mit mir hinten an die Wand gelehnt, aber bei solchen Veranstaltungen mitten am Tag haben nur wenige Zeit. Die Mütter - außer der, die mich jetzt mit finsternen Blicken über ihre Videokamera anstarre, weil sie meinen kurzen Anti-Videokamera-Vortrag mitgehört hatte - himmeln mich an. Das liegt natürlich nicht an mir, sondern an meiner Vorgeschichte. Meine Frau ist vor fünf Jahren gestorben, und ich erziehe meine Tochter allein. Hier in Ridgewood gibt es eine ganze Menge alleinerziehende Eltern, vor allem geschiedene Mütter, aber mir lässt man fast alles durchgehen. Wenn ich vergesse, eine Nachricht zu schreiben, meine Tochter zu spät abhole oder ihr Mittagessen auf dem Küchentisch stehen lasse, springen die anderen Mütter oder die Büroangestellten in der Schule ein, indem sie ihr helfen oder etwas

zu essen beisteuern. Männliche Hilflosigkeit finden sie niedlich. Wenn das einer alleinstehenden Mutter passieren würde, würden sie ihr vorwerfen, dass sie ihr Kind vernachlässigt, und übel über sie herziehen.

Die Kinder kullerten und stolperten weiter eifrig herum. Ich beobachtete Cara. Sie konnte sich sehr gut konzentrieren und machte ihre Sache gut, trotzdem konnte ich mich des Verdachts nicht ganz erwehren, dass sie etwas von den Koordinationsproblemen ihres Vaters geerbt hatte. Ein paar Mädchen aus dem Turn-Team der Highschool gaben Hilfestellung. Sie waren im letzten Schuljahr, mussten also siebzehn oder achtzehn Jahre alt sein. Das Mädchen, das Cara beim Versuch, einen Purzelbaum zu schlagen, unterstützte, erinnerte mich an meine Schwester. Meine Schwester Camille war gestorben, als sie etwa so alt war wie diese Mädchen, und die Medien hatten dafür gesorgt, dass ich das nie vergaß. Aber das war vielleicht auch besser so.

Meine Schwester wäre jetzt Ende dreißig gewesen, also mindestens so alt wie diese Mütter hier sind. Das ist ein seltsamer Gedanke. Ich sehe Camille immer als Teenager. Ich kann mir nicht vorstellen, was sie jetzt tun würde - eigentlich müsste sie mit diesem etwas debil-glücklich-besorgten »Zuerst einmal bin ich Mutter« - Lächeln in einem von diesen Stühlen sitzen und ihren Nachwuchs filmen. Ich frage mich, wie sie jetzt wohl aussehen würde, aber wieder habe ich nur den verstorbenen Teenager vor Augen.

Es macht vielleicht den Eindruck, dass ich etwas besessen vom Tod bin, aber zwischen der Ermordung meiner Schwester und dem verfrühten Ableben meiner Frau besteht ein riesiger Unterschied. Erstere hat meine Berufswahl bestimmt und mir meine heutige Karriere beschert. Im Gerichtssaal kann ich solche Ungerechtigkeiten bekämpfen. Und das tue ich auch. Ich versuche, die Welt sicherer zu machen, indem ich die Menschen, die anderen Schaden zufügen, hinter Gitter bringe, um

dadurch anderen Familien das zu geben, was meiner Familie nie vergönnt war - einen Schlusspunkt.

Beim zweiten Tod, dem meiner Frau, war ich hilflos und habe Mist gebaut, und das werde ich - ganz egal, was ich jetzt oder in der Zukunft noch tue - nie wiedergutmachen können.

Die Schulleiterin, die zu viel Lippenstift aufgelegt hatte, setzte ein besorgtes Lächeln auf und ging zum Eingang. Sie sprach die Polizisten an, die sie aber kaum beachteten. Ich verfolgte ihre Blicke. Als der größere Polizist - der Chef der beiden - mich sah, zögerte er kurz. Wir sahen uns einen Moment lang in die Augen. Mit einem fast unmerklichen Nicken forderte er mich auf, ihm nach draußen zu folgen, heraus aus diesem Refugium aus Lachen und Luftsprüngen. Ich bestätigte mit einem ebenso knappen Nicken, dass ich ihn verstanden hatte.

»Wo gehst du hin?«, fragte Greta.

Ich will nicht herzlos klingen, aber Greta war die hässliche Schwester. Sie sah ihr ähnlich, meiner lieblichen, toten Braut. Man sah, dass sie Schwestern waren. Doch die Merkmale, die die Schönheit meiner Jane noch erhöht hatten, hatten bei Greta eine andere Wirkung. Meine Frau hatte eine markante Nase, die irgendwie sexy war. Greta hat eine markante Nase, die, na ja, irgendwie groß war. Die weit auseinanderliegenden Augen hatten meiner Frau eine exotische Ausstrahlung verliehen. Greta sieht mit diesem großen Augenabstand ein wenig reptilienhaft aus.

»Weiß ich selbst nicht genau«, sagte ich.

»Arbeit?«

»Möglich.«

Sie blickte kurz zu den beiden vermeintlichen Polizisten hinüber und sah mich dann wieder an. »Ich wollte mit Madison bei Friendly's zu Mittag essen. Soll ich Cara mitnehmen?«

»Klar, das wäre prima.«

»Ich kann sie auch nach der Schule abholen.«

Ich nickte. »Das wäre eine große Hilfe.«

Dann gab Greta mir einen kurzen Kuss auf die Wange - das tut sie nur sehr selten. Ich machte mich auf den Weg. Lautes Kinderlachen begleitete mich. Ich öffnete die Tür und trat in den Flur. Die beiden Polizisten folgten mir. Auch Schulflure verändern sich nicht sehr. Mit ihrer fast vollständigen Stille und dem schwachen, aber charakteristischen Geruch, der gleichzeitig beruhigt und anregt, erinnern sie mich ein bisschen an Spukschlösser.

»Sind Sie Paul Copeland?«, fragte der größere Polizist.

»Ja.«

Er sah seinen kleineren Partner an. Der war fleischig und hatte keinen Hals. Er war gebaut wie ein Betonblock, ein Eindruck, der durch die grobporige Haut noch verstärkt wurde. Ein paar Schüler kamen um die Ecke. Vermutlich Viertklässler. Ihre Gesichter waren noch rot vor Anstrengung. Wahrscheinlich kamen sie direkt vom Sportplatz. Sie gingen an uns vorbei. Ihre abgekämpfte Lehrerin folgte ihnen. Sie bedachte uns mit einem steifen Lächeln.

»Am besten unterhalten wir uns draußen«, sagte der Größere.

Ich zuckte die Achseln. Ich hatte keine Ahnung, worum es ging. Ich hielt mich für unschuldig, war aber erfahren genug, um zu wissen, dass man bei Polizisten immer vorsichtig sein musste. Offenbar ging es nicht um den großen, schlagzeilenträchtigen Fall, an dem ich arbeitete. Sonst hätten sie bei mir im Büro angerufen, und ich hätte eine Nachricht aufs Handy oder meinen Blackberry bekommen.

Nein, es ging um etwas anderes - etwas Persönliches.

Auch da war ich sicher, dass ich mir nichts hatte zuschulden kommen lassen. Aber ich habe schon viele Verdächtige erlebt, die auf ganz verschiedene Arten reagiert haben. Einige davon hätten Sie bestimmt überrascht. Wenn die Polizei zum Beispiel einen Hauptverdächtigen in Gewahrsam nahm, ließ sie ihn oft

stundenlang allein im Vernehmungsraum sitzen. Man sollte meinen, die Schuldigen würden die Wände hochgehen, aber meistens war es genau umgekehrt. Die Unschuldigen wurden ganz hektisch und nervös. Sie hatten keine Ahnung, warum sie da waren oder welchen falschen Verdacht die Polizei gegen sie hegte. Die Schuldigen schliefen oft einfach ein.

Wir standen vor dem Schulgebäude. Die Sonne brannte auf uns herab. Der Größere kniff die Augen zusammen und schirmte sie mit der Hand vor der Sonne ab. Der Betonblock weigerte sich, irgendeine Schwäche zu zeigen.

»Ich bin Detective Tucker York«, sagte der Größere. Er zog seine Polizeimarke heraus und deutete auf den Betonblock.
»Und das ist Detective Don Dillon.«

Auch Dillon zückte seine Polizeimarke. Sie zeigten sie mir. Ich weiß nicht, warum sie das immer tun. Es wäre ein Leichtes, die zu fälschen. »Was kann ich für Sie tun?«, fragte ich.

»Würden Sie uns erzählen, wo Sie gestern Nacht waren?«, fragte York.

Bei einer solchen Frage hätten die Alarmsirenen sofort losgehen müssen. Ich hätte sie sofort darauf hinweisen müssen, wer ich war und dass ich ohne meinen Anwalt keine Fragen beantwortete. Aber ich war Anwalt. Ein verdammt guter sogar. Und als solcher war man ein noch größerer Narr, wenn man sich selbst vertrat. Aber ich war auch ein Mensch. Und als solcher wollte man gefallen, wenn man von der Polizei aufgeschreckt wurde. Dagegen konnte man nichts machen - trotz aller Erfahrung.

»Ich war zu Hause.«

»Kann das jemand bestätigen?«

»Meine Tochter.«

York und Dillon blickten in Richtung Turnhalle. »Das Mädchen, das da eben den Purzelbaum geschlagen hat?«

»Ja.«

»Sonst noch jemand?«

»Ich glaub nicht. Worum geht's?«

York hatte das Reden übernommen. Er ignorierte meine Frage. »Kennen Sie einen Mann namens Manolo Santiago?«

»Nein.«

»Sind Sie sicher?«

»Ziemlich sicher.«

»Warum nur ziemlich sicher?«

»Wissen Sie, wer ich bin?«

»Ja«, sagte York. Er hustete in seine Faust. »Sollen wir vielleicht vor Ihnen niederknien oder Ihren Ring küssen oder so etwas?«

»Das meinte ich nicht.«

»Gut, dann liegen wir ja auf einer Wellenlänge.« Ich mochte sein Verhaken nicht, ließ es ihm aber durchgehen. »Also, warum sind Sie nur »ziemlich sicher«, dass Sie Manolo Santiago nicht kennen?«

»Ich meine damit, dass mir der Name nicht bekannt vorkommt. Ich glaube nicht, dass ich ihn kenne. Aber ich kann nicht ausschließen, dass ich einmal Klage gegen ihn erhoben habe, dass er Zeuge in einem meiner Fälle war oder dass ich ihm vielleicht vor Jahren bei irgendeiner Wohltätigkeitsveranstaltung begegnet bin.«

York nickte und forderte mich damit auf weiterzureden. Ich schwieg.

»Hätten Sie etwas dagegen, uns zu begleiten?«

»Wohin?«

»Es dauert nicht lange.«

»Dauert nicht lange«, wiederholte ich. »Wo liegt das denn ungefähr?«

Die beiden Polizisten sahen sich an. Ich versuchte, entschlossen zu wirken.

»Ein Mann namens Manolo Santiago ist gestern Nacht ermordet worden.«

»Wo?«

»Seine Leiche wurde in Manhattan gefunden. In der Nähe der Washington Heights.«

»Und was hab ich damit zu tun?«

»Wir hoffen, dass Sie uns helfen können.«

»Wieso sollte ich Ihnen helfen können? Ich hab Ihnen doch schon gesagt, dass ich den Mann nicht kenne.«

»Sie haben gesagt...«, York sah tatsächlich in sein Notizheft, was allerdings nur Show war, da er meine Antworten nicht aufgeschrieben hatte, » ... Sie wären ziemlich sicher«, dass Sie ihn nicht kennen.«

»Okay, dann bin ich mir eben sicher. Gut? Ich bin mir sicher.«

Er klappte das Notizheft mit einer theatralischen Geste zu.

»Mr Santiago kannte Sie.«

»Woher wissen Sie das?«

»Es wäre uns lieber, wenn wir Ihnen das zeigen könnten.«

»Und mir wäre es lieber, wenn Sie es mir sagen.«

»Mr Santiago ...«, York zögerte, als müsste er über jedes Wort genau nachdenken, »hatte gewisse Gegenstände bei sich.«

»Gegenstände?«

»Ja.«

»Könnten Sie das etwas näher ausführen?«

»Gegenstände«, sagte er, »die auf Sie hinweisen.«

»Inwiefern weisen die auf mich hin?«

»Yo, Mr Staatsanwalt?«

Dillon - der Betonklotz - beteiligte sich am Gespräch.

»Ich bin Bezirksstaatsanwalt«, sagte ich.

»Egal.« Er reckte den Hals und deutete auf meine Brust.

»Langsam geh'n Sie mir echt auf die Eier.«

»Wie bitte?«

Dillon trat extrem nah an mich heran. »Sehen wir so aus, als ob wir Lust auf Ihre Wortklauberei hätten?«

Ich hielt das für eine rhetorische Frage, aber er wartete auf eine Antwort. Schließlich sagte ich: »Nein.«

»Dann hören Sie mir gut zu. Wir haben eine Leiche. Es gibt eindeutige Hinweise auf eine Verbindung zu Ihnen. Wollen Sie jetzt etwas zur Aufklärung beitragen oder lieber noch ein paar Worte verdrehen, womit Sie sich immer verdächtiger machen?«

»Was glauben Sie eigentlich, mit wem Sie hier reden, Detective?«

»Mit einem Mann, der eine Wahl gewinnen will und hofft, dass wir mit unserem Verdacht nicht direkt an die Presse gehen.«

»Wollen Sie mir drohen?«

York ging dazwischen. »Hier will keiner irgend jemandem drohen. «

Dillon hatte jedoch einen Volltreffer gelandet. Es stimmte, meine Berufung war noch befristet. Mein Freund, der aktuelle Gouverneur des Garden State, hatte mich zum geschäftsführenden Bezirksstaatsanwalt ernannt. Es gab auch ernst zu nehmende Überlegungen, ob ich für die Wahl als Kongressabgeordneter kandidieren oder mich sogar auf das freie Senatorenamt bewerben sollte. Ich müsste lügen, wenn ich behaupten wollte, dass ich keine politischen Ambitionen hatte. Ein Skandal oder auch nur der Anflug eines Skandals käme absolut ungelegen.

»Ich wüsste nicht, wie ich Ihnen helfen könnte«, sagte ich.

»Vielleicht können Sie es, vielleicht auch nicht«, ließ Dillon vernehmen. »Aber Sie wollen uns doch sicher helfen, wo Sie nur können, oder?«

»Selbstverständlich«, sagte ich. »Jedenfalls möchte ich nicht, dass Ihre Eier mehr unter Druck geraten als unbedingt nötig.«

Er hätte fast gelächelt. »Dann steigen Sie doch mal mit ein.«

»Heute Nachmittag habe ich einen wichtigen Termin.«

»Bis dahin sind Sie wieder zurück.«

Ich hatte mit einem verbeulten Chevrolet Caprice gerechnet, aber sie fuhren einen sauberen, neuen Ford. Ich setzte mich nach hinten. Meine beiden neuen Freunde nahmen vorne Platz. Auf der Fahrt sagten wir nichts. Die George Washington Bridge war verstopft, aber wir machten einfach die Sirene an und fuhren durch. Als wir in Manhattan waren, sagte York: »Wir halten Manolo Santiago für einen Decknamen.«

Ich sagte, »Mhm«, weil ich nicht wusste, was ich sonst hätte sagen sollen.

»Na ja, wir haben das Opfer noch nicht eindeutig identifiziert. Die Leiche wurde erst gestern Nacht gefunden. Der Mann hatte einen Führerschein auf den Namen Manolo Santiago bei sich. Wir haben das überprüft. Es scheint nicht sein richtiger Name zu sein. Seine Fingerabdrücke haben wir in unseren Datenbanken nicht gefunden. Also wissen wir nicht, wer er ist.«

»Und Sie glauben, dass ich ihn kenne?«

Sie antworteten nicht.

Yorks Stimme klang so sonnig wie ein Frühlingstag. »Sie sind Witwer, Mr Copeland, stimmt's?«

»Stimmt«, sagte ich.

»Muss schwer sein. So ganz allein mit einem Kind.«

Ich sagte nichts.

»Wir haben gehört, dass Ihre Frau Krebs hatte. Und Sie haben eine Wohltätigkeitsorganisation gegründet, die Gelder für die Suche nach einer Therapie sammelt.«

»Mhm.«

» Bewundernswert.«

Als ob die was davon verstünden.

»Das muss schon eigenartig sein für Sie«, sagte York.

»Was?«

»Auf der anderen Seite zu stehen. Normalerweise sind Sie derjenige, der die Fragen stellt, nicht der, der sie beantwortet. Muss ein seltsames Gefühl sein.«

Er lächelte mir durch den Rückspiegel zu.

»Hey, York«, sagte ich.

»Was ist?«

»Haben Sie ein Plakat oder ein Programm dabei?«, fragte ich.

»Ein was?«

»Ein Programm«, sagte ich. »Damit ich mir Ihre alten Kritiken ansehen kann, wissen Sie - bevor Sie die begehrte Rolle als guter Bulle gekriegt haben.«

York glückste. »Ich hab ja nur gesagt, dass es seltsam sein muss, weiter nichts. Ich meine, sind Sie vorher schon mal von der Polizei vernommen worden?«

Das war eine Fangfrage. Das mussten sie wissen. Ich hatte als Achtzehnjähriger in einem Ferienlager gejobbt. Vier Jugendliche - Gil Perez und seine Freundin Margot Green, Doug Billingham und seine Freundin Camille Copeland (also meine Schwester) - hatten sich am letzten Abend vor der Abfahrt in den Wald geschlichen.

Sie wurden nie wieder lebend gesehen.

Nur zwei der Leichen wurden gefunden. Die siebzehnjährige Margot Green lag mit durchschnittener Kehle nicht einmal hundert Meter vom Camp entfernt. Doug Billingham, auch siebzehn Jahre alt, fand man knapp einen Kilometer vom Camp entfernt. Er hatte mehrere Stichwunden, die Todesursache war aber auch bei ihm eine durchschnittene Kehle. Die Leichen der beiden anderen - von Gil Perez und meiner Schwester Camille - blieben verschwunden.

Der Fall hatte Schlagzeilen gemacht. Wayne Steubens, ein jugendlicher Betreuer aus gutem Hause, wurde zwei Jahre später verhaftet - allerdings erst nach dem dritten Sommer des Schreckens -, und da hatte er noch mindestens vier weitere Jugendliche ermordet. Man hat ihn den Sommer-Schlitzer genannt, was ein sehr naheliegender Spitzname war. Waynes nächste beiden

Opfer wurden in der Nähe eines Pfadfinder-Camps bei Muncie in Indiana gefunden, ein weiteres Opfer bei einem dieser A11-round-Sommercamps in Vienna, Virginia. Sein letztes Mordopfer hatte er bei einem Sportcamp in den Poconos in Pennsylvania erwischt. Den meisten hatte er die Kehle durchgeschnitten. Er hatte sie alle im Wald begraben, manche noch bevor sie tot waren. Ja, er hatte sie lebendig begraben. Alle Leichen wurden erst nach längerer Suche entdeckt. Bei dem Jungen in Pocono hatte es zum Beispiel ein halbes Jahr gedauert, bis seine Leiche gefunden wurde. Die meisten Fachleute glaubten, dass auch die Vermissten noch irgendwo da draußen im Wald vergraben lagen.

Wie meine Schwester.

Wayne hat nie ein Geständnis abgelegt, und obwohl er seit achtzehn Jahren in einem Hochsicherheitsgefängnis sitzt, beharrt er darauf, mit den ersten vier Morden nichts zu tun zu haben.

Ich glaube ihm nicht. Die Tatsache, dass irgendwo da draußen noch mindestens zwei Leichen lagen, hatte Spekulationen und Geheimniskrämerei Tür und Tor geöffnet. Dadurch war Wayne stärker ins Blickfeld der Öffentlichkeit geraten. Ich glaube, das gefällt ihm. Aber die Ungewissheit - dieser kleine Hoffnungsschimmer - brennt immer noch in mir wie eine offene Wunde.

Ich habe meine Schwester geliebt. Das haben wir alle. Die meisten Menschen denken, der Tod wäre das Schlimmste, was einem Menschen widerfahren kann. Das ist nicht wahr. Nach einer Weile ist die Hoffnung eine sehr viel grausamere Gefährtin. Wenn man so lange damit lebt wie ich inzwischen, wenn der Hals dauernd auf dem Hackklotz liegt und die Axt erst tagelang, dann monatelang, schließlich jahrelang über einem schwebt, sehnt man sich schließlich danach, dass sie fällt und einem den Kopf abtrennt. Die meisten Menschen glauben, meine Mutter hätte uns verlassen, weil meine Schwester ermordet worden ist.

Das Gegenteil ist der Fall. Meine Mutter hat uns verlassen, weil wir nie beweisen konnten, dass sie tot war.

Ich wünschte, Wayne Steubens würde erzählen, was er mit ihr gemacht hat. Nicht um eine richtige Trauerfeier zu veranstalten oder so etwas. Das wäre schön, aber darum ging es mir nicht. Der Tod hat die reine Zerstörungskraft einer Abrisskugel. Wenn er einen traf, war man am Boden zerstört, fand dann aber bald wieder an, etwas Neues aufzubauen. Aber durch die Ungewissheit - den Zweifel, diesen winzigen Hoffnungsschimmer - nagte der Tod wie Termiten an einem Haus, oder er zerstörte einen wie eine zehrende Krankheit den Körper. Man wurde von innen heraus zerfressen. Diesen inneren Verwesungsprozess kann man nicht aufhalten. Und man konnte nicht mit dem Neuaufbau beginnen, weil die Zweifel immer weiternagten.

Und das taten sie in mir wohl immer noch.

So gern ich diesen Aspekt meines Lebens auch für mich behalten hätte, hatte ich doch keine Chance, weil er immer wieder von den Medien in die Öffentlichkeit gezerrt wurde. Selbst bei der oberflächlichsten Google-Suche wäre mein Name sofort in Verbindung mit dem Geheimnis der ermordeten und vermissten Jugendlichen aus dem Ferien-Camp ganz oben auf der Liste der Suchergebnisse erschienen. Der Fall wurde auch immer mal wieder im Zuge der »Real Crime« -Programme im *Discovery Channel* oder bei *Court-TV* aufgegriffen. Ich war in jener Nacht im Wald dabei gewesen. Mein Name war unausweichlich mit dieser Sache verbunden. Und damals war ich auch von der Polizei vernommen worden. Eine Zeit lang hatte ich sogar zu den Verdächtigen gehört.

Also mussten sie das wissen.

Ich zog es vor, die Frage nicht zu beantworten. York und Dillon hakten nicht nach.

Im Leichenschauhaus führten sie mich dann einen langen Flur entlang. Niemand sagte etwas. Ich wusste nicht, wie ich

mich verhalten sollte. York hatte natürlich Recht gehabt. Ich stand auf der anderen Seite. Oft genug hatte ich Zeugen einen solchen Flur entlanggehen sehen. Ich kannte alle erdenklichen Reaktionen im Leichenschauhaus. Die meisten Zeugen gaben sich anfangs unerschütterlich. Warum, weiß ich nicht. Wollten sie sich auf die schreckliche Gewissheit vorbereiten? Oder hatten sie vielleicht noch ein Fünkchen Hoffnung? Wieder dieses Wort. Ich weiß es nicht. Egal, die Hoffnung schwand sofort. Bei der Identifikation von Toten machten wir keine Fehler. Wenn wir glaubten, dass es sich um Ihren Liebsten handelte, dann war er es auch. Im Leichenschauhaus gab es keine Wunder in letzter Sekunde. Niemals.

Ich wusste, dass York und Dillon mich beobachteten und neugierig auf meine Reaktion waren. Ich versuchte, meinen Schritt, meine Haltung und meinen Gesichtsausdruck unter Kontrolle zu halten. Ich wollte in jeder Beziehung neutral wirken. Dann fing ich an zu überlegen, was das sollte.

Sie führten mich an ein Fenster. Man betritt den Raum, in dem die Leichen aufgebahrt sind, nicht, man bleibt hinter einer Glasscheibe. Der Raum hinter dieser Scheibe war gefliest, damit man ihn leichter ausspülen konnte — eine schicke Einrichtung oder teure Reinigungsgeräte wären Verschwendungen gewesen. Bis auf eine waren die fahrbaren Bahnen leer. Die Leiche, die darauf lag, war mit einem Laken bedeckt, so dass nur der große Zeh mit dem Schildchen herausragte. Diese Schildchen benutzen die wirklich. Ich betrachtete den freiliegenden großen Zeh eingehend - er kam mir völlig unbekannt vor. Genau das dachte ich in diesem Moment. Ich dachte, ich erkenne den großen Zeh des Mannes nicht.

Das Gehirn macht seltsame Dinge, wenn man unter Stress steht.

Eine Frau mit einer Maske schob die Bahre näher ans Fenster heran. Mir kam ausgerechnet die Geburt meiner Tochter in den

Sinn. Ich dachte an die Neugeborenenstation. Das Fenster dort war fast genau wie dieses hier gewesen, mit diesen schrägen Karmustern. Die Krankenschwester, die ungefähr so groß war wie die Frau im Leichenschauhaus, hatte den kleinen Wagen mit meiner Tochter darin ans Fenster gerollt. Es war genau wie hier abgelaufen. Normalerweise hätte ich darin wohl etwas Tiefsinniges gesehen, mir Gedanken über den Anfang und das Ende des Lebens gemacht, heute tat ich das jedoch nicht.

Sie hob das obere Teil des Laken an und klappte es zurück. Ich betrachtete das Gesicht. Alle sahen mich an. Das wusste ich. Der Tote war ungefähr in meinem Alter. Ungefähr Mitte dreißig. Er trug einen Bart. Sein Kopf schien rasiert zu sein. Er trug eine Duschhaube. Die Duschhaube sah ziemlich albern aus, aber ich wusste, warum sie da war.

»Kopfschuss?«, fragte ich.

»Ja.«

»Wie viele?«

»Zwei.«

»Kaliber?«

York räusperte sich, als wollte er mich daran erinnern, dass es nicht mein Fall war. »Kennen Sie ihn?«

Ich sah ihn noch einmal an. »Nein«, sagte ich.

»Sind Sie sicher?«

Ich wollte nicken, aber etwas hielt mich davon ab .

»Was ist?«, fragte York.

»Warum bin ich hier?«

»Wir wollten wissen, ob Sie diesen Mann ...«

»Klar, aber wie kommen Sie drauf, dass ich ihn kennen könnte?«

Ich drehte mich um und sah, wie York und Dillon sich anguckten. Dillon zuckte die Achseln, und York wandte sich wieder an mich. »Er hatte Ihre Adresse in der Tasche«, sagte York. »Und ein paar Zeitungsausschnitte, in denen Sie erwähnt werden.«

»Ich bin eine Person des öffentlichen Lebens.«

»Das ist uns bekannt.«

Er schwieg. Ich sah ihn an. »Was noch?«

»Es ging in den Zeitungsausschnitten nicht um Sie. Wenigstens nicht direkt.«

»Worum ging's dann?«

»Um Ihre Schwester«, sagte er. »Und darum, was damals im Wald passiert ist.«

Es war schlagartig fünf Grad kälter im Raum, aber hey, schließlich waren wir hier im Leichenschauhaus. Ich versuchte gleichgültig zu klingen. »Vielleicht ist er ein »Real Crime«-Fan? Von denen gibt's jede Menge.«

Er zögerte. Die beiden Polizisten sahen sich an.

»Was noch?«, fragte ich.

»Wie meinen Sie das?«

»Was hatte er noch bei sich?«

York wandte sich an einen Untergebenen, dessen Anwesenheit mir überhaupt noch nicht aufgefallen war. »Können wir Mr Copeland die persönliche Habe des Verstorbenen zeigen?«

Ich betrachtete das Gesicht des Toten. Es war pockennarbig und faltig. Ich versuchte, mir das Gesicht ohne die Narben und Falten vorzustellen. Ich kannte den Mann nicht. Manolo Santiago war für mich ein Fremder.

Jemand brachte einen roten Plastikbeutel mit der Kleidung und den persönlichen Gegenständen des Toten. Sie leerten ihn auf einen Tisch aus. Aus der Entfernung sah ich eine Jeans und ein Flanellhemd. Außerdem ein Portemonnaie und ein Handy.

»Haben Sie das Handy überprüft?«, fragte ich.

»Ja. Ist ein Wegwerfhandy. Die Ruflisten sind leer.«

Ich wandte den Blick vom Gesicht des Toten ab und ging zum Tisch. Ich hatte weiche Knie.

Auf dem Tisch lagen mehrere zusammengefaltete Zettel. Ich nahm einen und faltete ihn vorsichtig auseinander. Es war der

Newsweek Artikel. Mit Bildern von den vier toten Teenagern - den ersten Opfern des Sommer-Schlitzers. Das erste zeigte immer Margot Green, weil man ihre Leiche sofort gefunden hatte. Doug Billingham wurde erst einen Tag später entdeckt. Das eigentliche Interesse lag aber auf den anderen beiden. Von Gil Perez und meiner Schwester hatte man blutverschmierte, zerrissene Kleidungsstücke gefunden - aber nicht die Leichen.

Und wieso nicht?

Ganz einfach. Der Wald war riesig. Wayne Steubens hatte sie gut versteckt. Aber manche Leute, besonders die, die gute Verschwörungstheorien mochten, wollten nichts davon wissen. Warum waren gerade die beiden nicht gefunden worden? Wie hätte Steubens die Leichen so schnell wegschaffen und begraben sollen? Hatte er vielleicht einen Komplizen gehabt? Wie hatte er das hingekriegt? Und was hatten die vier da eigentlich im Wald gemacht?

Selbst heute, achtzehn Jahre nach Waynes Verhaftung, sprachen die Menschen in der Umgebung noch über die »Geister« in diesem Wald - oder sie spekulierten, ob da ein Geheimkult in einer verlassenen Hütte hauste oder entflohe Patienten aus einer Nervenheilanstalt oder Männer mit Haken statt Händen, die Opfer eines bizarren medizinischen Experiments geworden waren. Hinter vorgehaltener Hand unterhielten sie sich auch über eine Art Waldschrat und erzählten sich, dass man die Überreste seines heruntergebrannten Lagerfeuers gefunden hatte, um das herum noch die Knochen der Kinder gelegen hätten, die er gefressen hatte. Sie sagten auch, dass sie nachts noch manchmal das Heulen und die Schreie nach Vergeltung von Gil Perez und meiner Schwester Camille hörten.

Ich habe viele Abende allein in diesem Wald verbracht. Ich habe nie jemanden heulen oder schreien hören.

Mein Blick streifte über die Fotos von Margot Green und Doug Billingham. Dann kam das meiner Schwester. Ich hatte

es schon hunderttausendmal gesehen. Die Medien mochten es, weil es so wunderbar normal wirkte. Camille sah aus wie das Mädchen von nebenan, jedermanns Lieblings-Babysitter, der nette Teenager, der unten an der Straße wohnte. Das Bild passte überhaupt nicht zu Camille. Sie war schadenfroh gewesen, mit lebhaften Augen und konnte Jungs mit einem schrägen »Scher dich zum Teufel«-Grinsen auf Distanz halten. Das Foto traf sie überhaupt nicht. Sie war viel mehr als das. Und genau das hatte sie vielleicht das Leben gekostet.

Gerade wollte ich mir das letzte Foto angucken, das von Gil Perez, aber plötzlich zuckte ich zusammen.

Mir blieb das Herz stehen.

Ich weiß, dass das dramatisch klingt, aber so fühlte es sich an. Ich musterte den Stapel Münzen aus Manolo Santiagos Tasche, und da sah ich ihn, und es fühlte sich an, als hätte mir eine Hand in die Brust gegriffen und mein Herz so fest zusammengepresst, dass es nicht mehr schlagen konnte.

Ich trat zurück.

»Mr Copeland?«

Meine Hand bewegte sich wie von selbst. Ich sah, wie meine Finger ihn hochnahmen und vor meine Augen führten.

Es war ein Ring. Ein Frauenring.

Ich betrachtete das Foto von Gil Perez, dem Jungen, der zusammen mit meiner Schwester im Wald ermordet worden war. Ich versetzte mich zwanzig Jahre zurück. Dann fiel mir die Narbe wieder ein.

»Mr Copeland?«

»Zeigen Sie mir seinen Arm«, sagte ich.

»Bitte?«

»Seinen Arm.« Ich drehte mich zum Fenster um und deutete auf die Leiche. »Zeigen Sie mir seinen Scheiß-Arm.«

York gab Dillon ein Zeichen. Dillon drückte auf den Knopf der Gegensprechanlage. »Er will den Arm des Toten sehen.«

»Welchen?«, fragte die Frau in der Leichenhalle.
York und Dillon sahen mich an.
»Ich weiß nicht«, sagte ich. »Beide, würde ich sagen.«
Sie waren überrascht, aber dann tat die Frau, was ich gesagt
hatte. Das Laken wurde weiter zurückgezogen.

Die Brust war jetzt behaart. Er war schwerer, wog mindestens
fünfzehn Kilo mehr als damals, aber das war nicht überraschend.
Er hatte sich verändert. Das hatten wir alle. Aber das wollte ich
nicht wissen. Ich betrachtete seine Arme, suchte nach der ge-
zackten Narbe.

Da war sie.

Auf dem linken Arm. Ich schnappte nicht nach Luft oder so
etwas. Es war so, als ob man mir plötzlich einen Teil meiner Re-
alität entrissen hätte und ich zu benommen war, um etwas dage-
gen zu tun. Ich stand einfach nur reglos da.

»Mr Copeland.«

»Ich kenne ihn«, sagte ich.

»Wer ist das?«

Ich deutete auf das Foto in der Zeitschrift. »Das ist Gil
Perez.«

2

Früher einmal hatte Professor Lucy Gold, mit ihren beiden
Doktortiteln in Englisch und Psychologie, ihre Sprechzeiten ge-
liebt.

Man hatte die Gelegenheit, sich von Angesicht zu Angesicht
mit den Studenten zu unterhalten und sie richtig kennenzuler-
nen. Es machte ihr Spaß, wenn die stillen Typen, die immer
mit gesenkten Köpfen hinten im Seminarraum saßen und mit-
schrieben wie beim Diktat, diejenigen, denen die Haare wie ein
schützender Vorhang vors Gesicht fielen - wenn sie bei ihr vor

der Tür standen, den Blick hoben und ihr erzählten, was sie auf dem Herzen hatten.

Aber meistens - so wie jetzt gerade - kamen nur noch die Arschkriecher, diejenigen, die glaubten, dass ihre Zensur einzig und allein von dem öffentlich zur Schau gestellten Enthusiasmus abhing und sich direkt proportional dazu verbesserte, wie sehr sie sich im Seminar und in der Sprechstunde produzierten, als würde Extrovertiertheit in diesem Land nicht sowieso schon ausreichend belohnt.

»Professorin Gold«, sagte das Mädchen namens Sylvia Potter. Lucy versuchte, sie sich in jungen Jahren vorzustellen, als Schülerin in der Mittelstufe. Wahrscheinlich war sie damals die penetrante Klassenbeste, die vor jedem Test gejammert hatte, dass sie eine Fünf schreiben würde, um dann als Erste mit selbstgefälligem Grinsen ihre Einser-Arbeit abzugeben und den Rest der Zeit damit zu verbringen, die Notizen in ihrem Heft zu vervollständigen.

»Ja, Sylvia?«

»Als Sie vorhin diese Stelle von Yeats vorgelesen haben, also, da war ich ja *so* ergriffen. Die Worte und die Art, wie Sie Ihre Stimme eingesetzt haben, das klang wie eine richtig ausgebildete Schauspielerin ...«

Lucy Gold überlegte, ob sie sie unterbrechen und sagen sollte: »Tun Sie mir einen Gefallen und backen Sie mir einfach ein paar Kekse«, aber sie lächelte einfach weiter. Das fiel ihr nicht leicht. Sie sah auf die Uhr und kam sich sofort schlecht vor, weil sie das getan hatte. Sylvia war eine Studentin, die versuchte, ihr Bestes zu geben. Mehr nicht. Wir suchen uns schließlich alle unsere Nischen, an die wir uns anpassen, damit wir darin überleben können. Und Sylvias Nische war vermutlich besser gewählt und weniger selbstzerstörerisch als viele andere.

»Und den Bericht zu schreiben, hat mir auch Spaß gemacht«, sagte sie.

»Das freut mich.«

»In meinem ging's um ... na ja, mein erstes Mal, wenn Sie wissen, was ich meine ...«

Lucy nickte. »Das soll vertraulich und anonym bleiben, ja?«

»Oh, klar.« Sie blickte zu Boden. Das überraschte Lucy. Sylvia sah sonst nie nach unten.

»Wenn Sie wollen, können wir uns dann hinterher, nachdem wir alle Berichte besprochen haben, noch einmal über Ihren unterhalten. Ganz persönlich, meine ich.«

Sie hatte den Kopf immer noch gesenkt.

»Sylvia?«

Das Mädchen antwortete leise: »Okay.«

Die Sprechstunde war zu Ende. Lucy wollte nach Hause. Sie versuchte, nicht halbherzig zu klingen, als sie fragte: »Oder wollen Sie jetzt darüber sprechen?«

»Nein.«

Sylvia sah immer noch zu Boden.

»Na denn«, sagte Lucy und sah noch einmal auf die Uhr. »In zehn Minuten muss ich bei einer Konferenz sein.«

Sylvia stand auf. »Danke, dass Sie sich die Zeit für mich genommen haben.«

»War mir ein Vergnügen, Sylvia.«

Sylvia sah aus, als wollte sie noch etwas sagen. Aber das tat sie nicht. Fünf Minuten später stand Lucy am Fenster ihres Büros und schaute auf den Innenhof hinunter. Sylvia kam aus der Tür, wischte sich übers Gesicht, hob den Kopf und zwang sich zu lächeln. Mit federndem Schritt ging sie über den Campus. Lucy sah, wie sie anderen Studenten zuwinkte, sich zu einer Gruppe stellte, sich nahtlos einfügte und dann ganz in der Masse verschwunden war.

Lucy wandte sich ab. Sie betrachtete sich im Spiegel, und was sie sah, gefiel ihr ganz und gar nicht. War das nicht ein Hilfeschrei gewesen?

*Wahrscheinlich, Luce, und du hast ihn geflissentlich überhört.
Gute Arbeit, Superstar.*

Sie setzte sich an den Schreibtisch und öffnete die untere Schublade. Da lag der Wodka. Wodka war gut. Den konnte man im Atem nicht riechen.

Ihre Bürotür wurde geöffnet. Der Typ, der eintrat, hatte seine langen, schwarzen Haare hinter die Ohren geklemmt und trug mehrere Ohrringe. Er war modisch unrasiert und auf eine Art attraktiv, die an einen alternden Boy-Group-Star erinnerte. Er hatte ein silbernes Piercing am Kinn, ein Anblick, der immer wieder für Irritation sorgte, und die tief sitzende Jeans wurde nur unzulänglich von einem beschlagenen Gürtel gehalten. Außerdem hatte er die Worte »Mehret euch redlich« auf den Hals tätowiert.

»Du«, sagte der Typ und lächelte sie an, »siehst echt rattenscharf aus.«

»Danke, Lonnie.«

»Nee, ist mein Ernst. Echt rattenscharf.«

Lonnie Berger war ihr wissenschaftlicher Mitarbeiter, obwohl sie gleich alt waren. Er war auf Dauer in der Fortbildungsfalle gefangen, machte immer wieder neue Abschlüsse und hing auf dem Campus rum. An der Augenpartie sah man ihm sein Alter an. Lonnie hatte genug vom politisch korrekten Umgang mit dem Sex auf dem Campus, daher hatte er beschlossen, die Grenzen auszuweiten, indem er jede Frau anbaggerte.

»Du solltest dir was anziehen, was dein Dekollete mehr betont«, fuhr Lonnie fort, »vielleicht einen von diesen neuen Push-up-BHs. Die Jungs im Seminar passen dann auch gleich viel besser auf.«

»Ja, genau das fehlt mir noch.«

»Ehrlich, Boss, wann hast du es zum letzten Mal getrieben?«

»Das muss jetzt acht Monate, sechs Tage und so etwa«, Lucy sah auf die Uhr, »vier Stunden her sein.«

Er lachte. »Du willst mich verarschen, stimmt's?«

Sie sah ihn nur an.

»Ich habe die Berichte ausgedruckt«, sagte er.

Die vertraulichen, anonymen Berichte.

Sie unterrichtete ein Seminar, das die Universität *Kreative Ver-nunft* genannt hatte, in dem neueste Erkenntnisse der Psycholo-gie mit kreativem Schreiben und Philosophie kombiniert wer-den sollten. Lucy fand das Konzept großartig. Die aktuelle Auf-gabe bestand darin, dass jeder Student über ein traumatisches Ereignis in seinem Leben schreiben sollte - etwas, über das man normalerweise mit niemandem sprach. Es wurden keine Namen genannt. Es wurde nicht benotet. Wenn der anonyme Student am Ende des Textes seine Zustimmung gab, durfte der Bericht im Seminar vorgelesen werden, damit darüber diskutiert werden konnte - aber auch da blieb der Verfasser anonym.

»Hast du schon angefangen, sie zu lesen?«, fragte sie.

Lonnie nickte und setzte sich auf den Stuhl, auf dem Sylvia vor ein paar Minuten gesessen hatte. Er legte die Füße auf den Schreibtisch. »Das Übliche«, sagte er.

»Schlechte erotische Literatur?«

»Ich würde eher sagen, schlechter Softporno.«

»Wo liegt der Unterschied?«

»Woher soll ich das denn wissen? Hab ich dir von meiner neuen Puppe erzählt?«

»Nein.«

»Zum Anbeißen.«

»Mhm.«

»Ist mein Ernst. Kellnerin. Der knackigste Arsch, mit dem ich je im Bett war.«

»Und warum sollte mich das interessieren?«

»Eifersüchtig?«

»Ja«, sagte Lucy. »Das muss es wohl sein. Gib mir die Be-richte, ja?«

Lonnie gab ihr ein paar. Sie vertieften sich in die Texte. Nach etwa fünf Minuten schüttelte Lonnie den Kopf.

Lucy fragte: »Was ist?«

»Wie alt sind die Kids so im Schnitt?«, fragte Lonnie. »So um die zwanzig, stimmt's?«

»Stimmt.«

»Und ihre sexuellen Eskapaden dauern immer um die zwei Stunden?«

Lucy lächelte. »Aktive Fantasie.«

»Haben die Männer zu deiner Zeit so lange durchgehalten?«

»So lange halten sie immer noch nicht durch«, erwiderte sie.

Lonnie zog eine Augenbraue hoch. »Bei dir liegt das aber daran, dass du so scharf bist. Sie können nicht an sich halten. Es ist also eigentlich deine eigene Schuld.«

»Hmm.« Sie klopfte sich mit dem Radiergummi des Bleistifts auf die Unterlippe. »Den Spruch bringst du auch nicht zum ersten Mal, was?«

»Findest du, ich brauch einen neuen? Wie wär's mit dem:
»Das ist mir noch nie passiert. Das schwör ich dir?««

Lucy stieß ein Summen aus. »Leider daneben. Einen Versuch hast du noch.«

»Mist.«

Sie lasen weiter. Lonnie pfiff und schüttelte den Kopf. »Vielleicht sind wir einfach zur falschen Zeit aufgewachsen.«

»Eindeutig.«

»Luce?« Er sah sie über das Papier an. »Du brauchst es wirklich mal.«

»Mhm.«

»Ich bin auch bereit, dir zu helfen, weißt du. Ganz ohne jede Verpflichtungen.«

»Und was ist mit Mrs Kellnerin-zum-Anbeißen?«

»Wir haben eine offene Beziehung.«

»Verstehe.«

»Also ich seh das als rein körperliche Sache. Gegenseitiges Rohrreinigen, wenn du verstehst, was ich meine.«

»Psst, ich lese.«

Er schwieg. Eine halbe Stunde später beugte Lonnie sich vor und sah sie an.

»Was ist?«

»Lies das mal«, sagte er.

»Wieso?«

»Lies es einfach, okay?«

Sie zuckte die Achseln, legte den Bericht zur Seite, den sie gerade gelesen hatte - noch eine Geschichte von einem Mädchen, das sich zusammen mit ihrem neuen Freund betrunken und am Ende in einem flotten Dreier wiedergefunden hatte. Lucy hatte schon viele Berichte über flotte Dreier gelesen. Offensichtlich war dabei immer Alkohol im Spiel.

Aber kurz darauf hatte sie das alles vergessen. Sie hatte vergessen, dass sie allein lebte und keine echte Familie mehr hatte, dass sie Professorin war und sich in ihrem Büro mit Blick auf den Innenhof befand, und sie hatte auch vergessen, dass Lonnie ihr noch immer gegenüber saß. Lucy Gold war verschwunden. An ihrem Platz saß eine jüngere Frau, eigentlich noch ein Mädchen, das einen anderen Namen hatte und kurz davor war, erwachsen zu werden, aber sie war immer noch ein Mädchen.

Was ich jetzt erzähle, passierte, als ich siebzehn Jahre alt war. Ich war in einem Sommerlager und hatte einen Ferienjob als Hilfsbetreuerin. Es war nicht schwer gewesen, den Job zu kriegen, weil das Lager meinem Vater gehörte ...

Lucy brach ab. Sie sah sich das Deckblatt an. Natürlich stand da kein Name. Die Studenten hatten die Berichte per E-Mail geschickt. Lonnie hatte sie ausgedruckt. Es sollte keine Möglichkeit geben zurück zu verfolgen, wer welchen Bericht geschickt

hatte. Es war eine vertrauensbildende Maßnahme. Die Studenten riskierten nicht einmal, dass ihre Fingerabdrücke auf dem Papier waren. Sie klickten einfach nur auf den Senden Button:

Das war der beste Sommer in meinem Leben. Wenigstens bis zur letzten Nacht. Selbst jetzt bin ich mir sicher, dass ich nie wieder eine so schöne Zeit erleben werde. Eigenartig, was? Trotzdem bin ich mir absolut sicher. Ich weiß, dass ich nie wieder so glücklich sein werde wie damals. Nie. Mein Lächeln hat sich verändert. Es ist trauriger geworden, als ob es zerbrochen wäre und nicht wieder repariert werden könnte.

In jenem Sommer habe ich einen Jungen geliebt. Ich werde ihn für diese Geschichte P nennen. Er war ein Jahr älter als ich und als Betreuer beschäftigt. Seine ganze Familie war im Sommerlager. Seine Schwester war auch Betreuerin, und sein Vater war der Arzt des Camps. Die sind mir aber kaum aufgefallen, denn als ich P begegnet bin, hatte ich gleich dieses Gefühl im Bauch.

Ich weiß, was Sie denken. Es war nur eine Sommerliebe unter Jugendlichen. Aber das stimmt nicht. Und ich habe immer noch Angst, dass ich nie mehr jemanden so lieben werde, wie ich P geliebt habe. Das klingt albern? Das denken alle. Vielleicht haben sie Recht. Ich weiß es nicht. Ich bin noch so jung. Aber mein Gefühl sagt etwas anderes. Es sagt mir, dass ich einmal im Leben die Chance auf Glück und Zufriedenheit hatte, und die habe ich verstreichen lassen.

In Lucys Herz bildete sich ein Loch, das von Satz zu Satz größer wurde.

Einmal sind wir nachts in den Wald gegangen. Das durften wir nicht. Es gab strenge Regeln. Keiner kannte die Regeln besser als ich. Ich habe schon seit meinem zehnten Lebensjahr die Sommerferien in diesem Lager verbracht. Damals hatte mein Dad das

Camp gekauft. Aber P hatte »Nachtwache«. Und weil meinem Dad das Camp gehörte, konnte ich überall hin. Clever, was? Zwei verliebte Jugendliche, die auf die anderen aufpassen sollten? Ein toller Plan!

Erst wollte er nicht mitkommen, sondern seine Pflicht tun, aber hey, ich wusste schon, wie ich ihn da weggriebe. Jetzt bedauere ich das natürlich. Aber damals habe ich ihn weggelockt. Also sind wir in den Wald gegangen, nur wir beide. Ganz allein. Der Wald da ist riesig. Wenn man in die falsche Richtung läuft, kann man sich für immer verlaufen. Ich habe Geschichten von Kindern gehört, die in den Wald gegangen und nie wieder zurückgekommen sind. Manche Leute sagen, dass sie da immer noch herumirren und wie die Tiere leben. Manche Leute sagen, dass sie gestorben sind oder noch Schlimmeres mit ihnen passiert ist. Naja, man kennt ja diese Lagerfeuer-Geschichten.

Früher habe ich über solche Geschichten immer gelacht. Sie haben mir keine Angst eingejagt. Jetzt läuft mir schon ein Schauer über den Rücken, wenn ich nur daran denke.

Wir gingen weiter. Ich kannte den Weg. P hielt meine Hand. Es war sehr dunkel im Wald. Man konnte kaum drei Meter weit sehen. Wir hörten ein Rascheln und wussten, dass noch jemand im Wald war. Ich blieb stehen, aber ich weiß noch, dass P in der Dunkelheit lächelte und seltsam den Kopf schüttelte. Wissen Sie, der einzige Grund, aus dem die Camp-Teilnehmer in den Wald gingen, war der, naja, es war eben ein gemischtes Lager. Es gab eine Jungen- und eine Mädchen-Seite, und der Waldstreifen, in dem wir waren, lag genau dazwischen. Den Rest kann man sich denken.

P seufzte. »Lass uns lieber nachgucken«, sagte er. Oder so etwas Ähnliches. An die genauen Worte kann ich mich nicht mehr erinnern.

Aber ich wollte das nicht. Ich wollte mit ihm allein sein.

Die Batterien in meiner Taschenlampe waren leer. Ich weiß

noch, wie schnell mein Herz schlug, als wir zwischen die Bäume traten. Ich war allein in der Dunkelheit, Hand in Hand mit dem Jungen, den ich liebte. Sobald er mich berührte, schmolz ich förmlich dahin. Kennen Sie dieses Gefühl? Wenn man nicht einmal fünf Minuten lang von einem Mann fernbleiben kann? Wenn man alles, was mit einem passiert, mit ihm in Verbindung bringt? Wenn man sich, ganz egal, was man auch tut, fragt: »Wie würde er darüber denken?« Es ist ein verrücktes Gefühl. Es ist wunderbar, aber es schmerzt auch. Man ist so angreifbar und verletzlich, dass man Angst bekommt.

»Psst«, flüsterte er. »Bleib stehen.«

Das taten wir. Wir blieben stehen.

*P zog mich hinter einen Baum. Er nahm mein Gesicht in beide Hände. Seine Hände waren groß, und sie fühlten sich toll an. Ganz sanft drückte er meinen Kopf nach hinten, und dann küsste er mich. Ich spürte es im ganzen Körper, ein Zittern, das im Herzen anfängt und sich von da aus in alle Richtungen ausbreitet. Er nahm die Hand von meinem Gesicht. Er legte sie auf meinen Brustkorb, direkt neben meinen Busen. Meine Unge-
duld wuchs. Ich stöhnte laut.*

Wir haben uns weiter geküsst. Es war so leidenschaftlich. Wir konnten uns gar nicht nah genug sein, jede Faser meines Körpers hat gelodert. Er hat die Hand unter meine Bluse geschoben. Mehr will ich darüber nicht sagen. Das Rascheln hatte ich vollkommen vergessen. Aber jetzt erinnere ich mich wieder daran. Wir hätten jemandem Bescheid sagen müssen. Wir hätten die anderen davon abhalten müssen, tiefer in den Wald hineinzugehen. Aber das haben wir nicht. Stattdessen haben wir uns geliebt.

Ich war so hin und weg, so verloren in unserem Tun, dass ich die Schreie anfangs gar nicht wahrgenommen habe. Und P ging es wahrscheinlich genauso.

Aber es folgten noch weitere Schreie, und wissen Sie, wie

Menschen, die dem Tod ganz nahe waren, ihre Erfahrungen beschreiben? Bei mir war es ganz ähnlich, aber umgekehrt. Es war so, als ob wir gemeinsam auf ein wunderbares Strahlen zuliefen, aber die Schreie waren wie ein Seil, das uns immer wieder zurückzog, obwohl wir immer weiterlaufen wollten.

P hatte aufgehört, mich zu küssen. Und jetzt kommt das Furchtbare.

Er hat mich nie wieder geküsst.

Lucy blätterte weiter, aber das war das Ende. Ihr Kopf schnellte hoch. »Wo ist der Rest?«

»Das ist alles. Du hast doch gesagt, dass sie Teile schicken können, weißt du das nicht mehr? Das ist alles, was bisher da ist.«

Sie blätterte die Seiten noch einmal durch.

»Alles okay, Luce?«

»Du kannst doch gut mit Computern umgehen, stimmt's, Lonnie?«

Wieder zog er eine Augenbraue hoch. »Mit den Ladys kann ich besser umgehen.«

»Seh ich so aus, als ob ich in Stimmung wäre?«

»Okay, schon gut. Ja, ich kann gut mit Computern umgehen. Wieso?«

»Ich muss rauskriegen, wer das geschrieben hat.«

»Aber ...«

»Ich muss«, wiederholte sie, »rauskriegen, wer das geschrieben hat.«

Er sah ihr in die Augen und betrachtete sie nachdenklich. Sie wusste, was er sagen wollte. Es war ein Betrug an allem, worum es in diesem Seminar ging. Sie hatten hier einige wirklich schreckliche Geschichten gelesen, eine sogar über einen sexuellen Missbrauch des Vaters, aber selbst da hatten sie nicht versucht, die Verfasserin ausfindig zu machen.

Lonnie sagte: »Erzählst du mir, worum es hier geht?«

»Nein.«

»Aber ich soll das ganze Vertrauen zerstören, das wir uns hier mühsam aufgebaut haben?«

»Ja.«

»Ist es so schlimm?«

Sie sah ihn nur an.

»Ach, was soll's«, sagte Lonnie. »Ich schau mal, was sich machen lässt.«

3

»Ich sag es Ihnen doch«, wiederholte ich noch einmal, »das ist Gil Perez.«

»Der Junge, der vor zwanzig Jahren mit Ihrer Schwester zusammen gestorben ist?«

»Ganz offensichtlich«, sagte ich, »ist er ja nicht gestorben.«

Sie glaubten mir wohl nicht.

»Es könnte vielleicht sein Bruder sein«, bot York an.

»Und der hat den Ring meiner Schwester dabei?«

»So ungewöhnlich sind diese Ringe auch wieder nicht«, wandte Dillon ein. »Vor zwanzig Jahren waren die absolut modern. Ich glaub, meine Schwester hatte auch so einen. Den hatte sie zum sechzehnten Geburtstag gekriegt, oder so. War in dem von Ihrer Schwester was eingraviert?«

»Nein.«

»Also wissen wir nicht genau, ob es ihrer war.«

Wir unterhielten uns noch eine Weile, aber viel mehr gab es dazu nicht zu sagen. Ich wusste eigentlich nichts. Sie sagten, sie würden sich melden. Sie wollten mit der Familie von Gil Perez reden und versuchen, eine offizielle Identifikation zu bekommen. Ich wusste nicht, was ich tun sollte. Ich war verwirrt und benommen und kam mir verloren vor.

Der Blackberry und das Handy liefen Amok. Ich kam zu spät zu einem Termin mit der Verteidigung im bisher wichtigsten Fall meiner Karriere. Zwei wohlhabende Universitäts-Tennisspieler aus dem noblen Vorort Short Hills wurden beschuldigt, eine sechzehnjährige Afroamerikanerin aus Irvington namens — nein, ihr Name half uns auch nicht weiter - Chamique Johnson vergewaltigt zu haben. Die Verhandlungen hatten schon begonnen, dann war es zu Verzögerungen gekommen, und jetzt hoffte ich auf eine Einigung über die Dauer der Haftstrafe, bevor wir noch einmal ganz von vorn anfangen mussten.

Die Polizisten setzten mich an meinem Büro in Newark ab. Ich wusste, dass die Anwälte der Gegenpartei meine Unpünktlichkeit für einen Trick halten würden, aber daran ließ sich jetzt nichts mehr ändern. Als ich mein Büro betrat, hatten die beiden Hauptanwälte der Verteidigung schon Platz genommen.

Der eine, Mort Pubin, stand sofort auf und fing an zu krakeelen: »Sie Schwein, wissen Sie eigentlich, wie spät es ist?«

»Hallo, Mort, haben Sie abgenommen?«

»Fangen Sie nicht mit solchem Scheiß an.«

»Moment, nein, es muss an was anderem liegen. Sie sind größer geworden, stimmt's? Sie sind gewachsen. Dann sind Sie ja bald ein richtig großer Junge.«

»Sie mich auch mal, Cope. Wir sitzen hier schon seit einer Stunde.«

Der andere Verteidiger, Flair Hickory, saß einfach nur mit übergeschlagenen Beinen da. Als könne er kein Wässerchen trüben. Trotzdem war Flair derjenige, auf den ich achten musste. Mort war laut, abstoßend und anmaßend. Flair hingegen fürchtete ich wie kaum einen anderen Verteidiger. Er widersprach allen Erwartungen. Erstens war Flair - der schwor, dass es sein richtiger Name war, ich hatte jedoch erhebliche Zweifel - schwul. Okay, das war keine große Sache. Viele Anwälte sind schwul, aber Flair war eine Tunte, wie sie im Buch steht. Er hätte das

Kind der Liebe von Liberace und Liza Minnelli sein können, das nur mit Barbra Streisand und Musicals aufgewachsen war.

Flair nahm sich im Gerichtssaal nicht zurück - er drehte erst recht voll auf.

Er ließ Mort noch ein oder zwei Minuten lang tobten. Flair streckte die Finger und inspizierte seine Maniküre. Sie schien ihm zu gefallen. Dann hob er die Hand und brachte Mort mit einem kurzen flatterigen Winken zum Schweigen.

»Das reicht jetzt«, sagte Flair.

Er trug einen violetten Anzug. Vielleicht war es auch Flieder oder Aubergine, irgend so ein Lilaton. Mit Farben kenne ich mich nicht so gut aus. Das Hemd hatte dieselbe Farbe wie der Anzug. Die Krawatte auch. Und das Einstecktuch. Und - großer Gott - die Schuhe auch. Flair sah, dass ich seine Aufmachung begutachtete.

»Gefällt es Ihnen?«, fragte er.

»Barney trifft Village People«, sagte ich.

Flair sah mich stirnrunzelnd an.

»Was ist?«

»Barney? Die Village People?«, sagte er und schürzte die Lippen. »Sind Sie sicher, dass Ihnen nicht ein paar noch altbackenere und abgehalfterte Popkultur-Anspielungen einfallen?«

»Eigentlich wollte ich was über den lila Teletubby sagen, aber da ist mir der Name nicht eingefallen.«

»Tinky Winky. Und selbst das wäre veraltet gewesen.« Er verschränkte die Arme und seufzte. »Wo wir also in diesem hemmungslos heterosexuell eingerichteten Büro versammelt sind, können wir uns jetzt vielleicht endlich darauf einigen, dass unsere Mandanten freikommen und wir die ganze Sache zu den Akten legen?«

Ich sah ihm in die Augen. »Sie haben es getan, Flair.«

Er stritt es nicht ab. »Wollen Sie diese derangede Stripperin und Prostituierte wirklich in den Zeugenstand rufen?«

Ich wollte sie verteidigen, aber er kannte die Fakten so gut wie ich. »Ja, das will ich.«

Flair versuchte, nicht zu lächeln. »Ich werde sie vernichten«, sagte er.

Ich sagte nichts.

Das würde er. Das wusste ich. Und genau darin lag das Problem mit seiner Masche. Er konnte hauen und stechen und bekam es trotzdem hin, dass die Jury ihn mochte. Ich hatte das schon mehrfach erlebt. Man sollte meinen, dass zumindest einige Geschworene homophob waren und Angst vor ihm hatten. Aber so lief das bei Flair nicht. Die weiblichen Geschworenen wollten mit ihm shoppen gehen und über die Unzulänglichkeiten ihrer Ehemänner reden. Die Männer fanden ihn so harmlos, dass sie glaubten, dieser Typ könnte ihnen doch bestimmt keine Unwahrheiten unterjubeln.

Insgesamt war das eine nahezu unüberwindbare Verteidigungsstrategie.

»Was wollen Sie?«, fragte ich.

»Sie sind nervös, oder?«

»Ich möchte dem Opfer einer Vergewaltigung nur Ihre Schikanen ersparen.«

»Moi?« Er legte die Hand auf die Brust. »Sie sehen mich verletzt.«

Ich sah ihn nur an. Währenddessen wurde die Tür geöffnet. Loren Muse, meine Chefermittlerin, kam herein. Muse war etwa so alt wie ich, also Mitte dreißig, und schon bei meinem Vorgänger, Ed Steinberg, Ermittlerin der Mordkommission gewesen.

Muse setzte sich, ohne ein Wort zu sagen oder mir auch nur zuzunicken.

Ich wandte mich wieder an Flair. »Was wollen Sie?«, fragte ich noch einmal.

»Für den Anfang«, sagte Flair, »wäre es ganz schön, wenn Miss Chamique Johnson sich dafür entschuldigen würde, den

Ruf von zwei aufrechten und anständigen Jungs zerstört zu haben.«

Ich sah ihn weiter an.

»Aber wir würden uns auch damit zufriedengeben, dass sofort sämtliche Klagen fallen gelassen werden.«

»Träumen Sie weiter.«

»Cope, Cope, Cope.« Flair schüttelte den Kopf und schnalzte missbilligend.

»Ich habe nein gesagt.«

»Einfach entzückend, wenn Sie den Macho geben, aber das wissen Sie bestimmt, oder?«

Flair sah Loren Muse an. Ein gepeinigter Ausdruck breitete sich auf seinem Gesicht aus. »Meine Güte, was tragen Sie denn da?«

Muse richtete sich auf. »Was?«

»Ihre Garderobe. Die sieht ja aus wie aus einer furchtbaren neuen Reality-Show auf Fox: *Wenn Polizistinnen sich selbst anziehen*. Du meine Güte. Und dann diese Schuhe ...«

»Sie sind sehr praktisch«, sagte Muse.

»Moderegel Nummer eins, mein Schatz: Die Worte *Schuhe* und *praktisch* dürfen nie im selben Satz vorkommen.« Ohne zu blinzeln wandte Flair sich wieder an mich. »Unsere Mandanten bekennen sich zu einem minderschweren Vergehen, und Sie verurteilen sie zu einer Bewährungsstrafe.«

»Nein.«

»Darf ich Ihnen noch zwei Worte sagen?«

»Diese Worte sind nicht zufällig Schuhe und praktisch, oder?«

»Nein, ich fürchte, diese beiden Worte sind für Sie weitaus beunruhigender. Sie lauten Cal und Jim.«

Er wartete. Ich sah Muse an. Sie rutschte auf ihrem Stuhl nach hinten.

»Diese netten kleinen Namen«, fuhr Flair fröhlicher fort.

»Cal und Jim. Sie sind Musik in meinen Ohren. Haben Sie das gehört, Cope?«

Ich schnappte nicht nach dem Köder.

»In der Aussage Ihres vermeintlichen Opfers ... Sie haben das Protokoll doch gelesen, oder? ... Laut Protokoll hat sie in der Aussage laut und deutlich gesagt, dass die Namen ihrer Vergewaltiger Cal und Jim lauten.«

»Das hat nichts zu bedeuten«, sagte ich.

»Na ja, wissen Sie, mein Süßer - und hören Sie gut zu, weil das für Ihren Fall sehr wichtig werden könnte -, unsere Mandanten heißen Barry Marantz und Edward Jenrette. Nicht Cal und Jim. Barry und Edward. Wollen wir die Namen jetzt mal alle zusammen sagen? Kommen Sie, wir schaffen das. Also: Barry und Edward. Klingt das auch nur im Entferntesten wie Cal und Jim?«

Mort Pubin übernahm die Beantwortung der Frage. Er grinste und sagte: »Nein, das tut es nicht, Flair.«

Ich schwieg.

»Und wissen Sie, was das Beste daran ist? Es ist die Aussage Ihres angeblichen Opfers«, fuhr Flair fort. »Das ist doch wirklich ganz wunderbar, finden Sie nicht? Warten Sie, ich suche es eben raus. Ich lese es einfach wahnsinnig gerne. Mort, hast du es? Moment, hier ist es.«

Flair hatte zum Lesen eine Halbbrille aufgesetzt. Er räusperte sich und las mit verstellter Stimme: »Die beiden Jungs, die das gemacht haben, heißen Cal und Jim.«

Er senkte den Zettel und sah mich an, als erwartete er Applaus.

Ich sagte: »In ihrer Vagina wurde Sperma von Barry Marantz gefunden.«

»Oh, ja, aber der junge Barry - er ist übrigens ein hübscher Junge, und wir wissen beide, wie wichtig das in einer Verhandlung ist - gibt zu, dass er am frühen Abend einvernehmlichen

Sex mit Ihrer eifrigen, jungen Miss Johnson hatte. Wir alle wissen, dass Chamique bei ihnen im Verbindungshaus war - das ist doch unstrittig, oder?«

Mir gefiel das nicht, trotzdem sagte ich: »Ja, das ist unstrittig.«

»Eigentlich waren wir uns sogar schon insoweit einig, dass Chamique Johnson dort eine Woche vorher als Stripperin aufgetreten ist.«

»Als Erotiktänzerin«, korrigierte ich.

Er sah mich nur an. »Und dann ist sie wiedergekommen. Ohne dass Geld den Besitzer gewechselt hat. Auch darin stimmen wir doch überein, oder?« Er wartete nicht auf eine Antwort. »Und ich kann Ihnen fünf oder sechs Studenten bringen, die bestätigen, dass sie sehr nett zu Barry gewesen ist. Ach, kommen Sie, Cope. Sie machen das doch auch nicht zum ersten Mal. Sie ist Stripperin. Sie ist minderjährig. Sie hat sich in eine Burschenschaftsparty eingeschlichen. Sie hat mit einem hübschen, reichen Jungen geschlafen. Und hinterher hat er, was weiß ich, sie nicht angerufen oder ignoriert oder sonst was. Und da ist sie dann sauer geworden.«

»Und hat jede Menge blaue Flecken«, sagte ich.

Mort schlug mit der Faust auf den Tisch. »Die will doch nur groß abkassieren«, sagte er.

Flair sagte: »Jetzt nicht, Mort.«

»Scheiß drauf. Wir wissen doch alle, was da läuft. Sie verklagt die Jungs, weil die reich sind.« Mort starrte mich an. »Sie wissen doch ganz genau, dass die Nutte schon vorbestraft ist, oder? Chamique ...«, er dehnte ihren Namen spöttisch aus, was mich maßlos ärgerte, »... hat sich auch schon einen Anwalt besorgt. Sie will die Jungs ausnehmen. Das ist nur ein großer Zahltag für das Miststück. Weiter nichts. Nur ein riesengroßer Scheiß Zahltag.«

»Mort?«, sagte ich.

»Was ist?«

»Sie sollen still sein, wenn Erwachsene sich unterhalten.«

Mort grinste höhnisch. »Und Sie sind auch nicht besser, Cope.«

Ich wartete.

»Sie haben auch nur deshalb Klage erhoben, weil die Beschuldigten reich sind. Und das wissen Sie ganz genau. Sie reizen dieses Armes-Opfer-reiche-Täter-Spielchen in den Medien voll aus. Und jetzt behaupten Sie nicht, dass das nicht stimmt. Wissen Sie, was mich daran so ankotzt? Wissen Sie, was mir dabei echt auf den Sack geht?«

Heute Morgen waren es noch die Eier, jetzt der Sack. Das war ein großer Tag für mich.

»Verraten Sie es mir, Mort.«

»Es ist gesellschaftlich akzeptiert«, sagte er.

»Was?«

»Der Hass auf die Reichen.« Mort hob empört die Hände. »Man hört das überall. »Ich hasse ihn, weil er so reich ist.« Sie brauchen sich nur Enron und diese ganzen Skandale angucken. Das Vorurteil, dass reiche Menschen hassenswert sind, wird immer weiter geschürt. Wenn ich jetzt sagen würde, »Hey, ich hasse die Armen«, dann würde man mich am nächsten Baum aufknüpfen. Aber die Reichen beschimpfen? Das steht jedem frei. Die Reichen hassen darf jeder.«

Ich sah ihn an. »Sie könnten vielleicht einen Förderverein gründen.«

»Sie können mich mal, Cope.«

»Nein, ehrlich. Donald Trump, die Manager von Halliburton, die Welt war einfach nicht fair zu ihnen. Ein Förderverein. Die brauchen das. Und vielleicht kann man im Fernsehen Spenden sammeln oder so.«

Flair Hickory erhob sich. Theatralisch, wie sonst? Ich rechnete fast damit, dass er noch einen Knicks mache. »Ich glaube,

für heute hat sich das erledigt. Wir sehen uns morgen, mein Hübscher. Und Sie ...«, er sah Loren Muse an, öffnete den Mund, schloss ihn wieder und erschauerte.

»Flair.«

Er sah mich an.

»Die Sache mit Cal und Jim«, sagte ich, »beweist nur, dass sie die Wahrheit sagt.«

Flair lächelte: »Wie kommen Sie denn darauf?«

»Ihre Jungs waren clever. Sie haben sich Cal und Jim genannt, damit sie das aussagt.«

Er zog eine Augenbraue hoch. »Und Sie glauben, damit können Sie die Geschworenen überzeugen?«

»Warum hätte sie das sonst sagen sollen, Flair?«

»Wie bitte?«

»Ich meine, wenn Chamique Ihre Mandanten reinreißen wollte, warum hätte sie dann nicht ihre richtigen Namen angeben sollen? Warum sollte sie sich diesen Cal-und-Jim-Dialog ausdenken? Sie haben Ihre Aussage gelesen. »Dreh sie da rum, Cal.« »Beug sie nach vorn, Jim.« »Hey, Cal, die Schlampe fährt voll darauf ab.« Warum sollte sie sich das ausdenken?«

Mort übernahm die Antwort. »Weil sie eine geldgeile Hure und dümmer als Brot ist.«

Aber ich merkte, dass ich Flair ins Grübeln gebracht hatte.

»Ich finde das unlogisch«, sagte ich zu ihm.

Flair beugte sich zu mir herüber. »Passen Sie auf, Cope: Das stört mich absolut nicht. Und das wissen Sie ganz genau. Vielleicht haben Sie recht. Vielleicht ist es wirklich unlogisch. Aber eins ist klar, es sorgt für Verwirrung. Und der von mir hoch verehrte Mr Berechtigte Zweifel mag Verwirrung.« Er lächelte. »Vielleicht haben Sie ein paar physische Beweise, aber wenn Sie das Mädel in den Zeugenstand rufen, werde ich mich nicht zurückhalten. Das wird Spiel, Satz und Sieg für uns. Und das wissen Sie genauso gut wie ich.«

Sie gingen zur Tür.

»Danke für den Applaus, mein Freund. Wir sehen uns im Gericht.«

4

Muse und ich sagten einen Moment lang nichts.

Cal und Jim. An den beiden Namen hatten wir schwer zu knabbern.

Normalerweise war der Chefermittler der Bezirksstaatsanwalt'schaft ein Veteran, ein mürrischer, von seiner Lebenserfahrung gezeichneter und oft auch schon etwas ausgebrannter Mann mit Bauch, der tiefe Seufzer aussließt und einen abgetragenen Trenchcoat trug. Seine Aufgabe bestand darin, den arglosen Bezirksstaatsanwalt, der aus rein politischen Gründen berufen oder wegen seiner hübschen Augen gewählt worden war, sicher durch die Stolperdrähte und Fußangeln des Strafverfolgungssystems im County zu lotsen.

Loren Muse war gut eins fünfzig groß und ungefähr so schwer wie ein durchschnittlicher Viertklässler. Meine Entscheidung für Muse hatte unter den Veteranen für große Aufregung gesorgt, sie hatte aber mit einem privaten Vorurteil von mir zu tun, das ich Ihnen hier verrate: Ich bevorzuge alleinstehende Frauen eines gewissen Alters. Sie arbeiten härter und sind wesentlich loyaler. Schon gut, ich weiß, aber meine bisherigen Erfahrungen haben diese Einschätzung fast in jedem Fall bestätigt. Wenn man sich eine alleinstehende Frau sucht, die älter als etwa dreiunddreißig Jahre ist, mit der Karriere als einzigm Lebeninhalt, dann steckt sie all ihre Zeit und Energie in die Arbeit, was man von Verheirateten mit Kindern niemals erwarten kann.

Der Fairness halber muss ich aber hinzufügen, dass Muse eine unglaublich begabte Ermittlerin ist. Ich sprach gern mit ihr

über die anfallenden Probleme. Aber jetzt starrte sie gerade zu Boden.

»Was denken Sie?«, fragte ich.

»Sind die Schuhe wirklich so hässlich?«

Ich sah sie an und wartete.

»Um es auf den Punkt zu bringen«, sagte sie, »wenn wir nicht irgendeine plausible Erklärung für die Cal-und-Jim-Sache finden, sind wir am Arsch.«

Ich starrte zur Decke.

»Was ist?«, fragte Muse.

»Die beiden Namen.«

»Was ist damit?«

»Warum?«, fragte ich zum zigsten Mal. »Warum ausgerechnet Cal und Jim?«

»Keine Ahnung.«

»Haben Sie Chamique noch mal befragt?«

»Hab ich. Ihre Geschichte ist schon fast erschreckend konsistent. Sie haben sich mit diesen Namen angesprochen. Wahrscheinlich haben Sie Recht, und das war einfach nur ein Täuschungsmanöver - damit Chamiques Geschichte bescheuert klingt.«

»Aber wie sind sie gerade auf diese Namen gekommen?«

»Wahrscheinlich haben sie sich die einfach ausgedacht.«

Ich runzelte die Stirn. »Wir übersehen da irgendwas, Muse.«

Sie nickte. »Ich weiß.«

Ich habe schon immer gut Dinge ausblenden können. Bis zu einem gewissen Grad können wir das alle, aber ich beherrsche es besonders gut. Ich kann in meiner Welt verschiedene Universen entwerfen. Ich kann mich mit einem Aspekt meines Lebens befassen und alle anderen vollkommen ausblenden. Bei einem Mafia-Film fragen sich viele Menschen, wie der Auftragskiller auf der Straße so gewalttätig und zu Hause so liebevoll sein kann. Ich habe damit kein Problem. Ich kann das auch.

Ich bin nicht etwa stolz darauf. Es ist keine unbedingt erstrebenswerte Eigenschaft. Sie bietet zwar einen gewissen Schutz, aber ich habe auch schon erlebt, was für Ungeheuerlichkeiten damit gerechtfertigt werden.

Also hatte ich die letzte halbe Stunde mehrere unvermeidliche Fragen ignoriert: Wenn Gil Perez die ganze Zeit gelebt hatte, wo war er dann gewesen? Was war in jener Nacht im Wald passiert? Und natürlich die Frage aller Fragen: Wenn Gil Perez die schreckliche Nacht überlebt hatte ...

Hatte meine Schwester sie womöglich auch überlebt?

»Cope?«

Es war Muse.

»Was ist los?«

Ich wollte es ihr erzählen. Aber das war nicht der richtige Zeitpunkt. Ich musste meine Gedanken selbst erst mal ein bisschen ordnen. In Erfahrung bringen, was womit zusammenhing. Und zuallererst musste ich mich versichern, dass es wirklich die Leiche von Gil Perez war. Ich stand auf und ging zu ihr hinüber.

»Cal und Jim«, sagte ich. »Wir müssen rausbekommen, worum es dabei geht - und zwar schnell.«

*

Greta, die Schwester meiner Frau, und ihr Mann Bob leben in einem McMansion, einem neuen, etwas prätentiösen Eigentumshaus auf zu kleinem Grundstück, in einer neu gebauten Sackgasse, die fast genauso aussieht wie jede andere neue Sackgasse in den USA. Die Grundstücke sind zu klein für die elefantösen Backsteinbauten, die sie fast vollständig einnehmen. Die Häuser haben zwar unterschiedliche Formen und Grundrisse, sehen aber trotzdem irgendwie gleich aus. Alles ist übertrieben herausgeputzt, und die künstlich aufgetragene »Patina« soll ein gewisses Alter suggerieren, führt aber dazu, dass die Häuser nur noch steriler wirken.

Ich hatte Greta noch vor meiner späteren Frau kennengelernt. Meine Mutter hatte uns vor meinem zwanzigsten Geburtstag verlassen, aber ich erinnere mich noch an etwas, das sie mir ein paar Monate, bevor Camille in diesen Wald gegangen ist, erzählt hat. Wir gehörten zu den Ärmsten in dem ziemlich durchmischten Ort, in dem wir wohnten. Wir waren aus der damaligen Sowjetunion ausgewandert, als ich vier Jahre alt war. Am Anfang war es noch ganz gut gelaufen - wir waren als Helden in die USA gekommen -, doch das änderte sich schon bald und ziemlich schnell.

Wir wohnten im Obergeschoss eines Dreifamilienhauses in Newark, trotzdem gingen Camille und ich in West Orange auf die Columbia High. Mein Vater Wladimir Kopinski (er hatte den Namen zu Copeland »amerikanisieren« lassen) war früher in Leningrad Arzt gewesen, bekam aber in seiner neuen Heimat keine Zulassung und konnte daher nicht praktizieren. Am Ende hat er sich als Anstreicher verdingt.

Meine Mutter, eine zerbrechliche Schönheit namens Natascha, die einst stolze und gebildete Tochter eines aristokratischen Professors, nahm diverse Putzjobs bei wohlhabenderen Familien in Short Hills und Livingston an, konnte aber keinen davon lange halten.

An jenem Tag war meine Schwester Camille aus der Schule nach Hause gekommen und hatte spöttisch verkündet, dass die Tochter einer der reichsten Familien der Umgebung in mich verknallt sei. Meine Mutter war sofort vollkommen hingerissen.

»Du musst sie einladen«, sagte sie zu mir.

Ich zog eine Grimasse. »Hast du sie schon mal gesehen?«

»Ja, das habe ich.«

»Dann weißt du ja auch«, sagte ich, wie man es von einem Siebzehnjährigen nicht anders erwarten konnte, »dass sie ein echtes Monster ist.«

»Es gibt ein altes, russisches Sprichwort«, erwiderte meine

Mutter und hob den Finger, um ihre Aussage zu betonen. »Eine reiche Frau ist schön, wenn sie auf ihrem Geld steht.«

Das war der erste Gedanke, der mir in den Sinn kam, als ich Greta begegnete. Ihre Eltern - meine ehemaligen Schwiegereltern, wie ich es nennen würde, die Großeltern meiner Cara sind sie auf jeden Fall noch - waren steinreich. Meine Frau war in Reichtum aufgewachsen. Ihr Erbe lag im Treuhandvermögen für Cara. Ich war der Treuhänder. Jane und ich hatten lange und intensiv darüber diskutiert, in welchem Alter sie den Hauptteil ihres Besitzes bekommen sollte. Wir wollten vermeiden, dass sie zu jung so viel Geld erbte, aber andererseits gehörte es ihr.

Meine Jane war in allen Belangen so praktisch und vernünftig, nachdem die Ärzte ihr das Todesurteil verkündet hatten. Ich konnte nicht damit umgehen. Man lernt viel, wenn ein Mensch, den man liebt, langsam ausgezählt wird. Ich habe gelernt, wie stark und tapfer ein Mensch sein kann, was ich vor Janes Erkrankung für unvorstellbar gehalten hatte. Außerdem habe ich erfahren, dass ich weder ihre Kraft noch ihren Mut besitze.

Cara und Madison, meine Nichte, spielten in der Einfahrt. Die Tage wurden jetzt merklich länger. Madison saß auf dem Asphalt und malte mit Kreidestücken darauf, die wie Zigarren aussahen. Meine Tochter fuhr auf einem dieser langsamen, motorisierten Mini-Autos, auf die Drei- bis Sechsjährige heutzutage so versessen sind. Die Kinder, denen sie gehörten, spielten nie damit. Das taten nur Besucher und Spielkameraden.

Ich stieg aus dem Wagen und rief: »Hallo, meine Lieben.«

Ich wartete, dass die beiden sechsjährigen Mädchen ihr Spiel beendeten, zu mir herübergerannt kamen und mich umarmten. So hatte ich mir das gedacht. Madison sah zwar zu mir herüber, hätte aber nicht gelangweilter blicken können. Meine Tochter tat so, als hätte sie mich nicht gehört. Cara fuhr mit dem Barbie-Jeep einen Kreis. Der Akku war fast leer, und das Elektro-

fahrzeug bewegte sich langsamer als mein Onkel Morris, wenn er einen Scheck aus der Tasche zog.

Greta stieß die Fliegentür auf. »Hey.«

»Hey«, sagte ich. »Wie war der Rest der Turnvorführungen?«

»Da brauchst du dir keine Sorgen machen«, sagte Greta und hob die Hand zu einem PseudoSalut über die Augen. »Ich hab alles auf Video.«

»Na prima.«

»Und was war mit den beiden Polizisten?«

Ich zuckte die Achseln. »Bloß Arbeit.«

Sie glaubte mir nicht, hakte aber nicht nach. »Ich hab Caras Rucksack im Haus.«

Sie ging rein und ließ die Tür hinter sich zufallen. Zwei Arbeiter kamen hinten aus dem Garten. Bob und Greta ließen einen Swimmingpool bauen und bei der Gelegenheit gleich noch den Garten umgestalten. Das hatten sie schon seit Jahren geplant, dann aber gewartet, bis Madison und Cara alt genug waren und schwimmen konnten.

»Komm«, sagte ich zu meiner Tochter. »Wir müssen los.«

Wieder ignorierte Cara mich, indem sie vorgab, dass sie über dem Surren des rosafarbenen Barbie-Jeeps nichts hören konnte. Ich runzelte die Stirn und starrte auf sie hinab. Cara war unglaublich dickköpfig. Gern hätte ich gesagt: »Genau wie ihre Mutter«, aber meine Jane war die geduldigste und verständnisvollste Frau, die man sich nur vorstellen konnte. Es war faszinierend. Man sah sowohl die schlechten als auch die guten Eigenschaften in seinen Kindern. All ihre negativen Eigenschaften schien Cara von ihrem Vater geerbt zu haben.

Madison legte die Kreide zur Seite. »Jetzt mach schon, Cara.«

Cara ignorierte auch ihre Spielgefährtin. Madison zuckte die Achseln und seufzte auf diese kindlich weltüberdrüssige Art. »Hi, Onkel Cope.«

»Hey, Süße. Habt ihr schön zusammen gespielt?«

»Nein«, sagte Madison und stemmte die Fäuste in die Hüfte.
»Cara spielt nie mit mir. Sie spielt immer nur mit meinen Sachen.«

Ich versuchte, sie verständnisvoll anzugucken.

Greta kam mit dem Rucksack aus dem Haus. »Die Hausaufgaben sind schon erledigt«, sagte sie.

»Danke.«

Sie winkte ab. »Cara, mein Schatz? Dein Vater wartet auf dich.«

Cara ignorierte auch sie. Ich wusste, dass ein Wutanfall bevorstand. Auch das hat sie wohl von ihrem Vater. In unserem von Disney inspirierten Weltbild hat die Beziehung zwischen einem verwitweten Vater und seiner Tochter etwas Zauberhaftes. Als Beweis kann man praktisch jeden Kinderfilm heranziehen - Die kleine Meerjungfrau, Die Schöne und das Biest, Sara, Die kleine Prinzessin, Aladdin -, man kennt das ja. In Filmen scheint es ziemlich toll zu sein, wenn man keine Mutter hat, was, wenn man genauer darüber nachdenkt, ziemlich pervers ist. Im richtigen Leben ist es ungefähr das Schlimmste, was einem kleinen Mädchen passieren kann.

Ich sagte streng: »Cara, wir wollen jetzt los.«

Ihre Miene war starr - ich bereitete mich auf den Streit vor -, aber zum Glück waren die Götter auf meiner Seite. Die Batterie des Barbie-Jeeps war endgültig leer. Der rosaarbene Wagen blieb stehen. Cara versuchte den Wagen durch kräftiges Rucken noch ein paar Zentimeter vorwärtszubewegen, doch er rührte sich nicht mehr. Cara seufzte, stieg aus dem Jeep und ging zum Auto.

»Sag Tante Greta und deiner Cousine auf Wiedersehen.«

Das erledigte sie dann in einem so verdrossenen Tonfall, dass sie damit den Neid jedes Teenagers erregt hätte.

Als wir zu Hause waren, schaltete Cara sofort und ohne um

Erlaubnis zu fragen den Fernseher an und sah sich eine Folge von *SpongeBob* an. *SpongeBob* schien immer zu laufen. Ich hatte mich schon mehrfach gefragt, ob es einen eigenen *SpongeBob*-Sender gab. Außerdem gab es offenbar nur ungefähr drei verschiedene Folgen dieser Serie. Das störte die Kids allerdings absolut nicht.

Ich wollte Cara zurechtweisen, ließ ihr das dann aber einfach durchgehen. Im Moment war ich froh, dass sie etwas zu tun hatte. Meine Gedanken schwankten immer noch zwischen der Chamique-Johnson-Vergewaltigung und dem plötzlichen Erscheinen und der Ermordung von Gil Perez. Ich musste zugeben, dass mein großer Fall, der größte in meiner bisherigen Karriere, dabei deutlich zu kurz kam.

Ich machte Abendbrot. Meistens gingen wir Essen oder bestellten uns etwas ins Haus. Ich hatte eine Haushälterin, die sich auch um Cara kümmerte, aber sie hatte heute ihren freien Tag. »Wie wär's mit ein paar Hot Dogs?«

»Mir egal.«

Das Telefon klingelte. Ich ging ran.

»Mr Copeland? Hier spricht Detective Tucker York.«

»Ja, Detective. Was kann ich für Sie tun?«

»Wir haben die Eltern von Gil Perez ausfindig gemacht.«

Meine Hand umklammerte den Hörer fester. »Haben sie die Leiche identifiziert?«

»Noch nicht.«

»Was haben Sie ihnen gesagt?«

»Hören Sie, das soll jetzt nicht anmaßend klingen, aber so etwas bespricht man nicht am Telefon, oder? »Ihr toter Sohn könnte die ganze Zeit am Leben gewesen sein - ach ja, und jetzt haben wir seine Leiche gefunden.«

»Schon klar.«

»Also haben wir uns ziemlich vage ausgedrückt. Wir haben sie herbestellt und gucken mal, ob sie ihn eindeutig identifizie-

ren. Aber wir wollten Sie noch etwas fragen: Wie sicher sind Sie, dass es sich um Gil Perez handelt?«

»Ziemlich sicher.«

»Ihnen ist schon klar, dass das nicht ausreicht?«

»Ja, das ist mir klar.«

»Es ist auch schon spät. Mein Partner und ich sind außer Dienst. Also holt einer von unseren Leuten die Perez' morgen Vormittag ab und fährt mit ihnen zum Leichenschauhaus.«

»Und was ist das hier jetzt? Ein Höflichkeitsanruf?«

»So was in der Art. Ich verstehe, dass Sie sich für den Fall interessieren. Also sollten Sie morgen vielleicht auch vorbeischauen. Falls sich noch weitere Fragen ergeben.«

»Wo?«

»Im selben Leichenschauhaus wie heute Vormittag. Sollen wir Sie abholen lassen?«

»Nicht nötig, ich find schon hin.«

5

Ein paar Stunden später deckte ich meine Tochter zu.

Beim Zubettgehen machte sie nie irgendwelche Probleme. Wir haben ein wunderbares Ritual entwickelt. Ich lese ihr etwas vor. Ich mache das nicht, weil in allen Magazinen für Eltern steht, dass man das tun soll. Ich mache es, weil es ihr gefällt. Sie schlafst dabei nie ein. Ich lese ihr jeden Abend vor, und dabei ist sie nicht einmal auch nur leicht weggedämmert. Im Gegensatz zu mir. Manche der Bücher sind unsäglich. Ich schlafe dann neben ihr im Bett ein. Sie lässt mich schlafen.

Mit ihrem unersättlichen Hunger auf Bücher zum Vorlesen konnte ich nicht mithalten, also habe ich mir ein paar Hörbücher besorgt. Jetzt lese ich ihr zuerst etwas vor, dann kann sie sich noch eine Seite der Hörbuch-Kassette anhören - die ist

normalerweise etwa 45 Minuten lang -, bevor sie die Augen zumachen und sich schlafen legen muss. Cara versteht und akzeptiert diese Regel.

Jetzt las ich ihr Roald Dahl vor. Ihre Augen waren weit aufgerissen. Letztes Jahr war ich mit ihr bei der Aufführung von König *der Löwen* und habe ihr eine aberwitzig überteuerte *Timon*-Puppe gekauft. Cara hält sie im rechten Arm. Auch Timon ist ein begeisterter und unersättlicher Zuhörer.

Als ich mit dem Lesen fertig war, gab ich Cara einen Kuss auf die Wange. Sie roch nach Babyshampoo. »Gute Nacht, Daddy«, sagte sie.

»Gute Nacht, mein Schatz.«

Kinder. Gerade haben sie sich noch benommen wie eine übel-lauelige Medea, schon sind sie wieder allerliebst und die reinsten Engel.

Ich schaltete den Kassettenrecorder an und das Licht aus. Ich ging in mein Arbeitszimmer und stellte meinen Computer an. Ich hatte von zu Hause direkten Zugriff auf die Arbeitsakten. Ich öffnete den Chamique-Johnson-Ordner und fing an zu grübeln.

Cal und Jim.

Mein Opfer taugte nicht zum Liebling der Geschworenen. Chamique war sechzehn Jahre alt und hatte ein uneheliches Kind. Sie war zweimal festgenommen worden, einmal wegen Prostitution und einmal wegen Marihuana-Besitzes. Sie verdiente ihr Geld als Erotiktänzerin auf Partys - und ja, selbstverständlich ist das die freundliche Umschreibung für eine Stripperin. Die Geschworenen würden sich fragen, was sie auf dieser Party gemacht hatte. So etwas konnte mich allerdings nicht schrecken. Es stärkte allenfalls meine Kampfbereitschaft. Nicht weil ich politisch korrekt sein wollte, aber ich bin ein Anhänger - ein großer Anhänger - von Gerechtigkeit. Wenn Chamique eine blonde Klassensprecherin aus dem blütenwei-

ßen Livingston und die Jungs schwarz gewesen wären - na ja, man brauchte kein weiteres Wort darüber zu verlieren.

Chamique war ein Mensch. Und als solcher hatte sie das, was Barry Marantz und Edward Jenrette ihr angetan hatten, nicht verdient.

Und ich würde die beiden dafür zur Verantwortung ziehen.

Ich ging die Akte von Anfang an noch einmal durch. Das Verbindungshaus war ein feudaler, frisch gestrichener Bau mit Marmorsäulen und neuen Teppichen. Ich prüfte die Telefonlisten. Es waren unglaublich viele, da jeder Student seinen eigenen Anschluss hatte und Handy, SMS und E-Mail dazukamen. Einer von Muses Ermittlern war jedem Telefonat nachgegangen, das in der fraglichen Nacht in dem Haus geführt worden war. Es waren über hundert, trotzdem war ihm nichts Besonderes aufgefallen. Ansonsten fanden sich die üblichen Rechnungen in der Akte: Strom, Wasser, das Bestellkonto eines Getränkeladens aus der Umgebung, Hausmeisterdienste, Kabelfernsehen, Onlinedienste, Netflix, ein Pizza-Lieferdienst...

Halt.

Ich dachte darüber nach. Ich dachte an die Aussage meines Opfers - ich brauchte nicht nachzulesen. Sie war abscheulich und ziemlich detailliert. Die beiden Jungs hatten Chamique gezwungen, verschiedene Stellungen einzunehmen und diverse sexuelle Handlungen zu vollführen. Dabei hatten sie die ganze Zeit geredet. Aber irgendetwas daran, wie sie sie herumgeschoben und positioniert hatten ...

Das Telefon klingelte. Es war Loren Muse.

»Gute Neuigkeiten?«, fragte ich.

»Nur wenn die Wendung »Keine Neuigkeiten sind gute Neuigkeiten wirklich zutrifft.««

»Tut sie nicht«, sagte ich.

»Mist.«

»Haben Sie was gefunden?«, fragte sie.

Cal und Jim. Was hatte ich da übersehen? Ich war ganz kurz davor. Man kennt ja dieses Gefühl, wenn etwas fast zum Greifen nah ist, so wie der Name des Hundes in der Fernsehserie *Petticoat Junction* oder wie der Boxer hieß, den Mr T in *Rocky III* gespielt hat. So war es jetzt bei mir. Aber ich kam nicht drauf.

Cal und Jim.

Die Antwort war hier irgendwo versteckt, sie hatte sich direkt hinter irgendeiner Hirnwindung verkrochen. Mist, ich musste einfach weitermachen, bis ich sie geschnappt hatte und festhalten konnte.

»Noch nicht«, sagte ich. »Aber wir müssen in dem Punkt am Ball bleiben.«

*

Am nächsten Morgen saß Detective York Mr und Mrs Perez gegenüber.

»Danke, dass Sie gekommen sind«, sagte er.

Mrs Perez hatte vor zwanzig Jahren in der Wäscherei des Ferienlagers gearbeitet, trotzdem hatte ich sie seit der Tragödie nur einmal gesehen. Die Familien der Opfer - die wohlhabenden Greens, die reichen Billnghams, die armen Copelands und die noch ärmeren Perez' - hatten sich in einem großen, noblen Anwaltsbüro hier ganz in der Nähe getroffen. Es hatte eine Gemeinschaftsklage der vier Familien gegen den Besitzer des Lagers gegeben. Damals hatten die Perez' kaum etwas gesagt. Sie hatten nur dagesessen und zugehört und den anderen das Wort überlassen. Ich weiß noch, wie verkrampft Mrs Perez ihre Handtasche auf dem Schoß umklammert hatte. Jetzt lag ihre Handtasche auf dem Tisch, trotzdem hingen die Hände wie festgewachsen daran.

Sie saßen in einem Vernehmungsraum. Detective York hatte vorgeschlagen, dass ich das Gespräch durch einen halbdurchläs-

sigen Spiegel beobachtete. Er wollte nicht, dass sie mich schon sahen. Das kam mir plausibel vor.

»Warum sind wir hier?«, fragte Mr Perez.

Perez war kräftig gebaut, sein Hemd mit Button-down-Kragen war eine Nummer zu klein, so dass die Knopfleiste spannte.

»Es fällt mir nicht leicht, Ihnen das zu sagen.« Detective York sah in den Spiegel, und obwohl er auf die falsche Seite schaute, wusste ich, dass er mich meinte. »Also komme ich am besten gleich auf den Punkt.«

Mr Perez' Augen verengten sich. Mrs Perez' Griff an der Handtasche wurde fester. Ich überlegte kurz, ob das noch die gleiche Handtasche wie vor fünfzehn Jahren sein konnte. Schon seltsam, wohin die Gedanken ins solchen Augenblicken abschweifen.

»Gestern wurde in Manhattan bei den Washington Heights ein Mord verübt«, sagte York. »Wir haben in einer Gasse in der Nähe der 157th Street eine Leiche gefunden.«

Ich wandte den Blick nicht von ihren Augen ab. Die Perez' zeigten keine Reaktion.

»Das Opfer ist männlich und zwischen fünfunddreißig und vierzig Jahre alt. Er ist ein Meter zweiundsiebzig groß und wiegt sechsundsiebzig Kilo.« Detective York sprach in professionellem Tonfall. »Der Mann hat einen falschen Namen benutzt, daher haben wir Probleme mit der Identifizierung.«

York brach ab. Die klassische Technik. Er hoffte darauf, dass sie etwas sagten. Mr Perez sprang darauf an. »Ich verstehe nicht, was das mit uns zu tun hat.«

Mrs Perez sah ihren Mann an, rührte sich ansonsten jedoch nicht.

»Dazu komme ich noch.«

Man sah förmlich, dass York überlegte, wie er vorgehen sollte, ob er mit den Zeitungsartikeln anfangt, die der Tote in der Tasche gehabt hatte, mit dem Ring oder ob er einen ganz ande-

ren Einstieg wählen sollte. Ich konnte mir vorstellen, wie er ein paar Sätze im Kopf ausprobierte und merkte, wie idiotisch sie klangen. Zeitungsartikel, Ringe, solche Dinge hatten eigentlich nichts zu bedeuten. Plötzlich fing ich selbst an zu zweifeln. Wir saßen hier und warteten darauf, dass die Welt der Perez' wie bei einem geschlachteten Kalb von innen nach außen gestülpt wurde. Ich war froh, dass ich hinter der Glasscheibe saß.

»Wir hatten einen Zeugen zur Identifikation der Leiche einbestellt«, fuhr York fort. »Dieser Zeuge glaubt, dass es sich bei dem Opfer um Ihren Sohn Gil handelt.«

Mrs Perez schloss die Augen. Mr Perez erstarrte. Einen Augenblick lang rührte sich niemand. Alle schwiegen. Mr Perez sah seine Frau nicht an. Sie sah ihn nicht an. Beide saßen nur stocksteif da. Die Worte schienen ewig im Raum zu hängen.

»Unser Sohn wurde vor zwanzig Jahren ermordet«, sagte Mr Perez schließlich.

York nickte.

»Wollen Sie damit sagen, dass Sie seine Leiche endlich gefunden haben?«

»Nein, auf keinen Fall. Ihr Sohn war achtzehn, als er verschwunden ist, oder?«

»Fast neunzehn«, sagte Mr Perez.

»Dieser Mann - das Opfer -, den ich gerade erwähnt habe, ist vermutlich Ende dreißig.«

Mr Perez lehnte sich zurück. Die Mutter hatte sich noch immer nicht bewegt.

York nutzte die Stille. »Die Leiche Ihres Sohnes ist nie gefunden worden, richtig?«

»Wollen Sie damit sagen ... ?«

Mr Perez' Stimme erstarb. Keiner nahm den Faden auf und sagte: »Ja, genau das wollen wir damit sagen - Ihr Sohn Gil ist die letzten zwanzig Jahre am Leben gewesen und hat Ihnen und

auch keinem anderen etwas davon gesagt, und jetzt, wo Sie kurz davor stehen, ihren vermissten Sohn wiederzusehen, ist er ermordet worden. Das Leben ist ein echter Brüller, was?«

Mr Perez sagte: »Das ist doch verrückt.«

»Ich weiß, wie sich das für sie anhören muss ...«

»Wie kommen Sie überhaupt darauf, dass es unser Sohn ist?«

»Wie ich schon sagte, haben wir einen Zeugen.«

»Wen?«

Das waren Mrs Perez erste Worte. Fast wäre ich in Deckung gegangen.

York versuchte, sie zu beruhigen. »Hören Sie, ich verstehe ja, dass Sie erschüttert sind ...«

»Erschüttert?«

Wieder der Vater.

»Verstehen Sie das wirklich? Können Sie sich vorstellen, wie ...?«

Wieder erstarb seine Stimme. Seine Frau legte ihm die Hand auf den Unterarm. Sie setzte sich etwas aufrechter hin. Sie sah kurz zum Spiegel, und ich hatte den Eindruck, dass sie mich dadurch gesehen hatte. Dann sah sie York in die Augen und sagte: »Ich gehe davon aus, dass die Leiche hier ist.«

»Ja, Ma'am.«

»Und deshalb haben Sie uns auch hergebracht. Wir sollen sie ansehen und feststellen, ob es unser Sohn ist.«

»Ja.«

Mrs Perez stand auf. Ihr Mann sah sie an. Er wirkte hilflos und klein.

»Okay«, sagte sie. »Dann machen wir das doch.«

*

Mr und Mrs Perez gingen den Flur entlang.

Ich folgte ihnen in angemessenem Abstand. Dillon war bei mir. York begleitete die Eltern. Mrs Perez schritt mit hoch er-

hobenem Kopf voran. Sie hatte die Handtasche immer noch fest an sich gepresst, als fürchtete sie, ein Dieb könnte sie ihr entreißen. Sie ging einen Schritt vor ihrem Mann. Es ist extrem sexistisch, wenn man denkt, dass es eigentlich umgekehrt sein musste, dass die Mutter bei einer solchen Nachricht zusammenklappt und der Vater vorgeht. Im anfänglichen »Showteil« war Mr Perez der Starke gewesen, jetzt, wo die Bombe geplatzt war, übernahm Mrs Perez die Führung, während ihr Mann mit jedem Schritt weiter in sich zusammensackte.

Den Behördenscharakter des Flurs mit dem ausgetretenen Linoleumfußboden und den rauen Betonwänden hätte man allenfalls noch dadurch verstärken können, dass man ein paar gelangweilte Bürokraten mit Kaffeebechern an die Wand gelehnt hätte. Die Schritte hallten zwischen den kahlen Wänden. Mrs Perez trug schwere Goldarmbänder. Sie klimperten im Takt der Schritte.

Als sie vor dem Fenster, an dem ich gestern gestanden hatte, angekommen waren, streckte Dillon die Hand zur Seite und hielt sie mir vor die Brust, als ob ich ein Kind auf dem Beifahrsitz wäre, das er bei einem scharfen Bremsmanöver schützen wollte. Wir waren gut zehn Meter von York und den Perez' entfernt und traten etwas zur Seite, so dass wir nicht direkt in ihrem Blickfeld standen.

Mr und Mrs Perez standen nebeneinander. Von ihren Gesichtern konnte ich so gut wie nichts sehen. Sie berührten sich nicht. Mr Perez senkte den Kopf. Er trug einen blauen Blazer. Mrs Perez hatte eine dunkle Bluse an, deren Farbe mich an getrocknetes Blut erinnerte. Sie trug viel Goldschmuck. Ich beobachtete, wie eine andere Person als gestern - heute war es ein großer, bärtiger Mann - die Bahre zum Fenster schob. Die Leiche war noch mit dem Laken bedeckt.

Als die Bahre richtig stand, sah der bärtige Mann York an. Der nickte. Vorsichtig schlug der Mann das Laken zurück, als

ob etwas Zerbrechliches darunter läge. Ich wollte kein Geräusch machen, lehnte mich aber trotzdem etwas weiter nach links. Ich wollte etwas von Mrs Perez' Gesicht sehen, wenigstens im Profil.

Ich habe einmal etwas über Folteropfer gelesen, die sich das Weinen mit aller Macht verkneifen, weil sie zumindest irgend etwas unter Kontrolle haben wollen. Also kämpfen sie darum, nicht einfach loszuheulen, das Gesicht nicht zu verzieren, sich nichts anmerken zu lassen, um ihren Peinigern auch nicht einen Hauch von Genugtuung zu geben. Etwas in Mrs Perez' Gesicht erinnerte mich daran. Sie riss sich zusammen. Sie steckte den Schlag mit einem kleinen Schaudern ein, mehr sah man ihr nicht an.

Sie starre die Leiche kurz an. Keiner sagte etwas. Ich spürte, dass ich die ganze Zeit die Luft angehalten hatte. Ich konzentrierte mich auf Mr Perez. Er sah zu Boden. Seine Augen waren feucht. Seine Lippen bebten.

Ohne den Blick abzuwenden, sagte Mrs Perez: »Das ist nicht unser Sohn.«

Schweigen. Das hatte ich nicht erwartet.

York fragte: »Sind Sie sicher, Mrs Perez?«

Sie antwortete nicht.

»Als Sie ihn das letzte Mal gesehen haben, war er noch ein Teenager.« York fuhr fort. »Und soweit ich weiß, hat er auch lange Haare gehabt.«

»Das stimmt.«

»Dieser Mann hat einen rasierten Kopf. Und er trägt einen Bart. Es ist lange her, Mrs Perez. Lassen Sie sich bitte Zeit.«

Endlich gelang es Mrs Perez, den Blick von der Leiche abzuwenden. Sie sah York an. Der schwieg.

»Das ist nicht Gil«, wiederholte sie.

York schluckte und sah den Vater an. »Mr Perez?«

Er rang sich ein Nicken ab und räusperte sich. »Er sieht ihm

nicht mal sehr ähnlich.« Er schloss die Augen und erzitterte wieder. »Er ist nur ...«

»Er ist nur im gleichen Alter«, beendete Mrs Perez den Satz. York sagte: »Ich verstehe nicht, was Sie meinen.«

»Wenn man auf diese Weise ein Kind verliert, denkt man immer wieder daran. Für uns wird er immer ein Teenager bleiben. Aber wenn er weitergelebt hätte, na ja, dann wäre er jetzt ungefähr so alt wie dieser stämmige Mann. Also überlegt man, wie er ausgesehen hätte. Ob er verheiratet wäre? Ob er Kinder hätte? Und wie die Kinder aussehen würden?«

»Sind Sie ganz sicher, dass dieser Mann nicht Ihr Sohn ist?«

Sie lächelte das traurigste Lächeln, das ich je gesehen hatte. »Ja, Detective, ich bin ganz sicher.«

York nickte. »Tut mir leid, dass ich Sie hier rausgebracht habe.«

Sie waren gerade dabei, sich abzuwenden, als ich sagte: »Zeigen Sie ihnen den Arm.«

Alle sahen mich an. Mrs Perez' laserscharfer Blick erfasste mich. Es lag etwas darin, eine seltsame Verschlagenheit, vielleicht eine Herausforderung. Mr Perez sprach als Erster.

»Wer sind Sie?«, fragte er.

Ich sah Mrs Perez an. Ihr trauriges Lächeln kehrte zurück. »Sie sind der Copeland-Junge, stimmt's?«

»Ja, Ma'am.«

»Camille Copelands Bruder.«

»Ja.«

»Haben Sie die Leiche identifiziert?«

Ich wollte ihr von den Zeitungsausschnitten und dem Ring erzählen, hatte aber das Gefühl, dass uns die Zeit weglief. »Der Arm«, sagte ich. »Gil hatte doch diese schreckliche Narbe am Arm.«

Sie nickte. »Ein Nachbar hat Lamas gezüchtet. Die Wiese war mit Stacheldraht eingezäunt. Gil konnte schon immer gut

klettern. Mit acht Jahren hat er versucht, ins Gehege zu klettern. Er ist abgerutscht, und der Draht hat eine lange Wunde in die Schulter und den Arm gerissen.« Sie wandte sich an ihren Mann. »Weißt du noch, mit wie vielen Stichen er dann genäht werden musste, Jorge?«

Auch Jorge Perez lächelte traurig. »Zweiundzwanzig.«

Das war eine ganz andere Geschichte als die, die wir von Gil kannten. Er hatte uns etwas über eine Messerstecherei erzählt, aber das war uns damals schon so vorgekommen, als hätte er es aus einer misslungenen Aufführung der West *Side Story* geklaut. Also war ich von diesem Widerspruch nicht überrascht.

»Ich erinnere mich noch aus dem Lager daran«, sagte ich. Mit einem Nicken in Richtung des Fensters sagte ich: »Sehen Sie sich den Arm an.«

Mr Perez schüttelte den Kopf. »Aber wir haben doch schon gesagt ...«

Seine Frau hob die Hand und brachte ihn so zum Schweigen. Sie hatte eindeutig die Führung übernommen. Sie nickte mir kurz zu, dann drehte sie sich wieder zum Fenster um.

»Zeigen Sie mir die Narbe«, sagte sie.

Ihr Mann sah sie verwirrt an, stellte sich dann aber neben sie. Dieses Mal nahm sie seine Hand und hielt sie fest. Der bärtige Mann hatte die Bahre schon wieder weggeschoben. York klopfte ans Glas. Der bärtige Mann erschrak. York winkte, dass er die Bahre wieder zum Fenster bringen sollte. Das tat er.

Ich trat näher an Mrs Perez heran. Ich roch ihr Parfüm. Es kam mir irgendwie bekannt vor, ich wusste aber nicht mehr woher. Ich stand knapp einen halben Meter hinter ihnen und sah zwischen ihren Köpfen hindurch.

York drückte den weißen Knopf der Gegensprechanlage. »Bitte zeigen Sie uns seine Arme.«

Der Bärtige zog das Laken zurück, wobei er wieder vorsichtig und respektvoll vorging. Der gezackte Riss war deutlich zu

sehen. Mrs Perez lächelte wieder, aber auf welche Art - traurig, glücklich, verwirrt, verlogen, wissend, spontan - konnte ich nicht erkennen.

»Am linken«, sagte sie.

»Was?«

Sie sah mich an. »Die Narbe ist am linken Arm«, sagte sie.
»Gils war am rechten. Gils war auch nicht so lang.«

Mrs Perez drehte sich zu mir um und legte mir die Hand auf den Arm. »Er ist es nicht, Mr Copeland. Ich verstehe sehr gut, warum Sie sich wünschen, dass es Gil ist. Aber er ist es nicht. Er kommt nicht zu uns zurück. Und Ihre Schwester auch nicht.«

6

Als ich bei meinem Haus ankam, ging Loren Muse davor auf und ab, wie ein Löwe vor einer verwundeten Gazelle. Cara saß auf dem Rücksitz. Sie hatte in einer Stunde Tanzunterricht. Ich brachte sie nicht hin. Estelle, ihr Kindermädchen, war wieder da. Sie hat einen eigenen Wagen. Ich zahle Estelle zu viel, aber das stört mich überhaupt nicht. Wenn man ein gutes Kindermädchen findet, das auch noch ein eigenes Auto hat, dann zahlt man einfach, was verlangt wird.

Ich bog in die Einfahrt. Das Haus war aus den Achtzigern, hatte mehrere Ebenen und drei Schlafzimmer und in etwa den Charme des Flurs im Leichenschauhaus. Ursprünglich hatte es nur etwas für den Einstieg sein sollen. Jane wollte sich später mit einem neueren, aufgemotzten McMansion verbessern, wo bei es ihr Franklin Lakes besonders angetan hatte. Mir war es nicht so wichtig, wo wir wohnten. Ich legte keinen gesteigerten Wert auf Häuser oder Autos und hatte Jane in solchen Dingen ihren Willen gelassen.

Ich vermisste meine Frau.

Loren Muses Grinsen zeigte, dass etwas an ihr nagte. Loren konnte sich nicht gut verstehen, das war mal sicher. »Ich hab alle Rechnungen. Und die Computerdaten auch. Das ganze Drum und Dran.« Dann wandte sie sich an meine Tochter. »Hallo, Cara.«

»Loren!«, rief Cara. Sie sprang aus dem Wagen. Cara mochte Muse. Muse konnte gut mit Kindern umgehen. Sie war nie verheiratet gewesen und hatte keine eigenen Kinder. Ich hatte vor ein paar Wochen ihren derzeitigen Freund kennengelernt. Der Typ war nicht in ihrer Liga, aber auch das schien für alleinstehende Frauen ab einem gewissen Alter normal zu sein.

Muse und ich verteilten sämtliche Papiere auf dem Fußboden - Zeugenaussagen, Polizeiberichte, die Telefonlisten und sämtliche Rechnungen der Verbindung und ihrer Mitglieder. Wir fingen mit den Rechnungen an - das war ein Riesenbergs - und begutachteten jede Handyrechnung, jede Bierlieferung und jede Onlinebestellung.

»Und«, fragte Muse, »wonach suchen wir eigentlich?«

»Was weiß denn ich.«

»Ich dachte, Sie haben was?«

»Das ist nur so ein Gefühl.«

»Oh, würg. Jetzt erzählen Sie mir nicht, dass Sie eine Intuition haben.«

»So würde ich das nicht ausdrücken«, sagte ich.

Wir guckten weiter.

»Also«, sagte sie, »suchen wir sozusagen nach einem großen Aufkleber, auf dem steht: Wichtiger Hinweis?«

»Wir suchen«, sagte ich, »nach einem Katalysator.«

»Tolles Wort. Wofür?«

»Ich weiß es nicht, Muse. Aber die Antwort liegt hier vor uns. Ich spüre es.«

»Ooooookay«, sagte sie, und es gelang ihr, nicht mit den Augen zu rollen.

Also suchten wir weiter. Die Verbindung hatte fast jeden Abend Pizza bestellt, meistens acht Familienpizzen von *Pizza-To-Go*, was direkt von der Kreditkarte abgebucht wurde. Sie war Mitglied bei *Netflix*, wo sie normale DVDs ausleihen konnten, von denen jeweils drei per Post geliefert wurden, und auch bei *HotFlixxx*, was im Prinzip genauso funktionierte, außer dass die Pornos verliehen. Sie hatten sich Golfshirts mit dem Verbindungsabzeichen bestellt, und das Verbindungsabzeichen auch in Golfbälle prägen lassen, die sie in Unmengen bestellt hatten.

Muse und ich versuchten, die Rechnungen irgendwie zu ordnen. Warum, weiß ich nicht.

Ich zeigte Muse die *HotFlixxx*-Rechnung. »Ziemlich billig«, sagte ich.

»Das Internet macht Pornos leicht zugänglich und für die Massen bezahlbar.«

»Gut zu wissen«, sagte ich.

»Aber vielleicht erwischen wir sie über diese Schiene«, sagte Muse.

»Was?«

»Junge Burschen, heiße Frauen. Oder in diesem Fall, eine heiße Frau.«

»Was wollen Sie damit sagen?«, fragte ich.

»Ich will jemand von außen mit reinholen.«

»Wen?«

»Cingle Shaker. Eine Privatdetektivin. Haben Sie von ihr gehört?«

Ich nickte. Hatte ich.

»Vergessen Sie's«, sagte sie. »Haben Sie sie schon mal gesehen?«

»Nein.«

»Aber Sie haben von ihr gehört.«

»Ja«, sagte ich. »Ich habe von ihr gehört.«

»Also, egal was Sie gehört haben, es ist nicht übertrieben. Ihr

Körper bringt nicht nur den Verkehr zum Stillstand, da wird gleich die Straße mitsamt den Leitplanken aufgerissen. Außerdem ist sie sehr gut. Wenn irgendjemand Burschenschaftler aus der Reserve locken kann, die sich hinter Anwälten verschanzt haben, ist es Cingle.«

»Genehmigt«, sagte ich.

Ein paar Stunden später - ich kann nicht einmal sagen, wie viele - stand Muse auf. »Hier gibt's nichts, Cope.«

»Sieht wohl so aus, was?«

»Dieses Briefing mit Chamique, ist das gleich morgen früh?«

»Ja.«

Sie reckte sich. »Vielleicht sollten Sie sich dann lieber darauf vorbereiten.«

Ich salutierte spöttisch. Ich hatte mit Chamique schon über ihre Aussage gesprochen, wenn auch nicht so detailliert, wie man vielleicht denken sollte. Sie sollte natürlich wirken und nicht einstudiert klingen. Darauf hatte ich meine Strategie aufgebaut.

»Ich tu, was ich kann«, sagte Muse.

In bester »Wir schaffen das schon«-Manier stapfte sie aus der Tür.

Estelle machte uns Abendessen - Spaghetti mit Fleischklößchen. Estelle war keine gute Köchin, aber man kriegte es runter. Hinterher fuhr ich mit Cara bei *Van Dyke's* ein Eis essen. Zur Belohnung. Cara war jetzt sehr viel gesprächiger. Ich betrachtete sie im Rückspiegel, wie sie im Kindersitz angeschnallt saß. Als ich klein war, durften wir noch vorne sitzen. Jetzt musste man fast schon so alt sein, dass man Alkohol trinken durfte, bis das erlaubt war.

Ich versuchte zuzuhören, was sie erzählte, aber Cara plapperte einfach nur Unsinn vor sich hin, wie Kinder das häufig machen. Offenbar war Brittany gemein zu Morgan gewesen, also hatte Kylie ein Radergummi geworfen, und wieso hat Kylie, nicht

Kylie G, sondern Kylie N - sie hatten zwei Kylie in der Klasse -, wieso wollte Kylie N in der Pause nicht auf die Schaukel, wenn Kiera nicht auch eine hatte? Wieder sah ich ihr lebhaftes Gesicht an, das einen leicht zerknirschten Ausdruck angenommen hatte, als ob sie einen Erwachsenen nachahmen wollte. Überwältigende Gefühle überkamen mich. Einfach so. Das passiert Eltern gelegentlich. Man guckt sich das eigene Kind an, und ich meine jetzt in einer ganz normalen Alltagssituation, nicht wenn es irgendwo auf der Bühne oder dem Sportplatz steht, sondern während es einfach nur dasitzt und einen anschaut, und plötzlich weiß man, dass dieses Kind der einzige wahre Grund zu leben ist, und man schmilzt dahin, bekommt es mit der Angst zu tun und möchte die Zeit anhalten.

Ich hatte meine Schwester und meine Frau verloren. Und es war gar nicht lange her, dass ich auch meinen Vater verloren hatte. In allen drei Fällen war ich wieder auf die Beine gekommen. Aber als ich Cara jetzt ansah, wie sie gestikulierte, erzählte und dabei die Augen weit aufriss, wusste ich, dass es einen Schlag gab, von dem ich mich niemals erholen würde.

Ich dachte an meinen Vater. Im Wald. Mit dem Spaten. Mit gebrochenem Herzen. Auf der Suche nach seiner kleinen Tochter. Ich dachte an meine Mutter. Sie hatte uns verlassen. Ich wusste nicht, wo sie war. Manchmal überlege ich immer noch, ob ich sie suchen soll. Aber nicht mehr so oft. Ich habe sie jahrelang gehasst. Womöglich hasse ich sie immer noch. Aber vielleicht versteh ich sie jetzt auch besser, seit ich ein eigenes Kind habe, begreife, welche Schmerzen sie empfunden haben muss.

Als wir wieder zu Hause ankamen, klingelte das Telefon. Estelle nahm mir Cara ab. Ich griff zum Hörer und meldete mich.

»Wir haben ein Problem, Cope.«

Es war Bob, mein Schwager, Gretas Mann. Er war Vorsitzen-

der der Stiftung *JaneCare*. Nach dem Tod meiner Frau hatte ich sie mit Greta und Bob zusammen gegründet. Die Stiftung hatte mir viel gute Presse gebracht. Sie war mein Denkmal für meine liebevolle, sanfte und schöne Frau.

Gott, was muss ich doch für ein wunderbarer Ehemann gewesen sein.

»Was ist los?«, fragte ich.

»Dein Vergewaltigungsfall kostet uns viel Geld. Edward Jenrettes Vater hat ein paar seiner Freunde dazu gebracht, ihre Zahlungen zu stornieren.«

Ich schloss die Augen. »Nobel.«

»Und es kommt noch besser. Er behauptet, wir hätten Stiftungsgelder unterschlagen. EJ Jenrette ist ein riesengroßes Arschloch mit allerbesten Verbindungen. Ich hab schon jede Menge Anrufe gekriegt.«

»Dann öffnen wir die Bücher«, sagte ich. »Sie werden nichts finden.«

»Sei nicht so naiv, Cope. Wir konkurrieren mit anderen Wohltätigkeitsorganisationen um Spender. Wenn es auch nur den Hauch eines Skandals gibt, sind wir erledigt.«

»Ansonsten können wir nicht viel machen, Bob.«

»Ich weiß. Es ist bloß ... wir tun viel Gutes, Bob.«

»Ich weiß.«

»Und es ist schwierig, das Geld zusammenzubekommen.«

»Und was schlägst du vor?«

»Nichts.« Bob zögerte, und ich wusste, dass er noch mehr dazu sagen wollte. Also wartete ich. »Aber hör zu, Cope, es werden doch dauernd irgendwelche Absprachen zwischen Staatsanwaltschaft und Verteidigung gemacht, oder?«

»Stimmt.«

»Da lasst ihr eine minderschwere Ungerechtigkeit durchgehen, damit ihr jemanden wegen einer größeren dran kriegen könnt.«

»Wenn's sein muss.«

»Diese beiden Jungs. Das sollen ganz nette Burschen sein, hab ich gehört.«

»Da musst du dich wohl verhört haben.«

»Pass auf, ich sag ja nicht, dass sie die Strafe nicht verdient haben, aber manchmal muss man die Dinge eben gegeneinander abwägen und sich für das höhere Gut entscheiden. Es läuft ziemlich gut bei JaneCare. Das könnte wichtiger sein. Mehr will ich damit gar nicht sagen.«

»Gute Nacht, Bob.«

»Nimm's mir nicht übel, Cope. Ich wollte nur helfen.«

»Ich weiß. Gute Nacht, Bob.«

Ich legte auf. Mir zitterten die Hände. Jenrette, dieses Arschloch, war nicht auf mich losgegangen. Er war auf das Vermächtnis meiner Frau losgegangen. Ich ging die Treppe hinauf. Wut erfasste mich. Ich würde diese Wut kanalisiieren. Ich setzte mich an den Schreibtisch. Ich hatte nur zwei Bilder darauf stehen. Eins war das aktuelle Schulfoto meiner Tochter Cara. Es hatte einen Ehrenplatz in der Mitte.

Das zweite Foto war ein grobkörniges Bild von Noni und Popi, aus der alten Heimat, Russland, oder, wie es damals hieß, als sie im Gulag gestorben waren, der Sowjetunion. Als sie starben war ich noch sehr jung, damals hatten wir noch in Leningrad gewohnt, trotzdem kann ich mich noch dunkel an sie erinnern, besonders an Popis weißen Haarschopf.

Warum, frage ich mich oft, steht dieses Bild immer noch auf meinem Schreibtisch?

Hatte ihre Tochter, meine Mutter, mich nicht verlassen? Es war dumm von mir, wenn man so darüber nachdachte. Aber irgendwie fand ich das Foto eigenartig bedeutsam, trotz der Schmerzen, die damit verbunden waren. Wenn ich meine Noni und meinen Popi ansah, dachte ich oft über die Höhen und Tiefen des Lebens nach und sinnierte auch manchmal darüber, ob

vielleicht ein Fluch auf der Familie lag und wo das Ganze seinen Anfang genommen hatte.

Bis vor kurzem hatten auch noch Fotos von Jane und Camille auf dem Schreibtisch gestanden. Ich hatte sie einfach gern im Blick. Sie trösteten mich. Aber dass mich diese Fotos von Toten trösteten, bedeutete nicht, dass es meiner Tochter genauso ging. Bei einer Sechsjährigen war das eine schwierige Gratwanderung. Natürlich will ich ihr von ihrer Mutter erzählen. Sie soll viel über Jane erfahren, über ihren wunderbaren Charakter und darüber, wie sehr sie ihre kleine Tochter geliebt hat. Natürlich möchte ich sie trösten, und ihr sagen, dass ihre Mama oben im Himmel sitzt und von dort auf sie aufpasst. Aber ich glaube das nicht. Ich würde es gern. Ich möchte glauben, dass es ein herrliches Leben nach dem Tod gibt und meine Frau, meine Schwester und mein Vater von oben auf uns herablächeln. Aber ich kann mich nicht davon überzeugen. Und wenn ich es meiner Tochter erzähle, komme ich mir vor, als würde ich sie belügen. Natürlich mache ich es trotzdem. Ich gehe damit so um wie die meisten Eltern mit dem Weihnachtsmann und dem Osterhasen - es ist eine zeitlich befristete Lügengeschichte, von der sie beizeiten erfahren wird, dass sie - wie alle elterlichen Lügen - nur schwer zu rechtfertigen ist. Aber vielleicht irre ich mich ja auch, und die drei sitzen da oben und blicken nachsichtig auf uns herab. Vielleicht wird Cara es eines Tages so sehen.

Um Mitternacht erlaubte ich meinen Gedanken endlich, dahin abzuschweifen, wohin sie schon die ganze Zeit wollten - zu meiner Schwester Camille, Gil Perez und dem märchenhaft schrecklichen Sommer. Ich dachte an das Ferienlager. Ich dachte an Camille. Ich dachte an jene Nacht. Und zum ersten Mal seit vielen Jahren gestattete ich mir auch, an Lucy zu denken.

Ein Lächeln huschte mir übers Gesicht. Lucy Silverstein war meine erste richtige Freundin gewesen. Es war so schön gewesen, eine märchenhafte Sommerromanze - bis zu jener Nacht. Wir

hatten gar nicht die Gelegenheit gehabt, uns zu trennen - wir wurden durch die blutigen Morde auseinandergerissen. Unsere Beziehung wurde zerschlagen, als wir noch mitten darin steckten und unsere Liebe - so töricht und unreif sie auch gewesen sein mag - noch wuchs und gedieh.

Doch Lucy war Vergangenheit. Ich hatte mir ein Ultimatum gestellt und sie dann ausgeblendet. Aber das Herz hält sich nicht an Ultimaten. Im Lauf der Jahre habe ich immer mal bei-läufig versucht herauszubekommen, was Lucy so tat, und ihren Namen im Internet gesucht und so weiter, obwohl ich sehr bezweifle, dass ich je genug Mut zusammenbekommen hätte, um mich bei ihr zu melden. Ich habe auch nie etwas über sie gefunden. Nach alldem, was damals passiert war, war sie wahrscheinlich so klug gewesen, ihren Namen zu ändern. Vermutlich war sie verheiratet - so wie ich es ja auch gewesen war - und lebte in einer glücklichen Ehe. Ich wünschte es ihr.

Ich schob diese Gedanken beiseite. Ich musste über Gil Perez nachdenken. Ich schloss die Augen und konzentrierte mich auf die Vergangenheit. Ich dachte an unsere gemeinsame Zeit im Sommerlager, daran, wie wir herumgetobt hatten, wie ich ihm aus Spaß auf den Arm geschlagen hatte, wie er geantwortet hatte: »Schwächling, ich hab das gar nicht gemerkt ...«

Jetzt sah ich ihn vor mir, seinen hageren Körper in den viel zu weiten Hosen - lange bevor das Mode geworden war -, sein Lächeln, das nach einer größeren Kieferoperation verlangte, seine ...

Ich öffnete die Augen. Irgendetwas stimmte nicht.

Ich ging in den Keller. Der Pappkarton stand da, wo er hingehörte. Jane hatte alles ordentlich beschriftet. Ich betrachtete ihre extrem ordentliche Handschrift auf dem Karton. Ich zögerte. Eine Handschrift ist etwas so Persönliches. Ich strich mit den Fingerspitzen darüber, folgte den Buchstaben und stellte mir vor, wie sie, die Kappe im Mund, einen dicken Filzstift in

der Hand, davor gesessen und in Großbuchstaben geschrieben hatte: FOTOS - COPELANDS.

Ich hatte im Leben viele Fehler gemacht. Aber Jane ... sie war der eine echte Volltreffer gewesen. Ihre Güte hatte mich verändert, mich in jeder Beziehung zu einem besseren und stärkeren Menschen gemacht. Ja, ich hatte sie geliebt, und es war eine leidenschaftliche Liebe gewesen, aber vor allem hatte sie die Fähigkeit gehabt, das Beste aus mir herauszuholen. Ich war neurotisch und unsicher gewesen, einer der ganz wenigen auf der Universität, die eine finanzielle Unterstützung für das Studium bekommen hatten, und dann war ich ihm begegnet, diesem fast perfekten himmlischen Wesen, das irgendetwas in mir gesehen hatte. Wie hatte das sein können? Wie konnte ich grässlich und wertlos sein, wenn ein so fabelhaftes Wesen mich liebte?

Jane war mein Fels in der Brandung. Und dann ist sie krank geworden. Mein Fels fing an zu bröckeln. Und ich mit ihm.

Ich fand die Fotos aus diesem längst vergangenen Sommer. Von Lucy waren keine dabei. Die hatte ich klugerweise schon vor Jahren weggeworfen. Wir hatten auch unsere Lieder gehabt - Cat Stevens, James Taylor -, so süßliches Zeug, dass einem schlecht davon wird. Ich kann sie mir kaum anhören. Immer noch nicht. Bis heute. Ich passe auf, dass sie gar nicht erst in die Nähe meines iPods kommen. Wenn sie im Radio laufen, wechsele ich blitzschnell den Sender.

Ich blätterte einen Stapel Bilder aus jenem Sommer durch. Auf den meisten war meine Schwester. Eins war drei Tage vor ihrem Tod entstanden. Doug Billingham, ihr damaliger Freund, stand neben ihr. Er kam aus einer reichen Familie. Mom hatte es natürlich toll gefunden. Im Camp war eine seltsame Mischung aus privilegierten und armen Kindern aufeinandergetroffen. Oberschicht und Unterschicht waren wild durcheinandergewürfelt. Und genau das war Ira's Absicht, genau das wollte Lucys vergnügungssüchtiger Hippie-Dad.

Margot Green, noch ein Kind aus gutem Hause, war mitten drin. Das war sie immer gewesen. Sie war der heiße Feger im Camp gewesen, und das hatte sie auch weidlich ausgenutzt. Sie war blond und vollbusig und wusste das einzusetzen. Sie war immer mit älteren Jugendlichen ausgegangen, zumindest bis sie Gil begegnet war, und den Normalsterblichen um sie herum kam Margots Leben wie eine Fernsehshow vor, ein Melodram, dem wir alle fasziniert folgten. Ich sah ihr Foto an und stellte mir vor, wie sie mit durchschnittener Kehle ausgesehen haben musste. Ich schloss für einen Moment die Augen.

Gil Perez war auch auf dem Foto. Und deshalb war ich hier.

Ich hielt das Foto ins Licht und sah es mir genauer an.

Oben war mir etwas eingefallen. Ich bin Rechtshänder, aber wenn ich Gil aus Spaß auf den Arm geschlagen hatte, hatte ich das mit links getan. Ich hatte es getan, um die eklige Narbe nicht zu berühren. Natürlich war sie verheilt, trotzdem hatte ich Angst gehabt, sie zu berühren. Vielleicht hatte ich gefürchtet, sie könnte reißen und das Blut würde heraussprudeln. Also habe ich Gil immer mit der linken Hand auf den rechten Arm geschlagen. Ich kniff die Augen zusammen und hielt das Foto näher davor.

Unter dem T-Shirt sah man die Narbe hervorschauen.

Der Raum fing an, sich zu drehen.

Mrs Perez hatte behauptet, die Narbe ihres Sohnes wäre auf dem rechten Arm gewesen. Aber dann hätte ich ihn mit rechts geschlagen und folgerichtig seine linke Schulter getroffen. Aber das hatte ich nicht. Ich hatte ihn mit links geschlagen ... und zwar auf die rechte Schulter.

Da hatte ich den Beweis.

Gil Perez' Narbe war auf dem linken Arm.

Mrs Perez hatte gelogen.

Und jetzt musste ich herausfinden warum.

7

Als ich am nächsten Morgen ins Büro kam, hatte ich noch eine halbe Stunde Zeit, bis Chamique Johnson, das Opfer, im Zeugenstand erscheinen musste. Ich ging meine Notizen noch einmal durch. Um neun reichte es mir. Also rief ich Detective York an.

»Mrs Perez hat gelogen«, sagte ich.

Er hörte sich meine Erklärung an.

»Gelogen?«, wiederholte York, als ich fertig war. »Finden Sie den Begriff nicht etwas hart?«

»Wie würden Sie es nennen?«

»Vielleicht hat sie sich einfach geirrt?«

»Sie hat sich darin geirrt, an welchem Arm ihr Sohn eine große Verletzung erlitten hatte?«

»Klar, wieso nicht? Sie hatte ja schon gesehen, dass er es nicht war. Das ist doch ganz normal.«

Das konnte ich mir nicht vorstellen. »Haben Sie was Neues in dem Fall?«

»Wir glauben, dass Santiago in New Jersey gewohnt hat.«

»Haben Sie seine Adresse?«

»Nein, aber wir haben seine Freundin. Zumindest glauben wir, dass sie seine Freundin war. Auf jeden Fall eine Bekannte.«

»Wie haben Sie die gefunden?«

»Über das Wegwerfhandy. Sie hat angerufen und wollte ihn sprechen.«

»Und wer ist Manolo Santiago nun wirklich?«

»Keine Ahnung.«

»Die Freundin verrät es Ihnen nicht?«

»Die Freundin kannte ihn nur unter dem Namen Santiago. Ach, da wäre noch was.«

»Was?«

»Seine Leiche wurde bewegt. Na ja, das wussten wir ja schon von Anfang an, aber jetzt haben wir die Bestätigung. Und unser Gerichtsmediziner sagt, die Blutungen und noch was anderes, von dem ich nur die Hälfte versteh'e, weil es mich eigentlich nicht interessiert, zeigen, dass er etwa eine Stunde tot war, als seine Leiche da ausgeladen wurde, wo wir sie gefunden haben. Er hat auch noch ein paar Textilfasern entdeckt. Nach den ersten Ermittlungen von einem Autoteppich.«

»Also ist Santiago ermordet, in einen Kofferraum gesteckt und dann in Washington Heights wieder ausgeladen worden.«

»Das ist unsere derzeitige Arbeitshypothese.«

»Gibt es Hinweise auf den Autohersteller?«

»Noch nicht. Aber unser Mann meinte, es muss ein altes Modell sein. Mehr weiß er noch nicht. Aber er arbeitet dran.«

»Wie alt?«

»Keine Ahnung. Ach kommen Sie, Copeland, geben Sie mir ein bisschen Zeit.«

»Wie Sie wissen, habe ich ein starkes persönliches Interesse an dem Fall.«

»Wo wir gerade davon sprechen.«

»Was?«

»Warum machen Sie nicht mit?«

»Wie soll das gehen?«

»Ich bin hier völlig überlastet. Und jetzt haben wir ja eine mögliche Verbindung nach New Jersey - weil Santiago da vermutlich gewohnt hat. Seine Freundin wohnt auf jeden Fall da. Und sie hat sich auch ausschließlich in New Jersey mit ihm getroffen.«

»Bei mir im County?«

»Nein, ich glaube in Hudson County. Vielleicht war's auch Bergen County. Woher soll ich das wissen. Aber es ist nah genug dran. Aber einen Punkt sollte man dabei auch nicht außer Acht lassen.«

»Ich höre.«

»Ihre Schwester hat doch in New Jersey gewohnt, oder?«

»Ja.«

»Das ist außerhalb meines Zuständigkeitsbereichs. Sie können Ihren wahrscheinlich so weit ausdehnen, auch wenn es nicht in Ihrem County liegt. Machen Sie doch den alten Fall wieder auf - ist ja nicht so, dass Sie damit irgend jemandem in die Parade fahren.«

Ich dachte darüber nach.

Natürlich wollte er mich benutzen. Er hoffte einfach darauf, dass ich ihm ein bisschen was von seiner Arbeit abnahm und er hinterher trotzdem den Ruhm einheimsen konnte - aber damit hatte ich kein Problem.

»Diese Freundin«, sagte ich. »Kennen Sie ihren Namen?«

»Raya Singh.«

»Und die Adresse?«

»Wollen Sie mit ihr sprechen?«

»Haben Sie irgendwelche Einwände?«

»Solange Sie mir meinen Fall nicht verpfuschen, können Sie machen, was Sie wollen. Aber einen wohlgemeinten Rat möchte ich Ihnen noch geben.«

»Nur zu.«

»Dieser Verrückte. Der Sommer-Schlitzer. Ich habe seinen Namen vergessen.«

»Wayne Steubens«, sagte ich.

»Den haben Sie doch gekannt, stimmt's?«

»Haben Sie die Fallakte gelesen?«, fragte ich.

»Ja. Der Sheriff hat Sie damals auch ganz genau unter die Lupe genommen, was?«

Ich erinnerte mich noch an Sheriff Lowell und seinen argwöhnischen Blick. Aber damals war das natürlich absolut verständlich gewesen.

»Worauf wollen Sie hinaus?«

»Nur auf einen einzigen Punkt: Steubens versucht immer noch, das Urteil von damals aufheben zu lassen.«

»Für die ersten vier Morde wurde er gar nicht verurteilt«, sagte ich. »Die Anklage brauchte sie nicht - die Beweislage in den andern Fällen war eindeutiger.«

»Ich weiß. Trotzdem. Es hat was mit der Sache zu tun. Wenn Santiago wirklich Gil Perez ist und Steubens das mitkriegt, na ja, das wäre schon ein wichtiger Aspekt. Verstehen Sie, was ich meine?«

Er meinte, ich sollte den Mund halten, bis ich absolut sicher war. Das leuchtete mir ein. Wayne Steubens wollte ich nun wirklich nicht helfen.

Wir legten auf. Loren Muse steckte den Kopf in mein Büro.

»Haben Sie was Neues für mich?«, fragte ich.

»Nein. Tut mir leid.« Sie sah auf die Uhr. »Sind Sie bereit für Ihre große Befragung?«

»Bin ich.«

»Dann los. Showtime.«

*

»Das Gericht ruft Chamique Johnson in den Zeugenstand.«

Chamique war zwar etwas, aber nicht übertrieben konservativ gekleidet. Man sah ihr noch an, dass sie auf der Straße aufgewachsen war. Man sah auch ihre Kurven noch. Ich hatte sie sogar in Stöckelschuhe gesteckt. Manchmal versucht man, den Blick der Geschworenen zu verschleiern. In anderen Fällen, wie in diesem, hat man nur dann eine Chance, wenn die Jury das ganze Bild sieht, die reine, ungeschminkte Wahrheit.

Chamique trat mit hocherhobenem Kopf in den Zeugenstand. Ihr Blick wanderte nach rechts und links, aber nicht so verschlagen, wie damals bei Richard Nixon, sondern nachdenklich, als überlege sie, aus welcher Richtung der nächste Angriff kommen könnte. Sie war etwas zu stark geschminkt. Aber auch das war

in Ordnung. Sie sah aus wie ein Mädchen, das möglichst erwachsen wirken will.

Ein paar meiner Mitarbeiter hatten sich gegen diese Strategie ausgesprochen. Ich dachte mir, wenn schon verlieren, dann wenigstens auf ehrliche Art und Weise. Ich war also auf alles vorbereitet.

Chamique nannte ihren vollständigen Namen, schwor auf die Bibel und setzte sich. Ich sah ihr lächelnd in die Augen. Chamique nickte kurz und zeigte mir damit, dass ich anfangen konnte.

»Sie arbeiten als Stripperin, stimmt das?«

Die Zuschauer waren überrascht, dass ich - ohne jede Vorbereitung - mit einer solchen Frage einstieg. Ein paar schnappten hörbar nach Luft. Chamique blinzelte. Ich hatte ihr in groben Zügen gesagt, wie ich vorgehen wollte, war aber absichtlich nicht in die Einzelheiten gegangen.

»Manchmal«, sagte sie.

Die Antwort gefiel mir nicht. Sie war mir zu zurückhaltend.

»Aber Sie ziehen sich für Geld aus, stimmt's?«

»Ja.«

Das war besser. Kein Zögern.

»Strippen Sie in Clubs oder bei Privatfeiern?«

»Beides.«

»In welchem Club treten Sie auf?«

»Im Pink Tail. In Newark.«

»Wie alt sind Sie?«, fragte ich.

»Sechzehn.«

»Muss man nicht achtzehn sein, um als Stripperin arbeiten zu dürfen?«

»Ja.«

»Und wie haben Sie das umgangen?«

Chamique zuckte die Achseln. »Ich habe mir einen falschen Ausweis besorgt. Da steht drin, dass ich einundzwanzig bin.«

»Also verstößen Sie gegen das Gesetz.«

»Ich glaub schon.«

»Verstoßen Sie gegen das Gesetz oder nicht?«, fragte ich nach. Meine Stimme klang hart. Chamique verstand. Sie sollte ehrlich sein. Ich wollte - verzeihen Sie mir das Wortspiel -, dass sie sich völlig entblößte. Der harte Ton sollte ihr das bewusst machen.

»Ja, ich verstößt gegen das Gesetz.«

Ich sah kurz zu den Verteidigern hinüber. Mort Pubin starre mich an, als hätte ich den Verstand verloren. Flair Hickory hatte die Handflächen zusammen gepresst und die Zeigefinger über die Lippen gelegt. Ihre beiden Mandanten, Barry Marantz und Edward Jenrette, saßen in ihren blauen Blazern und mit blassen Gesichtern neben ihnen. Sie sahen nicht blasiert, selbstbewusst oder böse aus. Sie wirkten zerknirscht, verängstigt und sehr jung. Ein Zyniker hätte dies wohl als Absicht bezeichnet, hätte behauptet, ihre Anwälte hätten ihnen gesagt, in welcher Haltung und mit welcher Miene sie dasitzen sollten. Aber ich wusste es besser. Doch das war mir jetzt egal.

Ich lächelte meiner Zeugin zu. »Da sind Sie nicht die Einzige, Chamique. Im Verbindungshaus Ihrer Vergewaltiger haben wir einen Stapel falscher Ausweise gefunden - mit denen sie wohl auf Partys gegangen sind, bei denen Alkohol ausgeschenkt worden ist und für die man laut Gesetz mindestens 21 Jahre alt sein muss. Sie haben diesen Gesetzesverstoß wenigstens für die Sicherung Ihres Lebensunterhalts begangen.«

Mort sprang auf. »Einspruch!«

»Stattgegeben.«

Aber sie hatten es gehört. Wie heißt es so schön? Wenn eine Glocke erst einmal geschlagen ist, kann man nicht mehr verhindern, dass ihr Klang auch gehört wird.

»Miss Johnson«, fuhr ich fort, »Sie sind keine Jungfrau mehr, oder?«

»Nein.«

»Sie haben sogar einen unehelichen Sohn.«

»Ja.«

»Wie alt ist er?«

»Fünfzehn Monate.«

»Sagen Sie mir eins, Miss Johnson. Macht die Tatsache, dass Sie keine Jungfrau mehr sind und einen unehelichen Sohn haben, Sie zu einem minderwertigen Menschen?«

»Einspruch!«

»Stattgegeben.« Der Richter, ein Mann mit buschigen Augenbrauen namens Arnold Pierce, sah mich stirnrunzelnd an.

»Ich möchte nur ein paar Dinge verdeutlichen, Euer Ehren. Wenn Miss Johnson eine Blondine aus einer der besseren Familien in Short Hills oder Livingston wäre ...«

»Das können Sie sich für Ihr Plädoyer aufheben, Mr Cope-land.«

Das tat ich natürlich. Und jetzt hatte ich es in der Eröffnung auch schon einmal angesprochen. Ich wandte mich wieder an die Zeugin.

»Strippen Sie gerne, Chamique?«

»Einspruch!« Wieder stand Mort Pubin auf. »Irrelevant. Wen interessiert, ob sie gerne strippt oder nicht?«

Richter Pierce sah mich an. »Und?«

»Ich mache Ihnen einen Vorschlag«, sagte ich an Pubin gewandt. »Ich stelle keine Fragen zum Strippen, wenn Sie das auch nicht tun.«

Pubin schwieg. Flair Hickory hatte immer noch nichts gesagt. Er legte nicht gerne Einspruch ein.

Im Allgemeinen mögen die Geschworenen das nicht. Sie denken, dass man etwas zu verbergen hat. Flair wollte, dass die Geschworenen ihn mögen. Also war Mort sein Mann fürs Grobe. Sie spielten eine Verteidiger-Version von guter Bulle, böser Bulle.

Ich wandte mich wieder an Chamique. »In der Nacht, in der Sie vergewaltigt wurden, hatten Sie gar nicht gestript, ist das richtig?«

»Einspruch!«

»Angeblich vergewaltigt worden sind«, korrigierte ich mich.

»Nein«, sagte Chamique. »Ich war eingeladen.«

»Sie waren zu einer Party in dem Verbindungshaus eingeladen, in dem Mr Marantz und Mr Jenrette wohnen?«

»Ja.«

»Hatten Mr Marantz oder Mr Jenrette Sie eingeladen?«

»Nein.«

»Wer dann?«

»Ein anderer Student, der da wohnt.«

»Wie heißt er?«

»Jerry Flynn.«

»Verstehe. Woher kennen Sie Mr Flynn?«

»Ich habe eine Woche vorher im Verbindungshaus gearbeitet.«

»Wenn Sie sagen, dass Sie da gearbeitet haben ...«

»Dann meine ich, dass ich da gestript habe«, beendete Chamique den Satz für mich. Das gefiel mir. Langsam fanden wir in einen Rhythmus.

»Und Mr Flynn hat Sie gesehen?«

»Das haben die alle.«

»Und mit »die alle« meinen Sie wen genau?«

Sie deutete auf die beiden Angeklagten. »Die waren auch da. Und noch ein Haufen andere Jungs.«

»Wie viele ungefähr?«

»Vielleicht zwanzig oder fünfundzwanzig.«

»Gut, aber Mr Flynn hat Sie zu der Party in der darauffolgenden Woche eingeladen?«

»Ja.«

»Und Sie haben seine Einladung angenommen?«

Ihre Augen waren feucht, aber sie saß immer noch mit hocherhobenem Kopf im Zeugenstand. »Ja.«

»Warum haben Sie das getan?«

Chamique überlegte. »Es ist so, als ob ein Milliardär einen auf seine Jacht einlädt.«

»Sie waren beeindruckt von ihnen?«

»Ja. Natürlich.«

»Und von ihrem Geld?«

»Davon auch«, sagte sie.

Für diese Antwort hätte ich sie knutschen können.

»Außerdem«, fuhr sie fort, »war Jerry nett gewesen, als ich gestript habe.«

»Mr Flynn hat Sie freundlich behandelt?«

»Ja.«

Ich nickte. Langsam betraten wir schwierigeres Gelände, aber ich machte weiter. »Übrigens, Chamique, wo wir gerade bei der Nacht sind, in der Sie im Verbindungshaus gestript haben ...«, mein Atem ging etwas flacher, »... haben Sie einigen der damals Anwesenden noch andere Dienste erwiesen?«

Ich sah ihr in die Augen. Sie schluckte, behielt sich aber unter Kontrolle.

Sie sprach leise. Jeder Kampfgeist schien gewichen zu sein.
»Ja.«

»Waren es Dienste sexueller Natur?«

»Ja.«

Sie senkte den Kopf.

»Sie brauchen sich nicht zu schämen«, sagte ich. »Sie brauchten das Geld.« Ich nickte in Richtung der Angeklagten. »Welche Rechtfertigung haben die für ihr Verhalten?«

»Einspruch!«

»Stattgegeben.«

Aber Mort Pubin war noch nicht fertig. »Euer Ehren, dieses Statement war schockierend!«

»Das Verhaken ist schockierend«, stimmte ich zu. »Sie sollten Ihre Mandanten sofort züchtigen.«

Mort Pubin wurde rot. Er winselte: »Euer Ehren!«

»Mr Copeland.«

Ich hob die flache Hand und bedeutete ihm damit, dass er Recht hatte und ich mich zurücknehmen würde. Ich hielt es für besser, wenn die schlechten Neuigkeiten schon bei der Befragung herauskamen, solange die Gesprächsführung noch in meinen Händen lag.

Dadurch nimmt man der Verteidigung für ihr Kreuzverhör den Wind aus den Segeln.

»Haben Sie in Mr Flynn einen möglichen Freund oder Lebenspartner gesehen?«

Wieder Mort Pubin: »Einspruch! Irrelevant.«

»Mr Copeland?«

»Selbstverständlich ist es relevant. Die Angeklagten werden behaupten, dass sich Miss Johnson diese Anschuldigungen nur ausgedacht hat, um von ihren Mandanten eine finanzielle Entschädigung zu bekommen. Ich möchte zeigen, in welchem Gemütszustand sie sich in dieser Nacht befand.«

»Ich lasse die Frage zu«, sagte Richter Pierce.

Ich wiederholte sie.

Chamique wand sich ein bisschen, dabei sah man auch, wie jung sie noch war. »Jerry ist für mich unerreichbar gewesen.«

»Aber?«

»Ja, aber irgendwie ... ich weiß nicht. Weil ich so einen wie ihn ja noch gar nicht gekannt hab. Er hat mir die Tür aufgehalten. Und er war nett zu mir. Das bin ich nicht gewöhnt.«

»Und er ist reich. Zumindest im Vergleich zu Ihnen.«

»Ja.«

»Hat das für Sie eine Rolle gespielt?«

»Klar.«

Ich mochte ihre Ehrlichkeit.

Chamique sah die Geschworenen an. Die herausfordernde Miene war wieder da. »Ich habe auch meine Träume.«

Ich ließ das kurz im Saal stehen, bevor ich mit der nächsten Frage fortfuhr. »Und wovon haben Sie an dem Abend geträumt, Chamique?«

Mort wollte wieder Einspruch einlegen, aber Flair Hickory legte ihm die Hand auf den Arm.

Chamique zuckte die Achseln. »Das ist ziemlich albern gewesen.«

»Verraten Sie es mir trotzdem.«

»Ich dachte, dass er vielleicht ... aber das war dumm von mir ... ich hab eben gedacht, dass er mich ja vielleicht auch mag, verstehen Sie?«

»Ja, das verstehe ich«, sagte ich. »Wie sind Sie zu der Party gekommen?«

»Mit dem Bus von Irvington und den Rest zu Fuß.«

»Und als Sie beim Verbindungshaus ankamen, war Mr Flynn da?«

»Ja.«

»War er immer noch nett?«

»Am Anfang schon.« Eine Träne lief ihre Wange hinab. »Er ist sehr freundlich gewesen. Das war ...«

Sie brach ab.

»Was war es, Chamique?«

»Am Anfang ...«, wieder lief ihr eine Träne über die Wange, »... war das der schönste Abend, den ich je erlebt hab.«

Ich ließ die Worte im Raum stehen. Eine dritte Träne quoll aus dem Auge.

»Ist alles in Ordnung?«, fragte ich.

Chamique wischte die Träne weg. »Mir geht's gut.«

»Sind Sie sicher?«

Ihre Stimme war wieder fest. »Stellen Sie Ihre Frage, Mr Copeland«, sagte sie.

Sie war wunderbar. Alle Geschworenen hatten die Köpfe gehoben, hörten aufmerksam zu - und ich ging davon aus, dass sie ihr jedes Wort glaubten.

»Gab es einen Zeitpunkt, an dem sich Mr Flyns Verhalten Ihnen gegenüber verändert hat?«

»Ja.«

»Wann?«

»Ich hab gesehen, wie er mit dem da geflüstert hat.« Sie deutete auf Edward Jenrette.

»Mr Jenrette?«

»Ja. Der.«

Jenrette versuchte, Chamiques Blick standzuhalten. Es gelang ihm halbwegs.

»Sie haben gesehen, dass Mr Jenrette Mr Flynn etwas zugeflüstert hat?«

»Ja.«

»Und was ist dann passiert?«

»Jerry hat mich gefragt, ob ich spazieren gehen will.«

»Mit Jerry meinen Sie Jerry Flynn?«

»Ja.«

»Gut, dann erzählen Sie uns, was passiert ist.«

»Wir sind dann nach draußen. Sie hatten da ein Fass. Er hat mich gefragt, ob ich ein Bier will. Ich hab nein gesagt. Er ist plötzlich ganz aufgeregt gewesen und so.«

Mort Pubin sprang auf. »Einspruch.«

Ich breitete die Arme aus und setzte eine erboste Miene auf.
»Euer Ehren?«

»Ich lasse es zu.«

»Fahren Sie fort«, sagte ich.

»Jerry hat sich ein Bier gezapft, dann aber kaum was getrunken, sondern es bloß die ganze Zeit angeguckt.«

»Sein Bier?«

»Ja, irgendwie schon. Mich hat er jedenfalls nicht mehr an-

geguckt. Er ist irgendwie ganz anders gewesen. Ich hab gefragt, ob es ihm gut geht. Er hat gesagt, klar, alles ist ganz prima. Und dann ...«, sie stockte nicht, war aber nah dran, »hat er gesagt, dass ich einen echt scharfen Körper habe und er mir gern zugeguckt hat, als ich mich ausgezogen habe.«

»Hat Sie das überrascht?«

»Ja, ich meine, weil er vorher nicht so mit mir geredet hat.« Ihre Stimme klang belegt. Sie schluckte. »So wie die Leute das sonst oft machen.«

»Erzählen Sie weiter.«

»Er hat gefragt: »Soll ich dir mein Zimmer oben zeigen?««

»Was haben Sie geantwortet?«

»Ich hab okay gesagt.«

»Wollten Sie mit ihm auf sein Zimmer gehen?«

Chamique schloss die Augen. Wieder quoll eine Träne heraus. Sie schüttelte den Kopf.

»Sie müssen laut antworten.«

»Nein«, sagte sie.

»Warum sind Sie dann mitgegangen?«

»Ich wollte, dass er mich mag.«

»Und Sie dachten, er mag Sie, wenn Sie mit ihm auf sein Zimmer gehen?«

»Ich war mir sicher, dass er mich nicht mag, wenn ich nein sage.«

Ich drehte mich um und ging zurück zu meinem Tisch. Ich tat so, als würde ich in den Akten etwas suchen, wollte aber eigentlich nur den Geschworenen ein wenig Zeit geben, um das Gesagte zu verdauen. Chamique saß aufrecht und mit erhobenem Kopf auf ihrem Stuhl. Sie versuchte, sich nichts anmerken zu lassen, aber man sah, wie verletzt sie war.

»Was ist passiert, als Sie mit ihm nach oben gegangen sind?«

»Ich bin an einer Tür vorbeigegangen.« Wieder sah sie Jentrette an. »Und dann hat der mich gepackt.«

Wieder ließ ich sie auf Edward Jenrette zeigen und seinen Namen nennen.

»War noch jemand im Zimmer?«

»Ja. Der.«

Sie deutete auf Barry Marantz. Ich sah die beiden Familien hinter den Angeklagten. Die Gesichter der Eltern sahen aus wie Totenmasken. Die Haut sah aus, als hätte man sie von hinten gestrafft, so dass die Wangenknochen zu weit hervortraten und die leidenden Augen tief in den Höhlen lagen. Sie waren die Beschützer, die gekommen waren, um ihrem Nachwuchs zur Seite zu stehen. Sie waren am Boden zerstört. Ich hatte Mitleid mit ihnen. Aber das war Pech. Edward Jenrette und Barry Marantz hatten wenigstens Menschen, die ihnen zur Seite standen.

Chamique Johnson hatte niemanden.

Trotzdem verstand ich irgendwie, was da passiert war. Man fängt an zu trinken, verliert die Kontrolle, denkt nicht an die Konsequenzen seines Handelns. Wahrscheinlich würden sie so etwas nie wieder tun. Wahrscheinlich hatten sie ihre Lektion gelernt. Aber das war eben auch Pech.

Manche Menschen waren von Grund auf schlecht, sie blieben ihr Leben lang grausam und gefährlich und fügten anderen Schmerzen zu. Manche andere, vielleicht die meisten Menschen, mit denen ich beruflich zu tun hatte, hatten einfach einmal Mist gebaut. Aber mein Job bestand nicht darin, diese Unterscheidungen zu treffen. Das überließ ich dem Richter, der das Urteil sprach.

»Okay«, sagte ich, »was ist dann passiert?«

»Er hat die Tür zugemacht.«

»Wer?«

Sie deutete auf Marantz.

»Chamique, zur Erleichterung des Verfahrens, könnten Sie ihn Mr Marantz und den anderen Mr Jenrette nennen?«

Sie nickte.

»Mr Marantz schloss also die Tür. Und wie ging es dann weiter?«

»Mr Jenrette hat gesagt, ich soll mich hinknien.«

»Wo ist Mr Flynn zu diesem Zeitpunkt gewesen?«

»Weiß ich nicht.«

»Sie wissen es nicht?« Ich spielte den Überraschten. »War er nicht mit Ihnen zusammen die Treppe hinaufgekommen?«

»Doch.«

»Hat er nicht neben Ihnen gestanden, als Mr Jenrette Sie gepackt hat?«

»Doch.«

»Und dann?«

»Weiß ich nicht. Er ist nicht mit ins Zimmer gekommen. Er hat einfach die Tür zufallen lassen.«

»Haben Sie ihn wieder gesehen?«

»Erst später.«

Ich holte tief Luft und stürzte mich hinein. Ich fragte Chamique, was als Nächstes passiert war. Ich führte sie durch die Einzelheiten der Vergewaltigung. Ihre Aussage war anschaulich, obwohl sie sehr sachlich sprach - sie hatte ihre Gefühle vollkommen abgekoppelt. Es gab viele Punkte, an denen ich nachhaken konnte: was sie gesagt hatten, wie sie gelacht hatten, was sie mit ihr gemacht hatten. Ich brauchte die Einzelheiten. Ich glaube zwar nicht, dass die Geschworenen das wirklich hören wollten, trotzdem musste sie so detailliert wie möglich werden und alle Einzelheiten erzählen. Chamique musste sich an jede Stellung erinnern, daran, wer wo gewesen war und wer was getan hatte.

Alle waren wie betäubt.

Als wir mit der Aussage über die Vergewaltigung fertig waren, ließ ich ein paar Sekunden verstreichen, dann ging ich unser Hauptproblem an. »In Ihrer Aussage haben Sie erzählt, dass die Vergewaltiger sich mit den Namen Cal und Jim angesprochen haben.«

»Einspruch, Euer Ehren.«

Flair Hickory beteiligte sich zum ersten Mal aktiv an der Verhandlung. Er sprach mit ruhiger Stimme, aber so bestimmt, dass alle Anwesenden ihm zuhörten.

»Die Zeugin hat nicht ausgesagt, dass sie sich mit den Namen Cal und Jim angesprochen hätten«, sagte Flair. »Sie hat sowohl in ihrer Aussage als auch in der Voruntersuchung gesagt, dass sie Cal und Jim *waren*.«

»Ich werde die Frage umformulieren«, sagte ich mit überdrüssiger Stimme, als wollte ich die Geschworenen fragen, ob dieser Mann nicht unglaublich pingelig war. Ich wandte mich wieder an Chamique. »Wer von beiden *war* Cal, und wer *war* Jim.«

Chamique identifizierte Barry Marantz als Cal und Edward Jenrette als Jim.

»Haben sie sich Ihnen so vorgestellt?«, fragte ich.

»Nein.«

»Und woher kannten Sie dann ihre Namen?«

»Sie haben sich gegenseitig so genannt.«

»Laut Ihrer Aussage hat Mr Marantz zum Beispiel gesagt: »Beug Sie nach vorn, Jim.« Meinen Sie das?«

»Ja.«

»Ihnen ist bekannt«, fragte ich, »dass keiner der Angeklagten Cal oder Jim heißt?«

»Ich weiß«, sagte sie.

»Haben Sie irgendeine Erklärung dafür, dass sie sich so genannt haben?«

»Nein. Ich sage nur, was sie gemacht und wie sie geredet haben.«

Sie zögerte keine Sekunde und suchte auch nicht nach Ausflüchten - das waren gute Antworten. Ich ließ sie unkommentiert stehen.

»Was ist passiert, nachdem die beiden Sie vergewaltigt hatten?«

»Ich musste mich waschen.«

»Wie?«

»Sie haben mich in eine Dusche gestellt und mich dann mit Seife abgewaschen. Die Dusche hatte so eine Brause an einem Schlauch. Ich musste mich richtig abschrubben.«

»Und dann?«

»Sie haben mir meine Sachen weggenommen. Sie haben gesagt, dass sie sie verbrennen wollen. Dann haben sie mir ein T-Shirt und Shorts gegeben, die ich anziehen sollte.«

»Und was ist danach passiert?«

»Jerry hat mich zur Bushaltestelle gebracht.«

»Hat Mr Flynn auf dem Weg mit Ihnen gesprochen?«

»Nein.«

»Kein Wort?«

»Kein Wort.«

»Haben Sie etwas zu ihm gesagt?«

»Nein.«

Wieder gab ich mich überrascht. »Sie haben ihm nicht erzählt, dass Sie vergewaltigt worden sind?«

Zum ersten Mal lächelte sie. »Glauben Sie, er hat das nicht gewusst?«

Auch die Antwort ließ ich einfach stehen. Ich wollte das Tempo wieder anziehen.

»Haben Sie sich einen Anwalt genommen, Chamique?«

»Irgendwie schon.«

»Wie meinen Sie das?«

»Ich hab ihn nicht gesucht. Er hat sich bei mir gemeldet.«

»Wie heißt er?«

»Horace Foley. Er ist nicht so hübsch angezogen wie Mr Hickory da.«

Flair lächelte.

»Haben Sie eine Schmerzensgeldklage gegen die Angeklagten erhoben?«

»Ja.«

»Warum haben Sie sie verklagt?«

»Sie sollen dafür bezahlen«, sagte sie.

»Aber geht es in diesem Prozess nicht genau darum?«, fragte ich. »Suchen wir hier nicht nach einer Möglichkeit, sie zu bestrafen?«

»Schon, aber bei der anderen Klage geht's um Geld.«

Ich sah sie an, als verstünde ich ihre Antwort nicht. »Aber die Verteidigung wird behaupten, dass Sie diese Beschuldigungen erheben, um Geld zu erpressen. Sie werden sagen, die Schmerzensgeldklage zeigt, dass Sie sich nur für Geld interessieren.«

»Ich interessiere mich ja auch für Geld«, sagte Chamique.

»Ich hab auch nie was anderes behauptet.«

Ich wartete.

»Interessieren Sie sich nicht für Geld, Mr Copeland?«

»Doch, das tue ich«, sagte ich.

»Und?«

»Und trotzdem«, sagte ich, »wird die Verteidigung unterstellen, dass das ein Motiv ist, eine Lüge zu erzählen.«

»Dagegen kann ich nichts machen«, sagte sie. »Wissen Sie, wenn ich sage, dass ich mich nicht für Geld interessiere, dann wäre das eine Lüge.« Sie sah die Geschworenen an. »Wenn ich jetzt sage, dass Geld mir nichts bedeutet, würden Sie mir das dann glauben? Natürlich nicht. Ich würde Ihnen genauso wenig glauben, wenn Sie sagen, dass Sie sich nicht für Geld interessieren. Ich hab mich schon für Geld interessiert, bevor die beiden mich vergewaltigt haben. Aber ich lüge nicht. Die haben mich vergewaltigt. Und ich will, dass sie dafür ins Gefängnis kommen. Und wenn ich dabei noch ein bisschen Geld von ihnen kriegen kann, wieso nicht? Ich kann's brauchen.«

Ich trat zurück. Aufrichtigkeit - echte Aufrichtigkeit - ist einfach durch nichts zu ersetzen.

»Ich habe keine weiteren Fragen«, sagte ich.

Die Verhandlung wurde über Mittag unterbrochen.

Beim Mittagessen spreche ich normalerweise mit meinen Mitarbeitern über die Verhandlungsstrategie. Aber heute wollte ich das nicht. Ich wollte allein sein. Ich wollte mir die Befragung noch einmal durch den Kopf gehen lassen, überlegen, was ich vergessen hatte, und darüber nachdenken, wie Flair jetzt vorgehen würde.

Ich bestellte mir einen Cheeseburger und ein Bier bei der Kellnerin, die aussah, als wollte sie in einem dieser »Want to get away«-Werbefilme auftreten. Sie nannte mich »Schätzchen«. Ich steh darauf, wenn eine Kellnerin »Schätzchen« zu mir sagt.

In einer Verhandlung konkurrieren zwei Erzählungen um die Aufmerksamkeit der Geschworenen. Man muss seinen Protagonisten möglichst realitätsnah gestalten, ihn zu einem echten Menschen machen. Echtheit ist dabei viel wichtiger als Reinheit. Anwälte vergessen das häufig. Sie meinen, sie müssten ihre Mandanten perfekt und freundlich darstellen. Das ist falsch. Also versuchte ich nicht, die Geschichte für die Geschworenen zu glätten. Menschen können Charaktere ziemlich gut einschätzen. Sie glauben einem eher, wenn man auch seine Schwächen zeigt. Zum mindest gilt das für meine Seite - die Anklage. Als Verteidiger versucht man, das Wasser einzutrüben. Flair Hickory hatte es schon deutlich zum Ausdruck gebracht: Man möchte das schöne Fräulein Berechtigte Zweifel ins Scheinwerferlicht rücken. Ich dagegen versuchte, die ganze Bühne auszuleuchten. Ich wollte Klarheit.

Die Kellnerin kam zurück und sagte: »Hier, Schätzchen«, als sie den Burger vor mich stellte. Ich sah ihn an. Er war so fettig, dass ich fast einen Bypass zum Nachtisch bestellt hätte. Aber wenn ich ehrlich war, hatte ich genau das gewollt. Ich nahm

ihn in beide Hände und spürte, wie meine Finger im Brötchen versanken.

»Mr Copeland?«

Ich kannte den jungen Mann neben mir nicht.

»Wenn es Ihnen nichts ausmacht?«, sagte ich. »Ich bin gerade beim Essen.«

»Das ist für Sie.«

Er legte einen Zettel auf den Tisch und ging. Es war ein zusammengefalteter gelber Haftzettel. Ich faltete ihn auseinander.

Bitte leisten Sie mir in der Nische rechts hinter Ihnen Gesellschaft.

EJ Jenrette

Er war von Edwards Vater. Ich sah meinen geliebten Burger an. Er erwiderte den Blick. Ich hasse kaltes oder wieder aufgewärmtes Essen. Also aß ich ihn. Ich war am Verhungern. Ich versuchte, ihn nicht herunter zuschlingen. Das Bier dazu schmeckte verdammt gut.

Als ich fertig war, stand ich auf und ging nach rechts hinten in die Nische. EJ Jenrette war da. Vor ihm stand ein Glas, dessen Inhalt wie Scotch aussah. Er hatte es mit beiden Händen umfasst, als müsste er es beschützen. Sein Blick durchbohrte den Whisky.

Er blickte nicht auf, als ich in der Nische Platz nahm. Wenn ihn meine Verspätung ärgerte - sofern sie ihm überhaupt aufgefallen war -, konnte er diesen Ärger sehr gut verbergen.

»Sie wollten mich sprechen«, sagte ich.

EJ nickte. Er war ein kräftig gebauter Mann, ein ehemaliger Sportler, dem die Designerhemden am Hals immer noch zu eng waren. Ich wartete.

»Sie haben ein Kind«, sagte er.

Ich wartete weiter.

»Was würden Sie unternehmen, um Ihre Tochter zu schützen?«

»Erst einmal«, sagte ich, »würde ich sie nie auf eine Party im Verbindungshaus Ihres Sohnes lassen.«

Er blickte auf. »Das ist nicht komisch.«

»Sind wir jetzt fertig?«

Er trank einen großen Schluck.

»Ich werde dem Mädchen hunderttausend Dollar geben«, sagte Jenrette. »Und zusätzlich spende ich der Stiftung Ihrer Frau hunderttausend Dollar.«

»Wunderbar. Wollen Sie die Schecks gleich hier ausschreiben?«

»Im Gegenzug lassen Sie die Klage fallen.«

»Nein.«

Er sah mir in die Augen. »Er ist mein Sohn. Wollen Sie wirklich, dass er die nächsten zehn Jahre im Gefängnis sitzt?«

»Ja. Aber wie hoch das Urteil ausfällt, muss der Richter entscheiden.«

»Er ist noch ein Kind. Man kann ihm allenfalls vorwerfen, dass er sich nicht unter Kontrolle gehabt hat.«

»Sie haben eine Tochter, stimmt's, Mr Jenrette?«

Jenrette starnte durch seinen Whisky.

»Wenn ein paar schwarze Jungs aus Irvington sie gepackt, in ein Zimmer gezerrt und ihr das angetan hätten, wären Sie dann damit einverstanden, dass die Sache unter den Teppich gekehrt wird?«

»Meine Tochter ist keine Stripperin.«

»Nein, Sir, das ist sie nicht. Sie hat alle erdenklichen Privilegien im Leben. Ihr stehen alle Möglichkeiten offen. Warum sollte sie sich für Geld ausziehen?«

»Tun Sie mir einen Gefallen«, sagte er. »Kommen Sie mir nicht mit diesem sozio-ökonomischen Scheiß. Sie wollen doch nicht sagen, sie war benachteiligt und hatte daher keine andere

Möglichkeit, außer Hure zu werden? Also bitte. Das ist eine Beleidigung für jeden Armen, der es geschafft hat, dem Ghetto durch Arbeit zu entkommen.«

Ich zog die Augenbrauen hoch. »Ghetto?«

Er sagte nichts.

»Sie wohnen in Short Hills, oder, Mr Jenrette?«

»Was soll das jetzt wieder heißen?«

»Dann erzählen Sie mir doch«, sagte ich, »wie viele von Ihren Nachbarinnen sich fürs Strippen entschieden haben, oder, wie sie es ausdrücken, zu Huren geworden sind?«

»Keine Ahnung.«

»Was Chamique Johnson tut oder nicht tut, spielt für die Vergewaltigung überhaupt keine Rolle. Das ist allein ihre Sache. Ihr Sohn hat nicht zu entscheiden, wer es verdient, vergewaltigt zu werden und wer nicht. Aber auch das ist egal. Chamique Johnson hat gestrippt, weil sie nur eingeschränkte Möglichkeiten hatte, ihren Lebensunterhalt zu verdienen. Das ist bei Ihrer Tochter anders.« Ich schüttelte den Kopf. »Sie verstehen es wirklich nicht.«

»Was?«

»Die Tatsache, dass Chamique gezwungen war, zu strippen und ihren Körper zu verkaufen, mindert Edwards Schuld in keiner Weise. Wenn überhaupt, erhöht sie sich dadurch noch.«

»Mein Sohn hat sie nicht vergewaltigt.«

»Um das zu klären, haben wir ja die Verhandlung«, sagte ich.
»Sind wir jetzt fertig?«

Schließlich sah er mich doch noch an. »Ich kann Ihnen das Leben schwer machen.«

»Offensichtlich haben Sie schon damit angefangen.«

»Der Spendenstopp?« Er zuckte die Achseln. »Das war noch gar nichts. Da hab ich nur mal kurz die Muskeln spielen lassen.«

Er sah mir in die Augen und hielt meinem Blick stand. Jetzt reichte es.

»Auf Wiedersehen, Mr Jenrette.«

Er ergriff meinen Unterarm. »Sie werden freigesprochen werden.«

»Das wollen wir mal sehen.«

»Sie haben heute ein paar Mal gepunktet, aber die Hure muss noch ins Kreuzverhör. Sie können nicht erklären, warum sie die Namen falsch verstanden hat. Das ist eine Hürde, die Sie nicht überwinden werden. Und das wissen Sie auch. Also hören Sie sich meinen Vorschlag wenigstens an.«

Ich wartete.

»Mein Sohn und der Marantz-Junge werden sich in allen Anklagepunkten schuldig bekennen, sofern sie nicht ins Gefängnis müssen. Sie leisten gemeinnützige Arbeit. Sie können Ihnen strenge Bewährungsauflagen geben, so lange Sie wollen. Das ist nur fair. Außerdem werde ich diese hilfsbedürftige Frau unterstützen und dafür sorgen, dass JaneCare ausreichende finanzielle Mittel zur Verfügung stehen. Das ist eine Win-win-win-Situation.«

»Nein«, sagte ich.

»Glauben Sie wirklich, dass die Jungs so was noch mal machen?«

»Wenn ich ehrlich bin«, sagte ich, »halte ich das für sehr unwahrscheinlich. «

»Ich dachte, bei der Gefängnisstrafe geht es um Rehabilitation?«

»Auch, aber ich glaube nicht an Rehabilitation«, sagte ich.

»Ich glaube an Gerechtigkeit.«

»Und Sie finden es gerecht, wenn mein Sohn ins Gefängnis geht?«

»Ja«, sagte ich. »Aber, wie schon gesagt, die Entscheidung liegt in den Händen des Richters und der Geschworenen.«

»Haben Sie noch nie einen Fehler gemacht, Mr Copeland?«

Ich antwortete nicht.

»Ich werde mich nämlich auf die Suche danach machen. Ich werde so lange suchen, bis ich jeden Fehler gefunden habe, den Sie je gemacht haben. Und ich werde meine Entdeckungen gegen Sie verwenden. Irgendwo haben auch Sie Ihre Leichen im Keller, Mr Copeland. Das wissen Sie ebenso gut wie ich. Wenn Sie Ihre Hexenjagd fortsetzen, werde ich diese Leichen ans Licht der Öffentlichkeit zerren.« Sein Selbstbewusstsein schien mit jeder Sekunde zu wachsen. Das gefiel mir nicht.

»Mein Sohn hat vielleicht einen großen Fehler gemacht. Wir versuchen den Schaden, den er angerichtet hat, wiedergutzumachen und zu ersetzen, ohne sein Leben dabei zu zerstören. Verstehen Sie das?«

»Ich habe Ihnen nichts mehr zu sagen«, sagte ich.

Er ließ meinen Arm nicht los.

»Das ist die letzte Warnung, Mr Copeland. Ich werde alles tun, um meinen Sohn zu schützen.«

Ich sah EJ Jenrette an, und dann machte ich etwas, was ihn überraschte. Ich lächelte.

»Was ist?«, fragte er.

»Das ist nett«, sagte ich.

»Was?«

»Dass Ihr Sohn so viele Freunde hat, die sich für ihn einsetzen«, sagte ich. »Nicht nur hier, auch im Gerichtssaal. Edward hat da sehr viele Menschen hinter sich.«

»Er ist beliebt.«

»Nett«, wiederholte ich und zog meinen Arm weg. »Aber wenn ich mir die vielen Menschen angucke, die hinter Ihrem Sohn sitzen, wissen Sie, was mir dann auffällt?«

»Was?«

»Hinter Chamique Johnson«, sagte ich, »sitzt überhaupt niemand.«

»Diesen Bericht möchte ich im Seminar gern vorlesen«, sagte Lucy Gold.

Lucy gefiel es am besten, wenn die Studenten ihre Tische in einen großen Kreis stellten. Dann stellte sie sich in die Mitte. Es war zwar ein bisschen peinlich, in diesem »Lernkreis« wie ein aufgeregter Catcher hin und her zu laufen, aber ihre Erfahrung hatte gezeigt, dass das meistens gut funktionierte. Indem man die Studenten in einen Kreis setzte, egal wie groß, saßen alle in der ersten Reihe. Keiner konnte sich hinter einem anderen verstecken.

Lonnie war auch im Raum. Lucy hatte überlegt, ob er den Bericht vorlesen sollte, damit sie die Gesichter besser studieren konnte, aber die Erzählstimme war weiblich. Es würde falsch klingen. Außerdem musste die Verfasserin dieses Berichts *wissen*, dass Lucy eine Reaktion erwartete. Schließlich konnte das kein Zufall sein. Sie spielte mit ihr. Also beschloss Lucy, den Text selbst vorzulesen, während Lonnie die Reaktionen beobachtete. Und selbstverständlich würde Lucy oft aufblicken, kurze Pausen einlegen und darauf hoffen, dass sich jemand verriet.

Sylvia Potter, die Schleimerin, saß direkt vor ihr. Sie hatte die Hände zusammengelegt und die Augen weit aufgerissen. Lucy sah sie an und lächelte kurz. Neben ihr saß Alvin Renfro, ein absoluter Faulpelz. Renfro saß wie die meisten Studenten - als hätte er keine Knochen und könnte einfach so vom Stuhl rutschen und sich auf dem Fußboden in eine Pfütze verwandeln.

»Was ich jetzt erzähle, passierte, als ich siebzehn Jahre alt war«, las Lucy. »Ich war in einem Sommerlager und hatte einen Ferienjob als Hilfsbetreuerin.«

Während sie den Bericht über den Vorfall im Wald weiter vorlas, von der Erzählerin und ihrem Freund »P«, dem Kuss am Baum und den Schreien im Wald, durchschritt sie einen kleinen Kreis innerhalb des großen Rings aus Schreibtischen. Sie hatte den Text schon mindestens zehnmal gelesen, aber jetzt,

wo sie ihn anderen vorlas, spürte sie, wie sich ihre Kehle zusammenzog. Sie bekam weiche Knie. Sie sah Lonnie kurz an. Er hatte offenbar auch etwas in ihrer Stimme gehört und schaute sie an. Sie warf ihm einen Blick zu, der besagte: »Du sollst die Studenten beobachten, nicht mich«, worauf er schnell zur Seite sah.

Als sie fertig war, bat Lucy die Studenten um Wortmeldungen. Das lief inzwischen fast immer nach dem gleichen Schema ab. Die Studenten wussten, dass sich der Verfasser mit ihnen in einem Raum befand. Weil sie aber die einzige Chance dafür, sich in ein positives Licht zu setzen, darin sahen, andere herunterzumachen, nahmen sie die Texte nach Strich und Faden auseinander. Sie meldeten sich und fingen mit einer Art Ausschlussklausel an, zum Beispiel: »Geht es nur mir so?« oder »Vielleicht täusche ich mich ja, aber«, und dann ging es los.

»Die Sprache ist flach.«

»Ich spüre nichts von der angeblichen Leidenschaft für diesen P. Geht das jemand anders?«

»Er hat ihr die Hand unter die Bluse geschoben. Also bitte ...«

»Wenn ich ehrlich bin, muss ich sagen, dass es ziemlicher Mist war.«

»Die Erzählerin sagt: »Wir haben uns geküsst. Es war so leidenschaftliche Sie soll mir nicht sagen, dass es leidenschaftlich war, sie soll so schreiben, dass ich es *spüre*.«

Lucy versuchte zu vermitteln. Dies war der wichtigste Teil des Seminars. Es war schwer, Studenten zu unterrichten. Sie dachte häufig an ihr eigenes Studium zurück, an die stundenlangen, ermüdenden Vorlesungen, von denen sie sich an nichts mehr erinnern konnte. Wirklich etwas gelernt, so dass sie es behalten hatte und später auch weiterverwenden konnte, hatte sie nur aus den kurzen Kommentaren der guten Professoren in den Diskussionen. Bei der Lehre ging es um Qualität, nicht um Quan-

tät. Wenn man zu viel redete, wurde man zu Muzak - nervtötender Hintergrundmusik. Nur wenn man wenig sagte, blieb zumindest etwas davon hängen.

Professoren standen auch gerne im Mittelpunkt. Auch darin lag eine Gefahr. Einer ihrer früheren Mentoren hatte ihr in diesem Punkt einen guten und einfachen Rat gegeben: »Glauben Sie nicht, dass sich alles um Sie dreht.« Lucy versuchte, das nie zu vergessen. Andererseits mochten Studenten es nicht, wenn Professoren den Eindruck vermittelten, sie stünden über dem Ganzen. Wenn sie also gelegentlich eine Anekdote erzählte, achtete sie darauf, dass sie darin Mist gebaut hatte - davon gab es auch genug - und dass sie trotzdem gut aus der Sache herausgekommen war.

Ein weiteres Problem bestand darin, dass die Studenten nicht sagten, was sie wirklich dachten, sondern vielmehr das, womit sie Eindruck zu schinden glaubten. Das galt allerdings auch für ihre Kollegen in den Fachbereichssitzungen - das Wichtigste war immer, dass etwas gut klang, nicht dass man die Wahrheit sagte.

Aber in diesem Fall war Lucy etwas schärfer als üblich. Sie wollte Reaktionen sehen. Der Autor sollte sich offenbaren. Also machte sie Druck.

»Die Erlebnisberichte sollen auf Erinnerungen beruhen«, sagte sie. »Aber glaubt jemand, dass dies wirklich passiert ist?«

Plötzlich war es still im Seminar. Es gab ein paar unausgesprochene Regeln. Und im Prinzip hatte Lucy den Autor in den Ring gerufen und einen Lügner genannt. Sie ruderte zurück. »Damit will ich sagen, dass es sich wie Fiktion liest. Eigentlich ist das positiv, weil es für den Stil spricht, in diesem Fall scheint es mir dadurch aber unnötig kompliziert zu werden. Oder haben Sie die Wahrhaftigkeit des Erlebten nicht in Frage gestellt?«

Das führte zu einer lebhaften Diskussion. Hände schossen in die Höhe. Die Studenten versuchten, sich gegenseitig zu wider-

legen. Das war das Beste an ihrem Job. Ansonsten hatte ihr Leben nur wenig zu bieten. Aber sie liebte diese Kids. Und sie verliebte sich jedes Semester wieder aufs Neue. Die Studenten waren ihre Familie - entweder von September bis Dezember oder von Januar bis Mai. Dann verließen sie sie. Manche meldeten sich noch mal bei ihr. Aber nur sehr wenige. Und sie freute sich immer, jemanden wiederzusehen. Aber sie wurden nie wieder zu Familienmitgliedern. Diesen Status erreichten nur die aktuellen Studenten. Es war seltsam.

Irgendwann verließ Lonnie den Raum. Lucy fragte sich, wo hin er ging, aber jetzt war sie allein im Seminar. Manchmal war es zu schnell vorbei. So wie heute. Am Ende der Sitzung, als die Studenten anfingen, ihre Rucksäcke zu packen, war sie mit der Suche nach dem Autor des anonymen Berichts keinen Schritt vorangekommen.

»Und nicht vergessen«, sagte Lucy. »Spätestens morgen möchte ich zwei weitere Seiten von den Erlebnisberichten haben.« Dann ergänzte sie: »Ach, und wer will, kann natürlich auch mehr als zwei Seiten schicken.«

Zehn Minuten später war sie in ihrem Büro. Lonnie war schon da.

»Hast du was in ihren Gesichtern gesehen?«, fragte sie.

»Nein«, sagte er.

Lucy packte ihre Sachen zusammen, stopfte einen Stapel Papiere in ihre Laptop-Tasche.

»Wo gehst du hin?«, fragte Lonnie.

»Ich hab einen Termin.«

Ihr Tonfall hielt ihn von weiteren Fragen ab. Diesen »Termin« hatte Lucy jede Woche, aber sie vertraute niemandem an, worum es ging. Nicht einmal Lonnie.

»Soso«, sagte Lonnie. Er sah zu Boden. Sie wartete.

»Was ist los, Lonnie?«

»Bist du absolut sicher, dass du wissen willst, wer den Bericht

geschickt hat? Also, ich weiß nicht recht. Das ist ein ziemlich großer Vertrauensbruch.«

»Ich muss es wissen.«

»Wieso?«

»Das kann ich dir nicht sagen.«

Er nickte. »Also gut.«

»Was heißt das?«

»Wann bist du wieder zurück?«

»So in ein bis zwei Stunden.«

Lonnie sah auf die Uhr. »Bis dahin«, sagte er, »müsste ich eigentlich wissen, wer ihn geschickt hat.«

9

Die Fortsetzung der Verhandlung wurde auf den nächsten Morgen vertagt.

Manche Prozessbeobachter behaupten, dass das einen großen Unterschied macht - die Geschworenen würden eine Nacht darüber schlafen, so dass die Fakten sich setzen und so weiter. Solche Überlegungen helfen einem nicht weiter. Es gehört zum ganz normalen Ablauf eines Verfahrens. Selbst wenn es positive Aspekte gab, wurden die doch dadurch wieder wettgemacht, dass Flair Hickory mehr Zeit für die Vorbereitung des Kreuzverhörs hatte. So läuft das bei Gerichtsverhandlungen. Man entwickelt aberwitzige Theorien, aber am Ende gleicht sich doch alles wieder aus.

Von meinem Handy rief ich Loren Muse an. »Haben Sie schon was?«

»Wir arbeiten noch dran.«

Ich legte auf und sah, dass ich eine Nachricht von Detective York bekommen hatte. Ich wusste nicht, wie ich mit Mrs Perez' Lüge über die Narbe an Gils Arm umgehen sollte. Wenn ich ihr

das Foto zeigte, würde sie vermutlich sagen, dass sie sich geirrt hatte. So einfach war das.

Aber warum hatte sie das getan?

Glaubte sie tatsächlich, die Wahrheit zu sagen - dass das nicht die Leiche ihres Sohnes war? Machten sowohl Mr als auch Mrs Perez bloß einen bedauerlichen, wenn auch verständlichen Fehler - war es für die beiden so unfassbar, dass ihr Gil die ganze Zeit am Leben gewesen war, dass sie ihren Augen nicht trauten?

Oder hatten sie gelogen?

Und wenn sie gelogen hatten, warum?

Bevor ich sie mit meiner Entdeckung konfrontierte, musste ich weitere Fakten sammeln. Ich brauchte einen eindeutigen Beweis, dass es sich bei dem Toten im Leichenschauhaus mit dem Decknamen Manolo Santiago tatsächlich um Gil Perez handelte, um den jungen Mann, der vor fast zwanzig Jahren zusammen mit meiner Schwester, Margot Green und Doug Billingham im Wald verschwunden war.

Yorks Nachricht lautete: »Tut mir leid, dass es so lange gedauert hat, bis ich das rausgekriegt habe. Sie wollten wissen, wo Sie Raya Singh, die Freundin des Opfers, finden. Ob Sie es glauben oder nicht, aber wir hatten nur eine Handynummer. Die haben wir angerufen. Sie arbeitet in einem indischen Restaurant an der Route 3 in der Nähe vom Lincoln Tunnel.« Er nannte den Namen und die Adresse. »Angeblich ist sie heute den ganzen Tag da. Hey, wenn Sie Santiagos richtigen Namen erfahren, melden Sie sich. Soweit wir das feststellen können, hat er schon lange unter dem Decknamen gelebt. Er hat sich im Großraum Los Angeles ein paar Sachen zuschulden kommen lassen. Aber nur Kleinkram. Wir hören voneinander.«

Ich fragte mich, was ich davon halten sollte. Mir fiel nicht viel ein. Ich ging zum Wagen, aber als ich mich hineinsetzen wollte, fiel mir auf, dass etwas nicht stimmte.

Da lag ein brauner Umschlag auf dem Fahrersitz.

Es war nicht mein Umschlag, und ich hatte ihn da auch nicht hingelegt. Außerdem hatte ich die Autotüren abgeschlossen.

Irgendjemand musste meinen Wagen aufgebrochen haben.

Ich bückte mich und nahm den Umschlag vom Sitz. Die Vorderseite war leer. Keine Adresse, kein Porto. Der Umschlag fühlte sich auch ziemlich dünn an, es war also nicht viel drin. Ich setzte mich auf den Fahrersitz und schloss die Tür. Der Umschlag war zugeklebt. Ich schlitzte ihn mit dem Zeigefinger auf. Dann griff ich hinein und zog den Inhalt heraus.

Mein Blut schien zu gefrieren, als ich sah, was es war:

Ein Foto von meinem Vater.

Ich runzelte die Stirn. Was zum ... ?

Oben auf dem weißen Rand standen in ordentlichen Druckbuchstaben sein Name, »Wladimir Copeland«, und das Jahr. Das war alles.

Ich begriff nicht, was das sollte.

Einen Moment lang saß ich einfach nur da. Ich starrte das Foto meines geliebten Vaters an. Ich dachte daran, dass er als junger Arzt in Leningrad gelebt hatte, dass man ihm so viel genommen hatte und dass seine letzten Lebensjahre eine nicht enden wollende Serie aus Tragödien und Enttäuschungen gewesen war. Ich erinnerte mich daran, wie er mit meiner Mutter gestritten hatte, dass beide ihre Verletzungen erlitten und sonst niemanden gehabt hatten, an dem sie ihren Frust auslassen konnten. Ich wusste noch, dass meine Mutter allein zu Hause geweint hatte. Ich erinnerte mich daran, wie ich einige dieser Abende noch lange mit Camille wach gewesen war. Wir beide hatten uns nie gestritten - komisch für Bruder und Schwester -, aber vielleicht hatten wir einfach genug Streit gesehen. Manchmal hatte sie in diesen Situationen meine Hand gehalten oder vorgeschlagen, dass wir spazieren gingen. Aber meistens hatten wir uns in ihr Zimmer zurückgezogen, und Camille hatte einen ihrer dämlichen Lieblingspopsongs aufgelegt und mir erzählt,

warum der ihr so gut gefiel, als ob da irgendwelche tieferen Bedeutungen verborgen wären, und dann hatte sie mir oft noch von irgendwelchen Jungs aus der Schule erzählt, die sie mochte. Ich hatte neben ihr gesessen, zugehört und dabei eine eigenartige Zufriedenheit empfunden.

Ich verstand es nicht. Was wollte man mir mit diesem Foto ... ?

Da war noch etwas im Umschlag.

Ich drehte ihn um. Nichts. Ich steckte die Hand tief hinein. Es fühlte sich an wie eine Karteikarte. Ich zog die Hand heraus. Ja, eine Karteikarte. Weiß mit roten Linien. Die Vorderseite - die linierte Seite - war leer. Aber auf die Rückseite hatte jemand in Großbuchstaben geschrieben:

DIE ERSTE LEICHE

*

»Weißt du, wer den Bericht geschickt hat?«, fragte Lucy.

»Noch nicht«, sagte Lonnie. »Aber das krieg ich raus.«

»Wie?«

Lonnie stand ihr mit gesenktem Kopf gegenüber. Die Großspurigkeit war verschwunden. Lucy fühlte sich schlecht deshalb. Ihm gefiel nicht, was sie von ihm verlangte. Ihr gefiel es auch nicht. Aber sie hatte keine Wahl. Sie hatte hart daran gearbeitet, ihre Vergangenheit zu verbergen. Sie hatte ihren Namen geändert. Sie hatte sich vor Paul versteckt. Sie hatte ihre naturblonden Haare gefärbt - ach, wie viele Frauen in ihrem Alter hatten noch naturblonde Haare? - und sie durch ein braunes Durcheinander ersetzt.

»Na denn«, sagte sie. »Bist du hier, wenn ich zurückkomme?«

Er nickte. Lucy ging die Treppe hinunter zu ihrem Wagen.

Im Fernsehen ist es immer so einfach, sich eine neue Identität

zuzulegen. Vielleicht war es das auch, nur Lucy hatte es nicht so empfunden. Es war ein langer Weg gewesen. Zuerst hatte sie ihren Nachnamen von Silverstein zu Gold geändert. Silber zu Gold. Clever, was? So ganz überzeugt war sie selbst nicht gewesen, aber sie war gut damit klargekommen, weil dadurch immer eine Verbindung zu ihrem Vater bestehen blieb, den sie so liebte.

Sie war im Land umhergezogen. Das Ferienlager war längst verschwunden. Zusammen mit dem Vermögen ihres Vaters. Und von ihrem Vater selbst war am Ende auch nicht mehr viel übrig geblieben.

Das, was von ihrem Vater Ira Silverstein übrig geblieben war, hatte sie in einem Rehabilitationszentrum fünfzehn Kilometer von der Reston University entfernt untergebracht. Auf der Fahrt dahin genoss sie das Alleinsein. Sie hörte sich Tom Waits an, der davon sang, dass er sich hoffentlich nicht wieder verliebte, was er dann aber natürlich doch tat. Sie bog zum Parkplatz ein. Das Haus, eine umgebaute Villa auf einem großen Grundstück, war erheblich angenehmer als die meisten vergleichbaren Einrichtungen. In ihm verschwand der größte Teil von Lucys Gehalt.

Sie parkte in der Nähe des alten VW-Käfers ihres Vaters. Er stand immer genau auf dem gleichen Platz. Sie bezweifelte, dass der im letzten Jahr überhaupt gefahren worden war. Ihr Vater war freiwillig hier. Er konnte jederzeit gehen. Er brauchte sich nur an- oder abzumelden. Traurige Tatsache war jedoch, dass er sein Zimmer so gut wie nie verließ. Die linksradikalen Aufkleber, die den Wagen einst geschmückt hatten, waren verblichen. Lucy hatte einen Zweitschlüssel für den VW und ließ ihn gelegentlich etwas laufen, damit sich die Batterie nicht ganz entleerte. Wenn sie das tat und dabei einfach im Wagen saß, dachte sie an die Vergangenheit. Sie sah Ira in seinem VW. Den Vollbart, die offenen Fenster, das Lächeln und wie er jedem zuhupte, an dem er vorbeikam.

Sie brachte es nicht übers Herz, eine Spritztour im Käfer zu machen.

Lucy trug sich an der Rezeption ein. Die Einrichtung hatte sich mehr oder weniger auf ältere Bewohner mit mentalen Problemen spezialisiert, die meistens auf jahrelangen Drogenmissbrauch zurückzuführen waren. Die Bandbreite im Haus war riesig, es gab alles von Bewohnern, die absolut »normal« erschienen, bis zu denen, die als Statisten in *Einer flog übers Kuckucks-nest* hätten auftreten können.

Ira hatte von beiden etwas.

Sie blieb bei ihm in der Tür stehen. Ira saß mit dem Rücken zu ihr. Er trug seinen alten Hanf-Poncho. Sein grauer Haarschopf stand in alle Richtungen ab. *Let's Live for Today* von The Grass Roots, ein Klassiker von 1967, dröhnte aus dem, was ihr Vater immer noch seine Hi-Fi-Anlage nannte. Lucy wartete, während Rob Grill, der Lead-Sänger der Band, laut »one, two, three, four« anzählte, worauf die Band wieder mit einem »sha-la-la-la-la, let's live for today« herausplatzte. Sie schloss die Augen und sang leise mit.

Toll. Ein toller Song.

Das Zimmer hing voller Glasperlen, die Wände waren mit Baticken und einem »Sag mir wo die Blumen sind«-Poster verziert. Lucy lächelte, aber es lag nicht viel Freude in diesem Lächeln. Nostalgie war eine Sache - Realitätsverlust eine ganz andere.

Ihr Vater war früh dement geworden - niemand wusste genau, ob es am Alter oder am Drogenmissbrauch lag -, und diese Demenz hatte weiter zugenommen. Ira war immer ein Träumer gewesen und hatte schon seit langem in der Vergangenheit gelebt, daher konnte man den Zeitpunkt, an dem es angefangen hatte, nicht genau festlegen. So sahen die Ärzte das zumindest. Aber Lucy wusste, dass der Anstoß, der Auslöser für diese Demenz, jener Sommer gewesen war. Ira wurde im Prozess ein Großteil der Schuld an den Vorgängen im Ferienlager zugeschrieben.

Schließlich war es sein Lager gewesen. Also hätte er mehr für den Schutz der Teilnehmer tun müssen.

Die Medien hatten sich auf ihn gestürzt, viel schlimmer waren allerdings die Familien der Opfer. Ira war viel zu nett, um damit zurechtzukommen. Am Ende war er daran zerbrochen.

Heutzutage verließ Ira kaum noch sein Zimmer. Seine Gedanken sprangen oft von einem Jahrzehnt zum nächsten, aber die Sechziger waren das einzige, in dem er sich wirklich wohlfühlte. Oft dachte er auch, dass immer noch 1968 war. In anderen Situationen erkannte er aber auch die Realität - man sah es ihm am Gesicht an —, wollte sie aber nicht wahrhaben. Im Zuge der neuen »Validationstherapie« hielten die Ärzte es für zweckmäßig, dass in seinem Zimmer das Jahr 1968 war.

Die Ärzte hatten erklärt, dass diese Form der Demenz im Alter nicht besser wird, also sollte der Patient so glücklich und stressfrei wie möglich leben, selbst wenn er sich dazu in seine Fantasiewelt zurückzog. Kurz gesagt: Ira wollte, dass es 1968 ist. In diesem Jahr war er am glücklichsten gewesen. Warum sollte man also dagegen ankämpfen?

»Hey, Ira.«

Ira - er hatte nie gewollt, dass sie ihn »Dad« nannte - drehte sich mit von Beruhigungsmitteln verlangsamten Bewegungen zu ihr um. Wie unter Wasser hob er die Hand und winkte ihr zu. »Hey, Luce.«

Sie blinzelte kurz, um die Tränen zu verbergen. Er erkannte sie immer, wusste immer, wer sie war. Der Widerspruch, dass er im Jahr 1968 lebte und seine Tochter damals noch gar nicht geboren war, konnte seiner Illusion nichts anhaben.

Er lächelte ihr zu. Ira war immer zu großherzig gewesen, zu freigiebig, zu kindlich und naiv für diese grausame Welt. Sie bezeichnete ihn als Exhippie, aber eigentlich bedeutete das ja, dass er irgendwann aufgehört hatte, Hippie zu sein. Lange nachdem alle anderen sich von der Flower-Power verabschiedet, ihre

Batik-Hemden und Perlenketten in Kisten auf den Dachboden gepackt, sich die Haare schneiden und rasieren lassen hatten, war Ira der Sache immer noch treu geblieben.

In Lucy's wundervoller Kindheit hatte Ira nie die Stimme gegen sie erhoben. Er hatte ihr praktisch keine Vorschriften gemacht, keine Grenzen gesetzt, sondern gewollt, dass seine Tochter in allen Bereichen ihre eigenen Erfahrungen mache, selbst in denen, in denen das eher unangemessen erschien. Komischerweise war sein einziges Kind Lucy Silverstein durch diesen Mangel an Kontrolle nach heutigen Maßstäben eher etwas prude geworden.

»Ich bin so froh, dass du hier bist ...«, sagte Ira und kam mit wackeligen Schritten auf sie zu.

Sie trat ins Zimmer und umarmte ihn. Der Geruch von Schweiß und Alter stieg ihr in die Nase. Der Hanf-Poncho musste gewaschen werden.

»Wie geht's dir, Ira?«

»Prima. Ist mir nie besser gegangen.«

Er öffnete ein Röhrchen und nahm eine Vitamintablette. Das machte er oft. Trotz seiner antikapitalistischen Haltung hatte ihr Vater in den frühen Siebzigern ein kleines Vermögen mit Vitaminpräparaten gemacht. Durch den Verkauf der Firma war er dann zu dem Geld für das Grundstück an der Grenze zwischen New Jersey und Pennsylvania gekommen. Er hatte dort eine Kommune gegründet, in der sie eine Zeit lang gelebt hatte. Aber diese Zeiten waren schnell vorbei. Also hatte er sie zu einem Ferienlager umgebaut.

»Und wie läuft's so?«, fragte sie.

»Es ist mir noch nie so gut gegangen, Luce.«

Und dann fing er an zu weinen. Sie setzten sich, und Lucy nahm seine Hand. Er weinte, dann lachte er, dann weinte er wieder. Er sagte ihr ein ums andere Mal, wie sehr er sie liebte.

»Du bist mein Leben, Luce«, sagte er. »Wenn ich dich sehe ... Es ist alles so, wie es sein soll. Weißt du, was ich meine?«

»Ich liebe dich auch, Ira.«

»Siehst du? Das meine ich. Ich bin der reichste Mann der Welt.«

Dann weinte er wieder.

Sie hatte nicht viel Zeit. Sie musste zurück ins Büro und gucken, was Lonnie herausbekommen hatte. Ira lehnte den Kopf an ihre Schulter. Der Geruch und die Schuppen machten ihr zu schaffen. Als eine Schwester ins Zimmer kam, nutzte Lucy die Störung und löste sich von ihm. Sie hasste sich dafür.

»Ich komm nächste Woche wieder, okay?«

Ira nickte. Als sie ging, lächelte er.

Im Flur wartete eine Schwester auf sie - ihren Namen hatte Lucy vergessen. »Wie ging es ihm die letzten Tage?«, fragte Lucy.

Das war eigentlich eher eine rhetorische Frage. Hier ging es allen Patienten schlecht, aber das wollten die Familien nichthören. Normalerweise antwortete die Schwester daher: »Ach, den Umständen entsprechend ziemlich gut«, aber dieses Mal sagte sie: »Ihr Vater war in den letzten Tagen sehr aufgeregt.«

»Inwiefern?«

»Normalerweise ist Ira der netteste und freundlichste Mensch auf der Welt. Aber jetzt hat er plötzlich diese Stimmungsschwankungen ...«

»Stimmungsschwankungen hatte er schon immer.«

»Aber nicht solche.«

»Ist er ausfallend geworden?«

»Nein, das meine ich nicht, aber ...«

»Was dann?«

Sie zuckte die Achseln. »Er redet sehr viel über die Vergangenheit.«

»Er redet immer über die Sechziger.«

»Nein, ich meine die etwas jüngere Vergangenheit.«

»Über welche Zeit?«

»Er redet über ein Ferienlager.«

Lucy kam sich vor, als hätte sie einen Schlag auf die Brust bekommen. »Was sagt er darüber?«

»Er erzählt, dass er Besitzer von einem Ferienlager war. Und dann verliert er sofort die Nerven. Er fängt an zu toben und erzählt etwas von Blut, Wald, Dunkelheit und so. Er bricht plötzlich ab und sagt überhaupt kein Wort mehr. Das ist ziemlich unheimlich. Und bis letzte Woche hab ich von ihm noch nie ein Wort über ein Ferienlager gehört, und schon gar nicht, dass ihm eins gehört hat. Na ja, Ira ist natürlich ziemlich verwirrt. Also bildet er sich das ja vielleicht nur ein?«

Es war eine Frage, die Lucy aber nicht beantwortete. Am anderen Ende des Flurs erschien eine andere Schwester und rief: »Rebecca?«

Die Krankenschwester, die, wie sie jetzt wieder wusste, Rebecca hieß, sagte: »Ich muss los.«

Als Lucy allein im Flur stand, warf sie noch einen Blick ins Zimmer. Ihr Vater saß wieder mit dem Rücken zur Tür. Er starre die Wand an. Sie fragte sich, was in seinem Kopf vorging. Was verschwieg er ihr?

Was wusste er wirklich über jene Nacht.

Sie riss sich los und ging zur Rezeption neben dem Ausgang, um sich abzumelden. Im Gästebuch hatte jeder Patient eine eigene Seite. Die Rezeptionistin schlug Iras auf und legte Lucy das Buch vor. Sie hatte schon einen Stift in der Hand und wollte abwesend unterschreiben, so wie sie es beim Hereinkommen gemacht hatte, als sie stockte.

Da stand noch ein Name.

Ira hatte in der letzten Woche einen Besucher gehabt. Außer ihr musste das sein erster Besucher in dieser Einrichtung gewesen sein. Der erste überhaupt. Sie runzelte die Stirn und las den Namen. Er war ihr vollkommen unbekannt.

Wer um alles in der Welt war Manolo Santiago?

10

DIE ERSTE LEICHE

Ich hielt das Foto von meinem Vater noch in der Hand.

Jetzt musste ich auf dem Weg zu Raya Singh einen Umweg machen. Ich sah auf die Karteikarte: Die Erste Leiche. Bedeutung: Es würden noch weitere folgen.

Aber fingen wir mit der ersten an - mit meinem Vater.

Es gab nur einen Menschen, der mir helfen konnte, wenn es um Dad und die Leichen ging, die er womöglich im Keller hatte. Ich zog mein Handy aus der Tasche und hielt die Ziffer 6 gedrückt. Ich rief diese Nummer zwar so gut wie nie an, hatte sie aber trotzdem im Kurzwahlspeicher. Aller Wahrscheinlichkeit nach würde sie da auch immer bleiben.

Schon nach dem ersten Klingeln meldete er sich mit seiner tiefen, rauchigen Stimme. »Paul.«

Selbst bei diesem einen Wort war sein starker Akzent deutlich zu hören.

»Hi, Onkel Sosch.«

Sosch war kein richtiger Onkel von mir. Er war ein enger Freund der Familie aus der alten Heimat. Zum letzten Mal hatte ich ihn vor drei Monaten gesehen, bei der Beerdigung meines Vaters, aber sobald ich seine Stimme hörte, hatte ich den großen Bären von einem Mann vor Augen. Mein Vater hatte erzählt, dass Onkel Sosch der mächtigste und gefürchtetste Mann in Pulkovo gewesen war, dem Vorort von Leningrad, in dem sie beide aufgewachsen waren.

»Ist lange her, dass ich was von dir gehört habe«, sagte er.

»Ich weiß. Tut mir leid.«

»Ach was«, sagte er, als wäre er empört, dass ich mich entschuldige. »Aber ich habe mir schon gedacht, dass du heute anrufst.«

Das überraschte mich. »Wieso?«

»Weil wir reden müssen, mein junger Neffe.«

»Worüber?«

»Darüber, warum ich nie etwas am Telefon bespreche.«

Soschs Geschäfte waren zwar nicht direkt illegal, oft aber doch etwas zwielichtig.

»Ich bin in meiner Wohnung in der Stadt.« Sosch hatte ein weitläufiges Penthaus in der 36th Street in Manhattan. »Wann kannst du hier sein?«

»In einer halben Stunde, falls ich nicht im Stau stecken bleibe.«

»Gut, dann sehen wir uns dann.«

»Onkel Sosch?«

Er wartete. Ich betrachtete das Foto von meinem Vater auf dem Beifahrersitz.

»Kannst du mir nicht einen Tipp geben, worum es geht?«

»Es geht um die Vergangenheit, Pavel«, sagte er mit dem starken Akzent und sprach mich mit meinem russischen Namen an.

»Es geht um Dinge, die in der Vergangenheit bleiben müssen.«

»Und was soll das heißen?«

»Wir reden«, wiederholte er. Dann legte er auf.

*

Die Straßen waren ziemlich leer, also dauerte die Fahrt zu Onkel Sosch nur fünfundzwanzig Minuten. Der Portier trug eine dieser lächerlichen Uniformen mit Quasten. Das Outfit erinnerte mich ein bisschen an etwas, das Breschnew bei der Maiparade hätte tragen können, was ganz interessant war, wenn man bedachte, dass Onkel Sosch hier wohnte. Der Portier kannte mich und war darüber informiert, dass ich kam. Er klingelte nicht, wenn er nicht vorab informiert worden war. In diesem Fall kam man einfach nicht hinein.

Soschs alter Freund Alexej stand an der Fahrstuhltür. Alexej

Kokorow war schon seit ich denken kann Soschs Leibwächter. Er musste Ende sechzig sein, also ein paar Jahre jünger als Sosch, und war einer der hässlichsten Menschen, die ich je gesehen hatte. Er hatte eine rote Knollennase, und die Äderchen in seinem Gesicht bildeten ein wahres Spinnennetz, was wohl an den großen Mengen Alkohol lag, die er im Laufe seines Lebens zu sich genommen hatte. Jackett und Hose saßen nicht richtig - für die Haute Couture war sein Körperbau einfach nicht geeignet.

Alexej wirkte nicht besonders erfreut, mich zu sehen, aber wahrscheinlich hielt sich seine Freude auch sonst in Grenzen. Er hielt mir die Fahrstuhltür auf. Ich trat ohne ein Wort zu sagen ein. Er nickte mir kurz zu und ließ die Tür zufallen. Ich war allein.

Der Fahrstuhl fuhr direkt ins Penthäus.

Als die Tür sich wieder öffnete, stand Onkel Sosch nur zwei Meter von mir entfernt. Das Zimmer war riesig. Die Möbel waren kubistisch. Das Panoramafenster zeigte eine unglaubliche Aussicht, an den Wänden hingen jedoch diese dicken, teppichartigen Tapeten in einem Farbton, der wahrscheinlich einen tollen Namen wie »Merlot« hatte, dabei aber wie Blut aussah.

Soschs Miene hellte sich auf, als er mich sah. Er breitete die Arme aus. Zu einer meiner lebhaftesten Kindheitserinnerungen gehört die Größe seiner Hände. Sie kamen mir immer noch riesig vor. Sosch war im Lauf der Jahre grau geworden, aber selbst jetzt, mit über siebzig wirkte er noch so groß und stark, dass ich eine gewisse Ehrfurcht empfand.

Ich trat aus dem Fahrstuhl und blieb dort stehen.

»Was ist?«, fragte er. »Bist du zu alt für eine Umarmung?«

Wir traten aufeinander zu. Unseren russischen Wurzeln entsprechend, fiel die Umarmung herzlich und ungestüm aus. Sosch strotzte nur so vor Kraft. Seine Unterarme waren immer noch dick und drahtig. Als er mich an sich heranzog, hatte ich

das Gefühl, dass er mir ohne Weiteres die Wirbelsäule brechen könnte, wenn er stärker zudrückte.

Nach ein paar Sekunden ergriff er meine Oberarme und schob mich so weit zurück, dass er mich in Ruhe angucken konnte.

»Dein Vater«, sagte er, und jetzt hörte man nicht nur den Akzent, sondern die ganze russische Seele in seinem Ton. »Du siehst genauso aus wie dein Vater.«

Sosch war kurz nach uns aus der Sowjetunion in die Vereinigten Staaten gekommen. Er hatte in Manhattan für InTourist gearbeitet, das sowjetische Reiseunternehmen. Er hatte amerikanische Touristen beraten, die Moskau oder das damalige Leningrad besuchen wollten.

Das war lange her. Seit dem Zerfall des sowjetischen Imperiums betätigte er sich in dem undurchsichtigen Geschäftsfeld, das sich »Import-Export« nannte. Mir ist nie ganz klar geworden, was genau sich dahinter verbarg - immerhin hatte es ihm aber so viel eingebracht, dass er sich davon das Penthaus leisten konnte.

Sosch musterte mich noch einen Moment lang. Er trug ein weißes Hemd, bei dem die oberen Knöpfe offen standen, so dass man das Unterhemd darunter sah. Ein dickes Büschel grauer Brusthaare lugte daraus hervor. Ich wartete. Ich ging davon aus, dass er schnell zum Thema kam. Onkel Sosch war kein Mann für Smalltalk.

Als hätte er meine Gedanken gelesen, sah Sosch mir direkt in die Augen und sagte: »Ich habe Anrufe bekommen.«

»Von wem?«

»Alten Freunden.«

Ich wartete.

»Aus der alten Heimat«, sagte er.

»Ich kann dir nicht folgen.«

»Da waren Leute, die Fragen gestellt haben.«

»Sosch?«

»Ja?«

»Am Telefon hast du Angst gehabt, dass uns jemand abhören könnte. Hast du hier auch Angst davor?«

»Nein. Hier sind wir vollkommen sicher. Ich lasse das Zimmer jede Woche prüfen.«

»Prima, wie wäre es also, wenn du aufhörst, in Rätseln zu sprechen und mir sagst, worum es geht.«

Er lächelte. Das gefiel ihm. »Da sind Leute in Russland. Amerikaner. Sie werfen mit viel Geld um sich und stellen Fragen.«

Ich nickte. »Was für Fragen?«

»Über deinen Vater.«

»Und was wollen sie über ihn wissen?«

»Erinnerst du dich noch an die alten Gerüchte?«

»Das soll doch wohl ein Witz sein.«

Aber das sollte es nicht. Und auf seltsame Art war es auch plausibel. Die erste Leiche. Darauf hätte ich auch gleich kommen können.

Natürlich erinnerte ich mich an die Gerüchte. Schließlich hätten sie fast meine Familie zerstört.

Meine Schwester und ich waren während des sogenannten Kalten Kriegs in der damaligen Sowjetunion geboren worden. Mein Vater war Arzt gewesen, doch dann hatte man ihm die Approbation entzogen, nachdem falsche Beschuldigungen in Umlauf gebracht worden waren, weil er Jude war. So war das damals.

Gleichzeitig hatte eine Reform-Synagoge hier in den Vereinigten Staaten - in Skokie, Illinois, um genau zu sein - sich stark für die Rechte der Juden in der Sowjetunion eingesetzt. In den Mittsiebzigern hatten die sowjetischen Juden in den US-amerikanischen Synagogen für großes Aufsehen gesorgt - sie planten, die Juden aus der Sowjetunion herauszuholen.

Wir hatten Glück. Uns haben sie herausbekommen.

Eine ganze Weile wurden wir in unserer neuen Heimat als

Helden gefeiert. Mein Vater hielt am Freitagabend im Gottesdienst leidenschaftliche Reden über die Notlage der sowjetischen Juden. Viele Kinder trugen Abzeichen. Es wurde Geld gesammelt. Aber ungefähr ein Jahr nach unserer Einreise gerieten mein Vater und der Großrabbiner in Streit, und plötzlich hieß es hinter vorgehaltener Hand, mein Vater hätte die Ausreiseerlaubnis nur deshalb bekommen, weil er Mitglied des KGB war; er sei angeblich gar kein Jude und das Ganze sei nur ein Trick gewesen. Die Beschuldigungen waren erbärmlich, widersprüchlich und falsch und inzwischen auch mehr als fünfundzwanzig Jahre alt.

Ich schüttelte den Kopf. »Also wollen sie beweisen, dass mein Vater beim KGB war.«

»Ja.«

Dieser verfluchte Jenrette, Langsam begriff ich. Ich war inzwischen so etwas wie eine Person des öffentlichen Lebens. Die Beschuldigungen würden mir auf jeden Fall schaden, selbst wenn sie sich irgendwann als falsch herausstellten. Ich hätte es wissen müssen. Vor fünfundzwanzig Jahren hatte meine Familie aufgrund dieser Beschuldigungen fast alles verloren. Wir hatten Skokie verlassen und waren in den Osten nach Newark gezogen. Hinterher war die Familie nie wieder ganz die alte.

Ich blickte auf. »Am Telefon hast du gesagt, du hättest damit gerechnet, dass ich dich anrufe.«

»Wenn du mich nicht angerufen hättest, hätte ich dich im Lauf des Tages angerufen.«

»Um mich zu warnen?«

»Ja.«

»Das heißt also«, sagte ich, »dass sie irgendwas gefunden haben.«

Der große Mann antwortete nicht. Ich musterte sein Gesicht, und es war, als geriete meine ganze Welt, alles, an das ich bisher geglaubt hatte, ins Wanken.

»Ist er beim KGB gewesen, Sosch?«, fragte ich.

»Das ist lange her«, sagte Sosch.

»Heißt das ja?«

Sosch lächelte bedächtig. »Du begreifst nicht, wie das damals war.«

»Und wieder frage ich dich: Heißt das ja?«

»Nein, Pavel. Aber dein Vater ... vielleicht hätte er es sein müssen.«

»Und was soll das jetzt heißen?«

»Weißt du noch, wie ich in dieses Land gekommen bin?«

»Du hast für ein Reiseunternehmen gearbeitet.«

»Das war die Sowjetunion, Pavel. Es gab keine Unternehmen. InTourist war eine Regierungsorganisation. Damals war alles in den Händen der Regierung. Verstehst du?«

»Ich denke schon.«

»Wenn die Regierung der Sowjetunion also die Möglichkeit hatte, jemanden langfristig nach New York zu schicken, glaubst du, sie hätte dann einen Mann ausgewählt, der am besten Ferienreisen buchen konnte? Oder hätte sie eher jemanden ausgewählt, der ihnen anderweitig von Nutzen sein kann?«

Ich dachte an die Größe seiner Hände. Ich dachte an seine Kraft. »Also warst du beim KGB?«

»Ich war Oberst beim Militär. Wir nannten es nicht KGB. Aber ja, ich denke, man hätte mich als ...«, er malte mit den Fingern Anführungszeichen in die Luft, »... Spion bezeichnen können. Ich habe mich mit führenden amerikanischen Beamten getroffen. Ich habe versucht, sie zu bestechen. Die Leute denken immer, dass wir damals wichtige Dinge erfahren haben, durch die sich das Gleichgewicht der Mächte hätte verschieben können. Das ist Quatsch. Wir haben nichts Wichtiges erfahren. Niemals. Und die amerikanischen Spione haben auch nie etwas wirklich Wichtiges von uns erfahren. Wir haben Unsinn von einer Seite zur nächsten weitergegeben. Es war ein albernes Spiel.«

»Und mein Vater?«

»Die sowjetische Regierung hat ihn rausgelassen. Deine jüdischen Freunde denken immer noch, dass das daran lag, weil sie so viel Druck gemacht haben. Aber bitte. Wie konnten ein paar Juden in einer Synagoge in den Vereinigten Staaten ernsthaft glauben, dass sie genug Druck auf ein ausländisches Regime ausüben könnten, das sonst auf niemanden gehört hat? Das ist ja schon fast lächerlich, wenn man in Ruhe darüber nachdenkt.«

»Und was willst du mir damit jetzt sagen?«

»Ich will dir nur erzählen, wie es damals gewesen ist. Hat dein Vater versprochen, dass er der Regierung hilft? Natürlich. Aber er hat das nur getan, weil er das Land verlassen wollte. Das ist eine komplizierte Geschichte, Pavel. Du kannst dir nicht vorstellen, wie es für ihn damals gewesen ist. Dein Vater war ein guter Arzt und ein noch besserer Mensch. Die Regierung hat Beschuldigungen in Umlauf gebracht, dass er Kunstfehler gemacht haben soll. Sie hat ihm die Approbation entzogen. Dann sind deine Großmutter und dein Großvater ... mein Gott, Nataschas wunderbare Eltern ... du bist zu jung, um dich an sie zu erinnern ...«

»Ich erinnere mich an sie«, sagte ich.

»Wirklich?«

Ich überlegte, ob das wirklich stimmte. Ich hatte dieses Bild von meinem Großvater, meinem Popi, mit dem weißen Haarbüschel am Kopf vor Augen und vielleicht noch sein ausgelassenes Lachen im Ohr. Bei meiner Noni war es ähnlich, ich hatte einen vagen Eindruck und den Tonfall im Ohr, mit dem sie meinen Popi leise tadelte. Aber ich war erst drei Jahre alt gewesen, als die beiden abgeholt wurden. Erinnerte ich mich wirklich an sie, oder hatte das alte Foto mit der Zeit ein Eigenleben entwickelt? Waren die Bilder, die ich im Kopf hatte, echte Erinnerungen oder etwas, das ich mir aus den Erzählungen meiner Mutter zusammengesetzt hatte?

»Deine Großeltern waren Intellektuelle - Professoren. Dein

Großvater war der Dekan der historischen Fakultät. Deine Großmutter war eine brillante Mathematikerin. Das weißt du, oder?«

Ich nickte. »Meine Mutter hat immer gesagt, dass sie aus den Unterhaltungen beim Abendessen mehr gelernt hat als in der Schule.«

Sosch lächelte. »Da könnte was Wahres dran sein. Die besten Akademiker haben sich um deine Großeltern geschart. Aber natürlich hat das die Aufmerksamkeit der Regierung geweckt. Sie wurden als Radikale abgestempelt. Als gefährliche Revisionisten. Erinnerst du dich noch daran, wie sie verhaftet worden sind?«

»Ich erinnere mich vor allem«, sagte ich, »an die Folgen.«

Er schloss einen Moment lang die Augen. »An das, was dann mit deiner Mutter passiert ist?«

»Ja.«

»Natascha ist nie wieder ganz die Alte geworden. Das ist dir doch klar?«

»Ja.«

»Da war er also - dein Vater. Er hatte so viel verloren - seinen Beruf, seine Reputation, seine Approbation und jetzt auch noch seine Schwiegereltern. Und plötzlich, obwohl er ganz unten war, hat die Regierung deinem Vater einen Ausweg aufgezeigt. Die Chance auf einen Neuanfang.«

»Ein Leben in den USA.«

»Genau.«

»Und im Gegenzug musste er nur ein bisschen für sie spionieren?«

Sosch winkte ab. »Du begreifst das nicht. Das ist ein riesiges Spiel gewesen. Was hätte ein Mann wie dein Vater schon herausfinden sollen? Selbst wenn er es versucht hätte — was er nicht getan hat. Welche Geheimnisse hätte er der Regierung verraten können?«

»Und meine Mutter?«

»Für die Regierung war Natascha nur eine Frau. An Frauen hatte sie kein Interesse. Sie war eine Weile ein Problem gewesen, aber eigentlich nur wegen ihrer Eltern, die, wie schon gesagt, in den Augen des Regimes Radikale waren. Du sagst, du erinnerst dich noch daran, wie sie damals festgenommen wurden?«

»Ich glaube schon.«

»Deine Großeltern hatten eine Gruppe gegründet und versucht, die Menschenrechtsverletzungen an die Öffentlichkeit zu bringen. Sie waren ziemlich weit gekommen, bis ein Verräter sie angezeigt hat. Die Militärpolizei ist nachts gekommen.«

Er brach ab.

»Was ist?«, fragte ich.

»Es ist nicht leicht, über das zu reden, was sie mit ihnen gemacht haben.«

Ich zuckte die Achseln. »Du kannst ihnen nicht mehr wehtun.«

Er sagte nichts.

»Was ist passiert, Sosch?«

»Sie wurden in einen Gulag geschickt - ein Arbeitslager. Die Bedingungen waren furchtbar. Deine Großeltern waren nicht mehr jung. Du weißt, wie es zu Ende ging?«

»Sie sind im Gulag gestorben«, sagte ich.

Sosch wandte sich ab.

Er ging zum Fenster. Er hatte einen fantastischen Blick über den Hudson. Im Hafen lagen zwei Mega-Kreuzfahrtschiffe. Und links sah man sogar die Freiheitsstatue. Manhattan ist so klein, nur dreizehn Kilometer lang, und genau wie bei Sosch spürt man immer, wie viel Kraft es ausstrahlt.

»Sosch?«

Als er fortfuhr, sprach er leise. »Weißt du, wie sie gestorben sind?«

»Wie du es eben schon gesagt hast. Die Bedingungen waren furchtbar. Mein Großvater hatte ein schwaches Herz.«

Er sah immer noch zum Fenster hinaus. »Die Regierung hat ihm die Behandlung verweigert. Er hat noch nicht einmal seine Medikamente bekommen. Er hat keine drei Monate überlebt.«

Ich wartete.

»Was verschweigst du mir, Sosch?«

»Weißt du, was mit deiner Großmutter passiert ist?«

»Ich weiß nur das, was meine Mutter mir erzählt hat.«

»Erzähl's mir.«

»Noni ist auch krank geworden. Nach dem Tod ihres Mannes hat ihr Herz auch nicht mehr mitgespielt. Das kennt man ja von Ehepaaren, die lange verheiratet waren. Wenn einer stirbt, gibt der andere auf.«

Er sagte nichts.

»Sosch?«

»In gewisser Weise«, sagte er, »ist das wohl wahr.«

»In gewisser Weise?«

Sosch sah weiter aus dem Fenster, fixierte irgendeinen fernen Punkt. »Deine Großmutter hat Selbstmord begangen.«

Mein Körper erstarrte. Ich schüttelte den Kopf.

»Sie hat sich mit einem Bettlaken erhängt.«

Ich saß einfach reglos da. Ich dachte an das Bild von meiner Noni... an ihr wissendes Lächeln. Ich dachte an die Geschichten, die meine Mutter mir von ihr erzählt hatte, über ihren messerscharfen Verstand und ihre Schlagfertigkeit. Selbstmord.

»Hat meine Mutter das gewusst?«, fragte ich.

»Ja.«

»Das hat sie mir nie erzählt.«

»Und vielleicht hätte ich das auch nicht tun sollen.«

»Und warum hast du es getan?«

»Du musst begreifen, wie es damals gewesen ist. Deine Mutter war eine schöne Frau. So hübsch und zierlich. Dein Vater

hat sie angebetet. Aber nachdem ihre Eltern verhaftet und dann, na ja, im Prinzip ermordet worden waren, ist sie nie wieder die Alte geworden. Du hast das doch gespürt, oder? Sie war so oft melancholisch. Und zwar auch schon vor dem Tod deiner Schwester.«

Ich antwortete nicht, hatte das aber tatsächlich gespürt.

»Ich möchte, dass du verstehst, wie es damals gewesen ist«, sagte er. »Für deine Mutter. Vielleicht begreifst du dann mehr.«

»Sosch?«

Er wartete. Er sah immer noch aus dem Fenster.

»Weißt du, wo meine Mutter ist?«

Der kräftige Mann sagte lange nichts.

»Sosch?«

»Ich habe es gewusst«, sagte er. »Zu Anfang, als sie euch verlassen hat.«

Ich schluckte. »Wohin ist sie gegangen?«

»Natascha ist nach Hause gegangen.«

»Das versteh ich nicht.«

»Sie ist zurück nach Russland geflohen.«

»Warum?«

»Das kannst du ihr nicht vorwerfen, Pavel.«

»Tu ich ja nicht. Ich will nur wissen warum.«

»Man kann nicht einfach so seine Heimat verlassen, wie deine Eltern es getan haben. Man versucht, sich zu verändern. Man hasst die Regierung, aber nicht die Menschen. Deine Heimat bleibt deine Heimat. Und zwar für immer.«

Er sah mich an. Unsere Blicke trafen sich.

»Und deshalb hat sie uns verlassen?«

Er sah mich schweigend an.

»Das war ihre Begründung?« Ich schrie beinahe. Mein Blut geriet in Wallung. »Weil die Heimat immer die Heimat bleibt?«

»Du hast mir nicht zugehört.«

»Doch, Sosch, ich habe dir zugehört. Die Heimat bleibt im-

mer die Heimat. Das ist doch Blödsinn. Was ist mit »Deine Familie bleibt immer deine Familie«? Was mit »Dein Mann bleibt immer dein Mann«? - oder, um es auf den Punkt zu bringen, »Dein Sohn bleibt immer dein Sohn«?«

Er antwortete nicht.

»Was war mit uns, Sosch? Was war mit mir und Dad?«

»Das kann ich dir nicht beantworten, Pavel.«

»Weißt du, wo sie jetzt ist?«

»Nein.«

»Ist das wahr?«

»Ja.«

»Aber du könntest es herausbekommen, oder?«

Er nickte nicht, schüttelte aber auch nicht den Kopf.

»Du hast ein Kind«, sagte Sosch. »Und eine gute berufliche Laufbahn vor dir.«

»Na und?«

»Und das ist alles lange her. Die Vergangenheit gehört den Toten, Pavel. Man erweckt die Toten nicht wieder zum Leben. Man begräbt sie und lebt weiter.«

»Meine Mutter ist nicht tot«, sagte ich. »Oder doch?«

»Das weiß ich nicht.«

»Und warum sprichst du dann von den Toten? Und, Sosch, wo wir gerade dabei sind, hier ist noch was, worüber du mal nachdenken kannst.« Ich konnte nicht an mich halten, also platzte ich einfach damit heraus: »Ich bin mir nicht mal mehr sicher, ob meine Schwester wirklich tot ist.«

Ich hatte mit einem erschrockenen Blick gerechnet. Aber Sosch erschrak nicht. Er wirkte nicht einmal besonders überrascht.

»Für dich«, sagte er.

»Was ist für mich?«

»Für dich«, setzte er noch einmal an, »sollten sie beide tot sein.«

11

Ich versuchte, Onkel Soschs Worte abzuschütteln, als ich durch den Lincoln Tunnel zurück nach New Jersey fuhr. Ich musste mich auf zwei Dinge - und nur auf diese beiden Dinge - konzentrieren. Erstens: die Verurteilung der beiden Arschlöcher, die Chamique Johnson vergewaltigt hatten; zweitens: Ich musste herauskriegen, wo Gil Perez in den letzten zwanzig Jahren gesteckt hatte.

Ich überprüfte die Adresse der Freundin, die Detective York mir gegeben hatte. Raya Singh arbeitete in einem indischen Restaurant namens *Curry Up and Wait*. Ich hasse Namen mit Wortspielen. Oder liebe ich sie? Wahrscheinlich liebe ich sie wohl eher.

Ich war auf dem Weg dahin.

Das Foto von meinem Vater lag noch auf dem Beifahrersitz. Die KGB-Anschuldigungen gegen ihn machten mir keine großen Sorgen. Damit hatte ich nach meiner Unterhaltung mit Sosch fast gerechnet. Aber jetzt las ich die Karteikarte noch einmal.

DIE ERSTE LEICHE

Die erste. Das wiederum deutete darauf hin, dass weitere folgen würden. Offenbar scheute Monsieur Jenrette, vermutlich mit der finanziellen Unterstützung von Marantz, keine Kosten. Wenn sie etwas von den alten Beschuldigungen gegen meinen Vater erfahren hatten - das war jetzt immerhin mehr als fünfundzwanzig Jahre her -, dann waren sie offensichtlich verzweifelt und auf so etwas angewiesen.

Was würden sie noch finden?

Ich war kein schlechter Mensch. Aber auch keineswegs perfekt. Das war niemand. Sie würden etwas finden. Sie würden es

bis zur Unkenntlichkeit aufblähen. Sie konnten JaneCare, meinem Ruf und meinen politischen Ambitionen dadurch ernsthaften Schaden zufügen - aber andererseits hatte Chamique auch Leichen im Keller gehabt. Und ich hatte sie dazu überredet, sie alle hoch zu holen und der Welt offen zu präsentieren.

Konnte ich von mir selbst weniger verlangen?

Als ich beim indischen Restaurant ankam, hielt ich an und stellte den Motor aus. Ich befand mich zwar außerhalb meines Zuständigkeitsbereichs, ging aber nicht davon aus, dass das etwas ausmachte. Ich sah aus dem Autofenster, dachte noch einmal an diese Leiche und rief Loren Muse an. Als sie sich meldete, sagte ich: »Cope hier. Wie es aussieht, könnte ich wohl ein kleines Problem bekommen.«

»Und das wäre?«, fragte Muse.

»Jenrettes Vater hat es auf mich abgesehen.«

»Was macht er?«

»Er durchforstet meine Vergangenheit.«

»Wird er was finden?«

»Wenn man die Vergangenheit eines Menschen gründlich genug durchforstet«, sagte ich, »dann findet man immer was.«

»Bei mir nicht«, sagte sie.

»Wirklich nicht? Und was ist mit diesen Leichen in Reno?«

»Alle Verfahren wurden eingestellt.«

»Oh, großartig.«

»War nicht ernst gemeint, Cope. Das sollte ein Witz sein.«

»Ein echter Brüller, Muse. Das Timing bei der Pointe ist schon fast professionell.«

»Okay, also sagen Sie schon, was Sie von mir wollen.«

»Sie sind doch mit ein paar Privatdetektiven aus der Gegend befreundet, stimmt's?«

»Stimmt.«

»Rufen Sie sie an. Versuchen Sie herauszubekommen, wen die auf mich angesetzt haben.«

»Okay, bin schon dabei.«

»Muse?«

»Was noch?«

»Das hat keine Priorität. Wir haben nicht genug Leute, also übertreiben Sie's nicht.«

»Alles klar, Cope. Wie schon gesagt, ich bin schon dabei.«

»Und wie fanden Sie unseren Auftritt im Gericht?«

»Es war ein guter Tag für die Guten«, sagte sie.

»Ja.«

»Aber womöglich doch nicht gut genug.«

»Cal und Jim?«

»Ich bin drauf und dran jeden abzuknallen, der einen dieser Namen trägt.«

»Kümmern Sie sich darum«, sagte ich und legte auf.

Was die Inneneinrichtung betraf, gab es bei indischen Restaurants offenbar zwei Strömungen - sehr dunkel und sehr hell. Dieses war hell, farbig und orientierte sich an Hindu-Tempeln - allerdings an extrem kitschigen. Falsche Mosaike, leuchtende Ganesch-Statuen und andere, mir vollkommen unbekannte Gottheiten bestimmten das Ambiente. Die Kellnerinnen trugen bauchfreie, aquamarinfarbene Zweiteiler. Das Outfit erinnerte mich an die böse Schwester in *Bezaubernde Jeannie*.

Wir haben alle unsere Vorurteile, aber die ganze Szenerie sah so aus, als würde die ganze Belegschaft jeden Moment ein Stück aus einem Bollywood-Musical zum Besten geben. Ich versuche, den unterschiedlichen Kulturen gerecht zu werden, aber so sehr ich mich auch bemühe, die Musik, die in indischen Restaurants gespielt wird, verabscheue ich. Gerade klang es so, als würde jemand mit einer Sitar eine Katze quälen.

Als ich eintrat, runzelte die Kellnerin die Stirn. »Wie viele?«, fragte sie.

»Ich will nichts essen«, sagte ich.

Sie wartete einfach.

»Ist Raya Singh da?«

»Wer?«

Ich wiederholte den Namen.

»Ich kenne ... ach, warten Sie, die Neue.« Sie verschränkte die Arme und sagte nichts.

»Ist sie da?«, fragte ich.

»Wer will das wissen?«

Ich versuchte die Augenbrauen hochzuziehen. Das war nicht meine Stärke. Es sollte verwegen aussehen, wirkte aber meist so, als hätte ich eine Verstopfung. »Der Präsident der Vereinigten Staaten.«

»Hä?«

Ich gab ihr eine Visitenkarte. Sie las sie und überraschte mich dann, indem sie laut rief: »Raya! Raya Singh!«

Raya Singh trat vor, und ich wich einen Schritt zurück. Sie war jünger, als ich gedacht hatte, Anfang zwanzig, und absolut atemberaubend. Das Erste, was einem auffiel - es war in dem aquamarinfarbenen Kostüm beim besten Willen nicht zu übersehen -, war, dass Raya Singh mehr Kurven hatte, als es anatomisch möglich zu sein schien. Selbst wenn sie stillstand, schien sie sich zu bewegen. Ihre Haare waren leicht verwuschelt, pechschwarz und schrien danach, dass man sie streichelte. Ihre Haut war eher gold als braun, und sie hatte Mandeläugen, in die ein Mann eintauchen und nie wieder herausfinden konnte.

»Raya Singh?«, sagte ich.

»Ja.«

»Mein Name ist Paul Copeland. Ich bin der Bezirksstaatsanwalt von Essex County, New Jersey. Können wir uns einen Moment unterhalten?«

»Geht es um den Mord?«

»Ja.«

»Dann selbstverständlich.«

Sie sprach geschliffenes Englisch mit dem Hauch eines neu-

englischen Internats-Akzents, der den geografischen Einfluss mit Vornehmheit überdeckte. Ich versuchte, sie nicht anzustarren. Sie merkte das und lächelte kurz. Ich will nicht wie ein Spanner klingen, ich bin nämlich keiner. Weibliche Schönheit berührt mich. Da bin ich wohl auch nicht der Einzige. Sie berührt mich so, wie ein Kunstwerk mich berührt. Sie berührt mich wie ein Bild von Rembrandt oder Michelangelo. Sie berührt mich, wie der Anblick des nächtlichen Paris oder ein Sonnenaufgang am Grand Canyon oder der türkisfarbene Himmel über Arizona mich berührt. Meine Gedanken waren nicht unbotmäig. Sie waren, rechtfertigte ich mich vor mir selbst, eher künstlerischer Natur.

Wir gingen raus auf die Straße, weil es da ruhiger war. Sie legte die Arme um den Körper, als ob ihr kalt wäre. Die Bewegung war, wie praktisch jede ihrer Bewegungen, schon fast anständlich. Wahrscheinlich konnte sie nicht anders. Bei ihrem Anblick musste man unwillkürlich an Mondschein und Himmelbetten denken - womit sich meine eher »künstlerische« Rechtfertigung auch wohl erledigt hatte. Ich wollte ihr schon meine Jacke anbieten, aber es war überhaupt nicht kalt. Na ja, und außerdem trug ich keine Jacke.

»Kennen Sie einen Mann namens Manolo Santiago?«, fragte ich.

»Er wurde ermordet«, sagte sie.

Sie sprach in einem seltsamen Tonfall, als würde sie eine Rolle vortragen.

»Aber Sie kannten ihn.«

»Ich hab ihn gekannt, ja.«

»War er Ihr Liebhaber?«

»Noch nicht.«

»Noch nicht?«

»Unsere Beziehung«, sagte sie, »war rein platonisch.«

Ich senkte den Blick, sah erst auf den Asphalt, dann auf die

andere Straßenseite. Das war besser. Der Mörder interessierte mich gar nicht so sehr. Ich wollte etwas über Manolo Santiago erfahren.

»Wissen Sie, wo Mr Santiago gewohnt hat?«

»Nein, tut mir leid, das weiß ich nicht.«

»Wie haben Sie sich kennengelernt?«

»Er hat mich auf der Straße angesprochen.«

»Einfach so? Er ist einfach auf der Straße zu Ihnen gekommen?«

»Ja«, sagte sie.

»Und dann?«

»Er hat mich gefragt, ob er mich zu einer Tasse Kaffee einladen kann.«

»Und Sie haben die Einladung angenommen?«

»Ja.«

Ich riskierte einen weiteren Blick auf sie. Toll. Dieses Aquamarin auf der dunklen Haut ... mörderisch. »Machen Sie das immer so?«, fragte ich.

»Was?«

»Dass Sie sich von Fremden auf einen Kaffee einladen lassen?«

Die Frage schien sie zu amüsieren. »Muss ich mich bei Ihnen für mein Verhalten rechtfertigen, Mr Copeland?«

»Nein.«

Sie sagte nichts.

Ich sagte: »Wir müssen mehr über Mr Santiago erfahren.«

»Darf ich fragen, warum?«

»Manolo Santiago war ein Deckname. Also versuche ich unter anderem herauszubekommen, wie er wirklich hieß.«

»Was ich aber auch nicht weiß.«

»Auch wenn ich das Risiko eingehe, meine Grenzen zu überschreiten«, sagte ich, »aber eins verstehe ich nicht.«

»Was verstehen Sie nicht?«

»Sie müssen doch dauernd von Männern angesprochen werden«, sagte ich.

Mit einem schiefen, wissenden Lächeln sagte sie: »Das ist sehr schmeichelhaft von Ihnen, Mr Copeland. Danke sehr.«

Ich versuchte, beim Thema zu bleiben. »Und warum haben Sie sich von ihm einladen lassen?«

»Ist das wichtig?«

»Vielleicht erfahre ich durch Ihre Antwort etwas über ihn.«

»Ich wüsste nicht, was. Wenn ich Ihnen zum Beispiel sagen würde, dass ich ihn attraktiv fand, hilft Ihnen das dann weiter?«

»Haben Sie das?«

»Habe ich was? Ihn attraktiv gefunden?« Wieder ein Lächeln. Eine Locke fiel über ihr rechtes Auge. »Das klingt fast, als ob Sie ein bisschen eifersüchtig wären.«

»Miss Singh?«

»Ja?«

»Ich untersuche einen Mordfall. Könnten wir also aufhören mit den Spielchen?«

»Glauben Sie, dass wir das hinkriegen?« Sie strich sich die Locke aus der Stirn. Ich blieb standhaft. »In Ordnung«, sagte sie. »Schon gut.«

»Haben Sie eine Idee, wie wir herausfinden können, wie er wirklich hieß?«

Sie überlegte. »Vielleicht über die Handytelefonate?«

»Die Gespräche von dem Handy, das er bei sich hatte, haben wir überprüft. Ihr Anruf war der einzige.«

»Er hat noch eine andere Nummer gehabt«, sagte sie. »Vorher.«

»Wissen Sie die noch?«

Sie nickte und nannte sie mir. Ich schrieb sie auf die Rückseite einer meiner Visitenkarten.

»Fällt Ihnen noch was ein?«

»Im Moment nicht.«

Ich zog eine weitere Visitenkarte aus dem Portemonnaie und schrieb meine Handynummer drauf. »Rufen Sie mich an, wenn Ihnen noch was einfällt?«

»Selbstverständlich.«

Ich gab ihr die Karte. Sie sah mich an und lächelte.

»Was ist?«

»Sie tragen keinen Ehering, Mr Copeland.«

»Ich bin nicht verheiratet.«

»Geschieden oder verwitwet?«

»Woher wollen Sie wissen, dass ich kein zufriedener Single bin?«

Raya Singh antwortete nicht.

»Verwitwet«, sagte ich.

»Tut mir leid.«

»Danke.«

»Und wie lange ist das her?«

Ich wollte schon sagen, dass sie das nun wirklich nichts angege, aber ich musste sie bei Laune halten. Außerdem war sie wirklich verdammt schön. »Fast sechs Jahre.«

»Verstehe«, sagte sie.

Sie sah mich mit diesen Augen an.

»Vielen Dank für Ihre Mitarbeit«, sagte ich.

»Warum laden Sie mich nicht ein?«, fragte sie.

»Wie bitte?«

»Ich weiß, dass Sie mich schön finden. Ich bin Single, Sie sind Single. Warum laden Sie mich nicht zu einer Tasse Kaffee ein?«

»Ich versuche, Arbeit und Privatleben getrennt zu halten«, sagte ich.

»Ich bin aus Kalkutta hergekommen. Waren Sie da schon mal?«

Der Themenwechsel verunsicherte mich einen Moment lang.

Ihr Akzent klang auch nicht, als wäre sie in Indien aufgewachsen, aber das hatte heutzutage nicht mehr so viel zu sagen. Ich antwortete, dass ich nie da gewesen war, aber natürlich viel davon gehört hatte.

»Es ist viel schlimmer«, sagte sie, »als alles, was man darüber hört.«

Ich sagte nichts und fragte mich, welche Wendung diese Unterhaltung jetzt nehmen würde.

»Ich habe einen Lebensplan«, sagte sie. »Der erste Teil bestand darin herzukommen. Hierher, in die Vereinigten Staaten.«

»Und der zweite Teil?«

»Die Menschen hier tun alles, um ein besseres Leben führen zu können. Manche spielen Lotto. Manche träumen davon, Profisportler zu werden oder so. Manche werden Verbrecher oder Stripperinnen, oder sie verkaufen ihren Körper. Ich weiß, was ich zu bieten habe. Ich bin schön. Außerdem bin ich eine angenehme Person und habe gelernt ...«, sie brach ab und dachte über die Formulierung nach, »... wie ich gut zu einem Mann sein kann. Ich kann einen Mann unglaublich glücklich machen. Ich werde ihm zuhören. Ich werde immer an seiner Seite sein. Ich werde seine Stimmung verbessern. Ich werde dafür sorgen, dass die Nächte etwas Besonderes sind. Ich werde mich ihm hingeben, wann immer er will und wie immer er will. Und ich werde es mit Freuden tun.«

Oookay, dachte ich.

Wir standen mitten auf einer verkehrsreichen Straße, aber ich schwöre, dass es so leise war, dass ich die Grillen zirpen hören konnte. Mein Mund war extrem trocken.

»Manolo Santiago«, sagte ich mit einer Stimme, die mir sehr fremd vorkam. »Haben Sie von ihm geglaubt, dass er dieser Mann sein könnte?«

»Ich habe geglaubt, dass er es sein könnte«, sagte sie. »Aber er

war es nicht. Sie machen einen netten Eindruck. Als ob Sie eine Frau gut behandeln würden.« Vielleicht war Raya Singh etwas näher an mich herangetreten, ganz genau wusste ich das nicht. Auf jeden Fall schien sie mir plötzlich ziemlich nah zu sein. »Ich merke, dass Sie Probleme haben. Dass Sie nachts nicht ruhig schlafen. Woher wollen Sie es also wissen, Mr Copeland?«

»Woher will ich was wissen?«

»Dass ich nicht die Richtige bin? Dass ich nicht diejenige bin, die Sie in einen Glückstaumel versetzt? Dass Sie neben mir nicht schlafen würden wie ein Kind?«

Holla.

»Ich weiß es nicht«, sagte ich.

Sie sah mich nur an. Ich spürte ihren Blick bis in die Zehenspitzen. Oh, sie spielte mit mir. Das war mir klar. Und trotzdem war dieser direkte Weg, dieser »Ich sag, wie's ist und erzähl keinen Scheiß«-Ansatz ... Er übte einen seltsamen Reiz auf mich aus.

Aber vielleicht war ich einfach nur geblendet von ihrer Schönheit.

»Ich muss los«, sagte ich. »Meine Telefonnummer haben Sie?«

»Mr Copeland?«

Ich wartete.

»Was wollen Sie wirklich von mir?«

»Wie bitte?«

»Welches Interesse haben Sie am Mord an Manolo?«

»Ich dachte, das hätte ich Ihnen schon gesagt. Ich bin der Bezirksstaatsanwalt von ...«

»Deshalb sind Sie nicht hier.«

Ich wartete. Sie starrte mich nur an. Schließlich fragte ich: »Wie kommen Sie darauf?«

Ihre Antwort traf mich wie ein linker Haken. »Haben Sie ihn umgebracht?«

»Was?«

»Ich habe gefragt, ...«

»Ich hab Sie schon verstanden. Natürlich nicht. Wie kommen Sie darauf?«

Aber Raya Singh schüttelte den Kopf. »Auf Wiedersehen, Mr Copeland.« Sie lächelte mir noch einmal zu, worauf ich mir vor kam wie ein Fisch, der auf den Anleger gefallen war. »Ich hoffe, Sie finden das, wonach Sie suchen.«

12

Lucy wollte den Namen »Manolo Santiago« googeln - wahrscheinlich war das ein Reporter von irgendeinem Sensationsblatt, in dem wieder mal ein Artikel über Wayne Steubens, den Sommer-Schlitzer, erscheinen sollte -, aber Lonnie wartete im Büro auf sie. Er sah sie nicht an, als sie hereinkam. Sie beugte sich über ihn, um ihn ein wenig einzuschüchtern.

»Hast du inzwischen rausgekriegt, wer die Berichte geschickt hat?«

»Ganz sicher bin ich mir nicht.«

»Aber?«

Lonnie holte tief Luft, wie sie hoffte, um sich auf den Sprung ins kalte Wasser vorzubereiten. »Weißt du, wie man E-Mails zurückverfolgen kann?«

»Nein«, sagte Lucy, ging um ihren Schreibtisch und setzte sich.

»Wenn du eine E-Mail empfängst, dann hast du immer diesen Anhang mit so einem Kauderwelsch über Pfade, ESMTB und Message Ids.«

»Tu einfach so, als ob ich versteh, wovon du redest.«

»Im Prinzip kann man daran erkennen, wie diese E-Mail zu einem gekommen ist. Woher sie kommt, wohin sie geht und auf welchem Weg sie über welchen Mail-Dienst von A nach B ge-

kommen ist. Das ist ein bisschen so, als hätte sie an jeder Durchgangsstation einen Poststempel bekommen.«

»Okay.«

»Natürlich gibt's auch Möglichkeiten, eine Mail anonym zu schicken. Aber selbst dann bleiben normalerweise ein paar Spuren hängen.«

»Toll, Lonnie, super.« Er versuchte, Zeit zu schinden. »Dann darf ich also davon ausgehen, dass du ein paar von diesen Spuren in der E-Mail mit dem Bericht gefunden hast?«

»Stimmt«, sagte Lonnie. Jetzt blickte er auf und lächelte sogar kurz. »Ich werde dich auch nicht noch mal fragen, warum du den Absender wissen willst.«

»Gut.«

»Ich kenn dich nämlich, Lucy. Und du kannst, genau wie die meisten anderen heißen Bräute, eine echte Nervensäge sein. Aber du bist auch ein fürchterlich moralischer Mensch. Wenn du meinst, das Vertrauen deines Seminars zerstören zu müssen - wenn du deine Studenten, mich und alles, woran du glaubst, hintergehst -, muss es einen guten Grund dafür geben. Einen Grund, bei dem es um Leben und Tod geht, würde ich wetten.«

Lucy sagte nichts.

»Es geht um Leben und Tod, stimmt's?«

»Sag mir einfach, von wem die Mail ist, Lonnie.«

»Die Mail kam aus einem Computer in der Frost-Bibliothek.«

»Aus der Bibliothek«, wiederholte sie. »Die müssen da so, na ja, an die fünfzig Computer haben.«

»Kommt ungefähr hin.«

»Also kriegen wir nie raus, wer sie geschickt hat?«

Lonnie neigte abwägend den Kopf. »Wir wissen, wann sie abgeschickt worden ist. Vorgestern um achtzehn Uhr zweiundvierzig.«

»Und wie hilft uns das jetzt weiter?«

»Die Studenten müssen sich anmelden, wenn sie da einen Computer benutzen wollen. Sie müssen sich zwar nicht für einen bestimmten Computer anmelden - das haben die Angestellten vor zwei Jahren abgeschafft -, aber man muss die Computer stundenweise reservieren. Also bin ich in die Bibliothek gegangen und habe mir die Liste der Studenten geholt, die das getan hatten. Und dann habe ich die, die vorgestern zwischen sechs und sieben einen Computer reserviert hatten, mit den Studenten aus deinem Seminar abgeglichen.«

Er brach ab.

»Und?«

»Es gab nur eine Übereinstimmung.«

»Wen?«

Lonnie ging zum Fenster. Er sah in den Innenhof hinunter.
»Ich geb dir einen Tipp«, sagte er.

»Lonnie, ich bin wirklich nicht in der Stimmung ...«

»Sie neigt dazu«, sagte er, »in unangenehme Löcher zu kriechen.«

Lucy erstarrte. »Sylvia Potter?«

Er wandte ihr immer noch den Rücken zu.

»Lonnie, willst du damit sagen, dass Sylvia Potter den Bericht geschrieben hat?«

»Ja«, sagte er. »Genau das will ich damit sagen.«

*

Auf dem Weg zurück ins Büro rief ich Loren Muse an.

»Sie müssen mir noch einen Gefallen tun«, sagte ich.

»Schießen Sie los.«

»Ich muss alles über eine Handynummer wissen. Wem das Telefon gehört hat, wer da angerufen hat, alles.«

»Welche Nummer?«

Ich nannte ihr die Nummer, die Raya Singh mir gegeben hatte.

»Ich brauche zehn Minuten.«

»Mehr nicht?«

»Hey, ich bin nicht Chefermittlerin geworden, weil ich so einen knackigen Hintern habe.«

»Wer sagt das?«

Sie lachte. »Gefällt mir, wenn Sie ein bisschen locker werden, Cope.«

»Gewöhnen Sie sich nicht zu sehr daran.«

Ich legte auf. Meine Bemerkung war unangemessen gewesen - oder war es eine vertretbare Entgegnung auf ihren »knackiger Hintern«-Spruch? Es ist leicht, sich über die politische Korrektheit lustig zu machen. Die Auswüchse machen sie zu einem leichten Ziel für Hohn und Spott. Aber ich habe auch erfahren, wie es in Büros aussieht, in denen man einfach alles durchgehen ließ. Es kann sehr unangenehm und bedrückend werden.

Das ist ähnlich wie bei den scheinbar übertriebenen Kindersicherheitsbestimmungen heutzutage. Die Kinder müssen einen Fahrradhelm tragen, und zwar immer, wenn sie auf einem Fahrrad sitzen. Auf Spielplätzen muss ein bestimmter Mulch verwendet werden, und Abenteuerspielplätze dürfen nicht so gebaut sein, dass Kinder zu hoch hinaufklettern können, und, ach ja, Kinder ohne Begleitung dürfen sich nicht mehr als drei Straßen von zu Hause entfernen, und Moment, wo sind dein Mundschutz und deine Schutzbrille? Nichts ist leichter, als sich darüber lustig zu machen, und dann schickt noch irgend so ein Klugscheißer eine Rundmail, in der er fragt: »Hey, wie kommt's eigentlich, dass wir auch ohne diese ganzen Regeln überlebt haben?« Die Wahrheit ist aber, dass viele Kinder aus unserer Generation nicht überlebt haben.

Wir hatten damals unglaublich viele Freiheiten. Wir wussten nicht, welche Schrecken in der Dunkelheit auf uns lauerten. Manche sind in jenen Tagen, als die Sicherheitsbestimmungen noch lasch waren und man die Kinder einfach Kinder sein ließ,

in ein Ferienlager gefahren. Manche dieser Kinder sind nachts in den Wald geschlichen und wurden nie wieder gesehen.

*

Lucy Gold rief in Sylvia Potters Zimmer an. Es ging niemand ans Telefon. Das überraschte sie nicht. Sie sah im Telefonverzeichnis der Universität nach, doch da waren keine Handynummern angegeben.

Lucy erinnerte sich, dass sie Sylvia mit einem BlackBerry gesehen hatte, also schrieb sie Sylvia eine kurze Mail, dass sie so bald wie möglich bei ihr anrufen sollte.

Nach nicht einmal zehn Minuten klingelte das Telefon.

»Ich sollte Sie anrufen, Professorin Gold?«

»Ja, Sylvia, danke, dass Sie sich so schnell gemeldet haben. Könnten Sie vielleicht bei mir im Büro vorbeikommen?«

»Wann?«

»Am besten jetzt, wenn das möglich ist.«

Es folgte ein mehrere Sekunden langes Schweigen.

»Sylvia?«

»Mein Englischseminar fängt gleich an«, sagte sie. »Ich halte heute mein Abschlussreferat. Kann ich hinterher kommen, wenn ich damit fertig bin?«

»Kein Problem«, sagte Lucy.

»Dann bin ich in ungefähr zwei Stunden bei Ihnen.«

»Prima, ich bin hier im Büro.«

Wieder Schweigen.

»Können Sie mir sagen, worum es geht, Professorin Gold?«

»Das hat Zeit bis nachher, Sylvia. Machen Sie sich keine Sorgen. Wir sehen uns dann nach dem Seminar.«

*

»Hey.«

Es war Loren Muse. Ich war am nächsten Morgen wieder im

Gericht. Flair Hickory sollte in ein paar Minuten mit seinem Kreuzverhör anfangen.

»Hey«, sagte ich.

»Sie sehen ja echt Scheiße aus.«

»Wow, ist das der geschulte Blick einer erfahrenen Kriminalpolizistin?«

»Machen Sie sich Sorgen wegen diesem Kreuzverhör?«

»Klar.«

»Chamique schafft das schon. Sie haben tolle Vorarbeit geleistet.«

Ich nickte und versuchte, mich wieder auf den Fall zu konzentrieren. Muse ging neben mir her.

»Ach«, sagte sie, »die Handynummer, die Sie mir gegeben haben? Da hab ich schlechte Nachrichten.«

Ich wartete.

»Es ist ein Wegwerfhandy.«

Was bedeutete, dass jemand das Handy mit voreingestellter Nummer und einem bestimmten Guthaben bar bezahlt und weder Namen noch Adresse hinterlassen hatte. »Mich interessiert auch nicht, wer es gekauft hat«, sagte ich. »Ich will nur wissen, welche Anrufe von dem Handy geführt und angenommen worden sind.«

»Das ist schwierig«, sagte sie. »Und über die normalen Quellen ganz unmöglich. Der Käufer hat es im Internet bei einer zwielichtigen Quelle gekauft, die sich als eine andere zwielichtige Quelle ausgegeben hat. Es dauert eine Weile, bis ich dem nachgegangen bin und genug Druck gemacht habe, dass die ihre Aufzeichnungen rausrücken.«

Ich schüttelte den Kopf. Wir betraten den Gerichtssaal.

»Was anderes«, sagte sie. »Haben Sie schon mal von MVD gehört?«

»Most Valuable Detection«, sagte ich.

»Genau. Die größte Privatschnüffler-Firma in New Jersey.

Cingle Shaker, die Frau, die ich auf die Verbindungs-Jungs ange-setzt habe, hat da früher gearbeitet. Gerüchte besagen, dass sie den Auftrag bekommen haben, ohne Rücksicht auf die Kosten irgendwas gegen Sie auszugraben, um Sie beruflich fertig zu machen.«

Ich war vorne im Gerichtssaal angekommen. »Na super.« Dann gab ich ihr ein altes Foto von Gil Perez.

Sie sah es an. »Was soll ich damit?«

»Macht Farrell Lynch immer noch die Computerarbeit für uns?«

»Ja.«

»Bitten Sie ihn, das Foto durch ein Alterungsprogramm zu schicken. Der Mann soll zwanzig Jahre älter werden. Und er soll eine Glatze bekommen.«

Loren Muse wollte weitere Fragen stellen, aber irgendetwas in meinem Gesicht hielt sie davon ab. Sie zuckte die Achseln und verschwand. Ich setzte mich. Richter Pierce kam herein. Alle erhoben sich. Dann trat Chamique Johnson in den Zeugenstand.

Flair Hickory stand auf, knöpfte sich sorgfältig das Jackett zu und ging auf sie zu. Ich runzelte die Stirn. Einen himmelblauen Anzug in diesem Farbton hatte ich zum letzten Mal auf dem Foto von einem Abschlussball aus dem Jahr 1978 gesehen. Er sah Chamique lächelnd an.

»Guten Morgen, Miss Johnson.«

Chamique wirkte verängstigt. »Morgen«, bekam sie heraus.

Flair stellte sich vor, als hätten sie sich gerade auf einer Cock-tailparty kennengelernt. Er ging Chamiques Vorstrafenregister durch. Er sprach leise, aber bestimmt. Sie war wegen Prostitution festgenommen worden, korrekt? Sie war wegen Drogenbe-sitzes festgenommen worden, korrekt? Sie war beschuldigt wor-den, einen Freier ausgenommen und um vierundachtzig Dollar erleichtert zu haben, korrekt?

Ich legte keinen Einspruch ein.

Das war alles ein Teil meiner »Ungeschminkte-Wahrheit«-Strategie. Vieles davon hatte ich in meiner Befragung schon angesprochen, aber Flairs Kreuzverhör war sehr effektiv. Er ging nicht auf ihre Aussage ein oder forderte sie auf, etwas daraus näher zu erläutern. Er machte sich nur etwas warm, indem er die Fakten und Polizeiberichte abarbeitete.

Nach zwanzig Minuten fing er an, Ernst zu machen. »Sie haben Marihuana geraucht, ist das richtig?«

Chamique sagte: »Ja.«

»Hatten Sie auch in der Nacht, in der Sie angeblich angegriffen wurden, Drogen konsumiert?«

»Nein.«

»Nein?« Flair legte die Hand auf die Brust, als wäre er von dieser Antwort zutiefst erschüttert. »Hmm. Haben Sie sich Alkohol zugeführt? Vielleicht ein Bier oder Wein getrunken?«

»Nein.«

»Nichts?«

»Nichts.«

»Hmm. Und alkoholfreie Getränke? Vielleicht eine Cola oder so etwas?«

Ich wollte Einspruch erheben, aber meine Strategie war darauf ausgelegt, dass Chamique so viel wie möglich alleine mache.

»Ich habe ein bisschen Punsch getrunken«, sagte Chamique.

»Punsch, verstehe. Und der war alkoholfrei?«

»Das haben sie mir gesagt.«

»Wer?«

»Die Jungs.«

»Welche Jungs?«

Sie zögerte. »Jerry.«

»Jerry Flynn?«

»Ja.«

»Und wer noch?«

»Was?«

»Sie sagten die Jungs. Mit einem s hinten. Also mehr als einer. Jerry Flynn wäre ein Junge. Wer hat Ihnen also noch gesagt, dass der Punsch, den Sie zu sich genommen haben - ach, wie viele Gläser haben Sie eigentlich getrunken?«

»Weiß ich nicht.«

»Mehr als eins?«

»Ich glaub schon.«

»Sie sollen hier nicht raten, Miss Johnson. War es mehr als ein Glas?«

»Ja, wahrscheinlich.«

»Mehr als zwei Gläser?«

»Das weiß ich nicht.«

»Aber möglich wäre es?«

»Ja, kann sein.«

»Also vielleicht auch mehr als zwei. Mehr als drei?«

»Das glaub ich nicht.«

»Aber Sie sind sich nicht sicher?«

Chamique zuckte die Achseln.

»Sie müssen so antworten, dass man Sie hören kann.«

»Ich glaub nicht, dass ich drei Gläser getrunken hab. Wahrscheinlich waren es zwei. Vielleicht aber auch weniger.«

»Und der Einzige, der Ihnen gesagt hat, dass der Punsch alkoholfrei ist, war Jerry Flynn, ist das korrekt?«

»Ich glaube.«

»Vorhin haben Sie »Jungs« gesagt, also die Mehrzahl benutzt, aber jetzt sagen Sie, dass es nur eine Person war. Wollen Sie Ihre Aussage ändern?«

Ich stand auf. »Einspruch.«

Flair winkte ab. »Er hat Recht, das ist Kleinkram, machen wir einfach weiter.« Er räusperte sich und stützte die rechte Hand in die Hüfte. »Haben Sie an dem Abend irgendwelche Drogen konsumiert?«

»Nein.«

»Nicht einmal einen Zug von, sagen wir, einer Marihuana-Zigarette?«

Chamique schüttelte den Kopf. Als ihr dann wieder einfiel, dass sie sprechen musste, beugte sie sich zum Mikrofon vor und sagte: »Nein, das habe ich nicht.«

»Hmm, okay. Und wann haben Sie dann zum letzten Mal irgendwelche Mittel genommen?«

Wieder stand ich auf. »Einspruch. Das Wort Mittel kann alles Mögliche bedeuten - Aspirin, Paracetamol ...«

Flair sah mich amüsiert an. »Meinen Sie nicht, dass hier jeder weiß, was ich meine?«

»Es wäre mir lieber, wenn Sie die Frage eindeutig formulieren.«

»Miss Johnson, ich rede über illegale Drogen. Wie Marihuana. Oder Kokain. Oder LSD oder Heroin. So etwas. Haben Sie das verstanden?«

»Ja, ich glaub schon.«

»Und wann haben Sie zum letzten Mal eine illegale Droge konsumiert?«

»Das weiß ich nicht mehr.«

»Sie haben gesagt, an dem Abend, an dem die Party stattgefunden hat, haben Sie keine genommen?«

»Das stimmt.«

»Und was ist mit dem Abend vor der Party?«

»Nein.«

»Und dem Abend davor?«

Chamique wand sich kurz, und als sie »Nein« sagte, wusste ich nicht recht, ob ich ihr glauben sollte.

»Dann versuchen wir doch einmal, einen Zeitplan zu erstellen. Ihr Sohn ist jetzt fünfzehn Monate alt, ist das richtig?«

»Ja.«

»Haben Sie seit seiner Geburt illegale Drogen konsumiert?«

Ihre Stimme war ganz ruhig. »Ja.«

»Können Sie uns sagen, welche Art von Drogen Sie genommen haben?«

Ich stand wieder auf. »Einspruch. Wir haben es verstanden. Miss Johnson hat in der Vergangenheit Drogen genommen. Das bestreitet niemand. Dadurch wird das, was Mr Hickorys Mandanten getan haben, nicht weniger schrecklich. Was soll das ändern?«

Der Richter sah Flair an. »Mr Hickory?«

»Wir glauben, dass Miss Johnson gewohnheitsmäßig Drogen konsumiert. Wir glauben, dass sie in dieser Nacht high war, und das müssen die Geschworenen wissen, wenn sie die Aufrichtigkeit und die Genauigkeit ihrer Aussage beurteilen wollen.«

»Miss Johnson hat schon ausgesagt, dass sie an dem Abend keine Drogen genommen und sich auch keinen Alkohol zugeführt«, ich betonte das Wort ironisch, »hat.«

»Und ich«, sagte Flair, »habe das Recht, ihre Ausführungen anzuzweifeln. Der Punsch war mit Alkohol versetzt. Wenn ich Mr Flynn in den Zeugenstand rufe, wird er aussagen, dass die Angeklagte darüber informiert war, als sie etwas davon getrunken hat. Ich will auch deutlich machen, dass wir es mit einer Frau zu tun haben, die selbst dann nicht davor zurückgeschreckt ist, Drogen zu konsumieren, als sie ein Baby bekommen hatte, für das sie verantwortlich war ...«

»Euer Ehren!«, rief ich.

»Okay, das reicht.« Der Richter knallte den Hammer aufs Pult. »Können wir jetzt fortfahren, Mr Hickory?«

»Das können wir, Euer Ehren.«

Ich setzte mich wieder. Es war dumm von mir gewesen, Einspruch einzulegen. Die Geschworenen mussten denken, dass ich ihnen etwas verheimlichen wollte, und, was noch schlimmer war, ich hatte Flair die Chance gegeben, noch mehr zu reden. Meine Strategie bestand darin zu schweigen. Ich war nicht diszipliniert genug gewesen, und dafür hatten wir bezahlen müssen.

»Miss Johnson, Sie beschuldigen diese Jungs, sie hätten Sie vergewaltigt, ist das korrekt?«

Ich war auf den Beinen. »Einspruch. Sie ist keine Anwältin und kennt sich auch sonst nicht mit juristischen Definitionen aus. Sie hat Ihnen erzählt, was man ihr angetan hat. Eine korrekte Terminologie dafür zu suchen, ist Aufgabe des Gerichts.«

Wieder sah Flair mich amüsiert an. »Ich habe keine juristische Definition von ihr erwartet. Ich wollte nur wissen, wie sie es in ihren eigenen Worten ausdrückt.«

»Warum? Wollen Sie sie einem Vokabeltest unterziehen?«

»Euer Ehren«, sagte Flair, »darf ich bitte die Zeugin befragen?«

»Warum erzählen Sie uns nicht, worauf Sie hinauswollen, Mr Hickory?«

»Gut, ich werde die Frage umformulieren. Miss Johnson, wenn Sie mit Freunden reden, sagen Sie denen, dass Sie vergewaltigt wurden?«

Sie zögerte. »Ja.«

»Mhm. Und dann erzählen Sie mir doch bitte auch, Miss Johnson, ob Sie noch mehr Frauen kennen, die behaupten, vergewaltigt worden zu sein.«

Ich wieder. »Einspruch. Suggestivfrage.«

»Ich lasse die Frage zu.«

Flair stand nah bei Chamique. »Sie können jetzt antworten«, sagte er, als wollte er ihr helfen.

»Ja.«

»Wen?«

»Ein paar Mädchen, die ich von der Arbeit kenne.«

»Wie viele?«

Sie blickte nach oben und versuchte, sich zu erinnern. »Mir fallen jetzt zwei ein.«

»Sind das Stripperinnen oder Prostituierte?«

»Beides.«

»Je eine oder ...«

»Nein, sie machen beide beides.«

»Verstehe. Sind diese Verbrechen bei der Arbeit passiert oder in ihrer Freizeit?«

Ich stand wieder. »Euer Ehren, ich finde, das reicht jetzt. Das ist doch vollkommen irrelevant.«

»Mein verehrter Kollege hat Recht«, sagte Flair und gestikulierte mit dem ganzen Arm in meine Richtung. »Wenn er Recht hat, hat er Recht. Ich ziehe die Frage zurück.«

Er lächelte mir zu. Ich setzte mich langsam wieder und hasste jede einzelne Sekunde.

»Miss Johnson, kennen Sie irgendwelche Vergewaltiger?«

Ich: »Sie meinen außer Ihren Mandanten?«

Flair sah mich nur an und wandte sich dann an die Geschworenen, als wollte er sagen: Gott, war das nicht der billigste Tiefschlag überhaupt? Und, wenn ich ehrlich bin, hatte er Recht.

Chamique kam auch endlich zum Antworten. Sie sagte: »Ich verstehe nicht, was Sie meinen.«

»Ist ja auch egal, meine Liebe«, sagte Flair, als hätte ihre Antwort ihn sowieso gelangweilt. »Ich komme später noch einmal darauf zurück.«

Ich hasste es, wenn Flair so etwas sagte.

»Während des angeblichen Übergriffs haben meine Mandanten, Mr Jenrette und Mr Marantz, da Masken getragen?«

»Nein.«

»Waren sie sonst in irgendeiner Form verkleidet?«

»Nein.«

»Haben sie ihre Gesichter versteckt?«

»Nein.«

Flair Hickory schüttelte den Kopf, als wäre das das Verwunderlichste, was er je gehört hatte.

»Und laut Ihrer Aussage wurden Sie gegen Ihren Willen ge- packt und in das Zimmer gezogen. Ist das korrekt?«

»Ja.«

»In das Zimmer, in dem Mr Jenrette und Mr Marantz wohnen?«

»Ja.«

»Sie haben Sie nicht draußen angegriffen, in der Dunkelheit oder an einem Ort, den man nicht mit ihnen in Verbindung bringen konnte. Ist das korrekt?«

»Ja.«

»Das ist seltsam, finden Sie nicht?«

Ich wollte wieder Einspruch einlegen, ließ es aber durchgehen.

»Ihre Aussage lautet also, dass zwei Männer Sie vergewaltigt haben, die keine Masken getragen oder sonst irgendetwas getan haben, um ihre Identität zu verbergen, dass sie Ihnen sogar ihre Gesichter offen gezeigt haben, dass sie das in einem Zimmer getan haben, in das sie mindestens ein Zeuge hineingehen sehen hat, und dass Sie unter Einsatz körperlicher Gewalt hineingezogen wurden. Ist das korrekt?«

Ich betete darum, dass Chamiques Antwort nicht Wischewischi klang. Das tat sie nicht. »Das ist richtig, ja.«

»Und aus irgendeinem Grund ...«, wieder schien Flair unglaublich verwundert zu sein, »... haben sie dann Decknamen benutzt?«

Keine Antwort. Gut.

Flair Hickory schüttelte weiter den Kopf, als hätte jemand von ihm verlangt zuzugeben, dass zwei und zwei fünf ergibt.

»Die vermeintlichen Angreifer haben die Namen Cal und Jim benutzt statt ihrer eigenen. Das ist Ihre Aussage, nicht wahr, Miss Johnson?«

»Das ist sie.«

»Erscheint Ihnen das plausibel?«

»Einspruch«, sagte ich. »Nichts an diesem brutalen Verbrechen erscheint ihr plausibel.«

»Oh, das verstehe ich«, sagte Flair Hickory. »Ich hatte bloß gehofft, weil sie ja vor Ort war, hätte sie vielleicht eine Theorie, warum sie ihre Gesichter gezeigt, sie in ihrem eigenen Zimmer überfallen haben ungerfalle

»Ich frage Sie ein letztes Mal, Miss Johnson, dann werde ich das Gericht bitten, eine Antwort zu verlangen ...«

Ich sprang auf. »Einspruch. Er setzt die Zeugin unter Druck.«

»Abgelehnt. Beantworten Sie die Frage.«

»Ich habe davon gehört«, sagte Chamique unterwürfig.

Flair seufzte theatralisch. »Ja oder nein, Miss Johnson. Haben Sie gewusst, dass Jim Broodway derzeit in einem Landesgefängnis eine Strafe absitzt?«

»Ja.«

»Na also. War das denn so schwer?«

Ich wieder. »Euer Ehren ...«

»Die Theatralik ist unangemessen, Mr Hickory. Fahren Sie fort.«

Flair Hickory ging zu seinem Stuhl zurück. »Haben Sie je Sex mit Jim Broodway gehabt?«

»Er heißt James!«, wiederholte Chamique noch einmal.

»Nennen wir ihn doch Mr Broodway, damit wir das Gespräch fortsetzen können, ja? Haben Sie mit Mr Broodway Sex gehabt?«

Das konnte ich nicht durchgehen lassen. »Einspruch. Ihr Sexualleben ist für diesen Fall irrelevant. Die Rechtsprechung ist in diesem Punkt ganz eindeutig.«

Richter Pierce sah Flair an, »Mr Hickory?«

»Ich versuche nicht, Miss Johnsons Reputation zu schädigen oder anzudeuten, dass sie ein unmoralisches Leben geführt hat«, sagte Flair. »Die Vertreter der Gegenpartei haben schon sehr deutlich gemacht, dass Miss Johnson als Prostituierte tätig war und die unterschiedlichsten sexuellen Erfahrungen mit diversen Männern gemacht hat.«

Wann lerne ich endlich, den Mund zu halten?

»Ich will die Angeklagte absolut nicht in Verlegenheit bringen, sondern auf eine ganz andere Sache hinaus. Sie hat zugegeben, dass sie Sex mit Männern hatte. Wenn ich klarstellen will,

dass Mr Broodway einer dieser Männer war, werde ich sie damit wohl kaum als Ehebrecherin brandmarken.«

»Es basiert auf Vorurteilen«, entgegnete ich.

Flair sah mich an, als wäre ich gerade einem Pferd aus dem Hinterteil gefallen. »Ich habe eben erklärt, warum es das nicht tut. Tatsache ist aber, dass Chamique Johnson zwei Jugendliche eines sehr ernsten Verbrechens beschuldigt hat. Sie hat ausgesagt, dass ein Mann namens Jim sie vergewaltigt hat. Und ich möchte hier nur die Frage stellen, ob sie je Sex mit Mr Jim oder meinetwegen auch James Broodway hatte, der derzeit wegen eines Sexualvergehens im Gefängnis sitzt.«

Jetzt merkte ich, worauf er hinauswollte. Und es gefiel mir ganz und gar nicht.

»Ich lasse die Frage zu«, sagte der Richter.

Ich setzte mich wieder hin.

»Miss Johnson, haben Sie je sexuellen Kontakt zu Mr Broodway gehabt?«

Eine Träne rollte ihre Wange hinab. »Ja.«

»Mehr als einmal?«

»Ja.«

Es sah aus, als wollte Flair noch weiter in die Details gehen, aber er war klug genug, nicht einfach nur weitere Fakten aufzuhäufen. Also änderte er die Stoßrichtung etwas. »Sind Sie je betrunken gewesen, wenn Sie Sex mit Mr Broodway hatten?«

»Kann schon sein.«

»Ja oder nein?«

»Ja.«

Sie weinte stärker.

Ich stand auf. »Ich möchte eine Beratungspause, Euer Ehren. «

Flair ließ die Bombe platzen, bevor der Richter antworten konnte. »Ist bei einem Ihrer sexuellen Kontakte mit Jim Broodway je ein weiterer Mann beteiligt gewesen?«

Der Gerichtssaal explodierte.

»Euer Ehren!«, rief ich.

»Ruhe!« Der Richter benutzte seinen Hammer. »Ruhe!«

Es wurde schnell wieder still im Saal. Richter Pierce sah mich an. »Ich weiß, dass es schwer ist, sich das anzuhören, aber ich lasse die Frage zu.« Er wandte sich an Chamique. »Bitte beantworten Sie die Frage.«

Der Protokollführer las die Frage noch einmal vor. Chamique saß mit tränenüberströmtem Gesicht im Zeugenstand. Als der Protokollführer fertig war, sagte Chamique: »Nein.«

»Mr Broodway wird aussagen, dass ...«

»Er hat einen von seinen Freunden zugucken lassen!«, rief Chamique. »Das war alles. Der andere hat mich nie angefasst! Hören Sie? Niemals!«

Es war mucksmäuschenstill im Saal. Ich versuchte, den Kopf aufrecht zu halten und nicht die Augen zu schließen.

»Also«, sagte Flair Hickory, »hatten Sie Sex mit einem Mann namens Jim ...«

»James! Er heißt James!«

»... und dabei ist noch ein weiterer Mann im Zimmer gewesen, und da wissen Sie nicht, wie Sie auf die Namen Jim und Cal gekommen sind?«

»Ich kenne keinen Cal. Und er heißt James.«

Flair Hickory trat näher an sie heran. Er sah jetzt besorgt aus, als wollte er ihr helfen. »Sind Sie ganz sicher, dass Sie sich das Ganze nicht nur eingebildet haben, Miss Johnson?«

Er klang wie einer von diesen Ratgebern für pubertierende Jugendliche bei MTV.

Sie wischte sich übers Gesicht. »Ja, Mr Hickory. Ich bin mir sicher. Verdammt sicher.«

Aber Flair ließ sich nicht einschüchtern.

»Ich will ja gar nicht behaupten, dass Sie lügen«, fuhr er fort, und ich verkniff mir meinen Einspruch, »aber besteht nicht viel-

leicht die Möglichkeit, dass Sie zu viel Punsch getrunken hatten - was natürlich nicht Ihre Schuld war, da Sie ja dachten, er wäre alkoholfrei —, daraufhin einvernehmlichem Geschlechtsverkehr zugestimmt haben und dann einen Flashback zu einem anderen Zeitpunkt gehabt haben? Wäre das nicht eine Erklärung für Ihre Behauptung, dass die beiden Männer, die Sie vergewaltigt haben, Jim und Cal hießen?«

Ich war aufgesprungen und wollte sagen, dass das zwei Fragen sind, aber wieder wusste Flair ganz genau, was er tat.

»Ich ziehe die Frage zurück«, sagte Flair Hickory, als wäre die ganze Geschichte einfach nur ein Trauerspiel für alle beteiligten Parteien. »Ich habe keine weiteren Fragen.«

13

Während Lucy auf Sylvia Potter wartete, suchte sie den Namen aus Iras Besucherliste im Internet: Manolo Santiago. Es gab viele Treffer, aber keinen, der sie irgendwie weiterbrachte. Er war wohl kein Reporter - zumindest hatte sie keinen Treffer, der darauf hindeutete. Wer war er also? Und warum hatte er ihren Vater besucht?

Sie konnte natürlich Ira fragen. Falls der sich an ihn erinnerte.

Zwei Stunden vergingen. Dann drei und dann vier. Sie rief in Sylvias Zimmer an. Es meldete sich niemand. Sie schickte noch eine E-Mail auf Sylvias BlackBerry. Keine Antwort.

Das gefiel ihr nicht.

Woher um alles in der Welt kannte Sylvia Potter Lucys Vergangenheit?

Lucy sah im Studentenverzeichnis nach. Sylvia Potter wohnte in *Stone House* an der Plaza der Universität. Lucy beschloss, hinüberzugehen und nachzusehen, was dort los war.

Ein Universitäts-Campus hat einen ganz eigenen Charme. Kein Wohnort ist besser geschützt und besser abgeschirmt, und obwohl es leicht war, sich darüber zu beklagen, sollte es doch genauso sein. Manche Dinge entwickelten sich einfach besser in so einem Vakuum. Die Universität war ein Ort, an dem junge Menschen sich sicher fühlten - aber wenn man älter wurde, wie sie oder Lonnie, wurde sie immer mehr zu einem Versteck.

Stone House war früher das Verbindungshaus von *Psi Epsilon* gewesen. Die Reston University hatte studentische Verbindungen vor zehn Jahren verboten, weil sie »anti-intellektuell« seien. Obwohl Lucy die Ansicht teilte, dass Verbindungen viele negative Eigenschaften hatten und oft auch der Reputation einer Universität abträglich waren, erschien ihr ein Verbot doch etwas plump und auch ein bisschen zu faschistisch. Ein paar Burschenschaftler aus einer nahegelegenen Universität standen gerade wegen einer Vergewaltigung in einem Verbindungshaus vor Gericht. Aber ohne Verbindungen wäre das halt in einer Lacrosse-Mannschaft, mit einer Gruppe Bauarbeiter in einem Strip-Club oder mit ein paar rüden Rockern in einer Kneipe passiert. Sie hatte auch kein Patentrezept, war aber davon überzeugt, dass die Lösung nicht darin bestand, sämtliche Institutionen abzuschaffen, die einem nicht in den Kram passten.

Bekämpft das Verbrechen, nicht die Freiheit, dachte sie.

Von außen war das Gebäude noch der alte beeindruckende georgianische Backsteinbau. Innen hatte man es all seiner Eigenarten beraubt. Die schweren Wandteppiche und Mahagoni-Vertäfelungen aus seiner geschichtsträchtigen Vergangenheit waren durch neutrale Farben und unaufdringliche Pastelltöne ersetzt worden. Jammerschade.

Studenten schlenderten umher. Als sie das Haus betrat, wurde sie mit ein paar kritischen Blicken bedacht, allzu viele waren es allerdings nicht. Stereoanlagen - oder vermutlich eher iPod-Lautsprechersysteme - lärmten. Viele Türen standen offen. An

einigen Wänden hingen Che-Guevara-Poster. Vielleicht war sie ihrem Vater ähnlicher, als sie gedacht hatte. Auch die große Zeit der Universitäts-Campusse hatte in den Sechzigern des letzten Jahrhunderts begonnen. Stil und Musik hatten sich zwar geändert, das Lebensgefühl war aber noch das gleiche wie früher.

Sie ging die Haupttreppe hinauf. Auch die hatte mit dem Umbau ihr Flair verloren. Sylvia Potter wohnte im ersten Stock in einem Einzelzimmer. Lucy kam an ihre Tür. Daran war eine Notiztafel angebracht, auf der man mit dem daneben hängenden Marker Nachrichten hinterlassen konnte. Sie war aber picobello sauber. Die Notiztafel hing absolut gerade und genau in der Mitte. Oben stand in einer Schrift, die fast wie professionelle Kalligraphie aussah »Sylvia«. Daneben hatte jemand eine rosafarbene Blume gemalt. Das Ganze passte absolut nicht hierher, die Tür schien aus einer anderen Ära zu stammen und keinerlei Verbindung zu ihrer Umgebung zu haben.

Lucy kloppte. Keine Antwort. Sie drehte den Knauf. Verschlossen. Sie überlegte, ob sie eine Nachricht hinterlassen sollte - dafür war diese Tafel schließlich da -, wollte sie aber nicht ruinieren. Außerdem befürchtete sie, dass ihr Verhalten sehr verzweifelt wirkte. Sie hatte schon angerufen und eine E-Mail geschickt. Wenn sie noch vorbeischaute, ging das wohl mindestens einen Schritt zu weit.

Sie war fast am Ausgang, als die Tür vor ihr geöffnet wurde. Sylvia Potter kam herein. Als sie Lucy sah, erstarrte sie. Lucy ging die letzten Stufen hinunter und blieb vor Sylvia stehen. Sie sagte nichts und versuchte, der Studentin in die Augen zu sehen. Sylvia wich Lucys Blick konsequent aus.

»Oh, hi, Frau Professor Gold.«

Lucy schwieg.

»Das Seminar hat länger gedauert, tut mir wirklich leid. Und dann musste ich noch das andere Projekt für morgen vorbereiten. Also hab ich mir gedacht, es ist ja schon spät, und Sie

sind sowieso schon weg, und das hat bestimmt auch bis morgen Zeit.«

Sie plapperte irgendetwas vor sich hin. Lucy ließ sie gewähren.

»Soll ich morgen bei Ihnen vorbeikommen?«, fragte Sylvia.

»Haben Sie jetzt Zeit?«

Sylvia guckte auf die Uhr, ohne wirklich hinzusehen. »Dieses Projekt macht mich wirklich ganz wuschig. Hat das nicht bis morgen Zeit?«

»Für wen machen Sie das denn?«

»Was?«

»Für welchen Professor machen Sie das Projekt, Sylvia? Falls ich zu viel von Ihrer Zeit in Anspruch nehme, kann ich Ihnen vielleicht ein Schreiben für ihn mitgeben.«

Schweigen.

»Wir können in Ihr Zimmer gehen«, sagte Lucy, »und uns hier unterhalten.«

Endlich sah Sylvia sie an. »Frau Professor Gold?«

Lucy wartete.

»Ich glaube, ich will nicht mit Ihnen reden.«

»Es geht um Ihren Bericht.«

»Meinen ...?« Sie schüttelte den Kopf. »Aber den hab ich doch anonym geschickt. Woher wollen Sie wissen, dass es meiner ist?«

»Sylvia ...«

»Sie haben es gesagt! Sie haben es versprochen! Dass die anonym sind. Das haben Sie gesagt.«

»Ich weiß, was ich gesagt habe.«

»Wie sind Sie ...?« Sylvia richtete sich auf. »Ich will nicht mit Ihnen reden.«

Lucy sagte mit fester Stimme: »Das müssen Sie aber.«

Aber Sylvia ließ sich nicht einschüchtern. »Nein, das muss ich nicht. Sie können mich nicht dazu zwingen. Und ... mein

Gott, wie konnten Sie so was tun? Uns erzählen, dass es anonym und vertraulich ist, und dann ...?«

»Es ist wirklich wichtig.«

»Nein, für mich nicht. Ich muss nicht mit Ihnen reden. Und wenn Sie irgendwas davon erzählen, geh ich zum Dekan und erzähl ihm, was Sie gemacht haben. Dann werden Sie gefeuert.«

Andere Studenten starrten sie an. Lucy hatte die Situation nicht mehr unter Kontrolle. »Bitte, Sylvia, ich muss wissen ...«

»Kein Wort!«

»Sylvia ...«

»Ich muss Ihnen gar nichts sagen. Lassen Sie mich in Ruhe!«

Sylvia Potter drehte sich um, öffnete die Tür und rannte weg.

14

Nachdem Flair Hickory mit Chamique fertig war, traf ich mich mit Loren Muse in meinem Büro.

»Wow«, sagte Loren. »Das ist ja echt Scheiße gelaufen.«

»Kümmern Sie sich um die Sache mit den Namen.«

»Welche Sache mit den Namen?«

»Stellen Sie fest, ob irgendjemand Broodway »Jim« genannt hat, oder ob er, wie Chamique behauptet, James genannt wird.«

Muse runzelte die Stirn.

»Was ist?«

»Denken Sie, das nützt was?«

»Es kann nicht schaden.«

»Sie glauben ihr immer noch?«

»Ach kommen Sie, Muse. Das ist doch nur heiße Luft.«

»Aber wirkungsvoll.«

»Hat Ihre Freundin Cingle irgendwas erfahren?«

»Noch nicht.«

Gott sei Dank war der Verhandlungstag zu Ende. Flair hatte mir die Zähne gezogen. Ich weiß, dass es um Gerechtigkeit gehen soll und sonst nichts, und dass eine Verhandlung kein Schönheitswettbewerb oder so etwas ist, aber bleiben wir realistisch.

Cal und Jim waren wieder da und größer und stärker denn je.

Mein Handy klingelte. Ich sah aufs Display. Ich kannte die Nummer nicht. Ich hielt das Handy ans Ohr und sagte: »Hallo?«

»Hier ist Raya.«

Raya Singh. Die hübsche indische Kellnerin. Meine Kehle war plötzlich trocken.

»Wie geht es Ihnen?«

»Gut.«

»Ist Ihnen noch was eingefallen?«

Muse sah mich an. Ich versuchte, ihr durch meinen Blick zu sagen, dass es sich um ein Privatgespräch handelte. Für eine Polizistin war Muse manchmal ziemlich schwer von Begriff. Aber vielleicht war das auch Absicht.

»Wahrscheinlich hätte ich Ihnen das schon früher erzählen sollen«, sagte Raya Singh.

Ich wartete.

»Aber ich bin ziemlich überrascht gewesen, als Sie einfach so aufgetaucht sind. Ich weiß immer noch nicht, was richtig ist.«

»Miss Singh?«

»Bitte nennen Sie mich Raya.«

»Raya«, sagte ich, »ich habe keine Ahnung, wovon Sie reden. «

»Deshalb habe ich Sie gefragt, was Sie wirklich von mir wollen. Erinnern Sie sich?«

»Ja.«

»Wissen Sie, warum ich das gefragt habe - was Sie wirklich von mir wollen?«

Ich überlegte und entschied mich für Ehrlichkeit. »Wegen der unprofessionellen Blicke, mit denen ich Sie angestarrt habe?«

»Nein«, sagte sie.

»Okay, ich spiele mit. Warum haben Sie mich das gefragt? Und wo wir gerade dabei sind, warum haben Sie mich gefragt, ob ich ihn umgebracht habe?«

Muse zog eine Augenbraue hoch. Das störte mich nicht besonders.

Raya Singh antwortete nicht.

»Miss Singh?« Dann: »Raya?«

»Weil er«, sagte sie, »Ihren Namen erwähnt hat.«

Ich dachte, ich hätte mich verhört, also fragte ich etwas Dummes.

»Wer hat meinen Namen erwähnt?«

Sie klang etwas ungeduldig. »Über wen reden wir hier wohl gerade?«

»Manolo Santiago hat meinen Namen erwähnt?«

»Ja, natürlich.«

»Und Sie haben es nicht für nötig gehalten, mir das schon vorher zu sagen?«

»Ich wusste doch nicht, ob ich Ihnen trauen kann.«

»Und warum haben Sie es sich jetzt anders überlegt?«

»Ich hab über Sie im Internet recherchiert. Sie sind wirklich der Bezirksstaatsanwalt.«

»Was hat Santiago über mich gesagt?«

»Er hat irgendwas erwähnt, worüber Sie gelogen haben.«

»Und worüber war das?«

»Weiß ich nicht mehr.«

Ich hakte weiter nach. »Und wem hat er das gesagt?«

»Einem Mann. Seinen Namen kenne ich nicht. Außerdem

hat Manolo Zeitungsartikel über Sie in seiner Wohnung gehabt.«

»In seiner Wohnung? Aber Sie hatten doch gesagt, Sie wissen nicht, wo er wohnt.«

»Das war, als ich Ihnen noch nicht vertraut habe.«

»Und jetzt vertrauen Sie mir?«

Sie gab mir keine direkte Antwort. »Holen Sie mich in einer Stunde am Restaurant ab«, sagte Raya Singh, »dann zeig ich Ihnen, wo Manolo gewohnt hat.«

15

Als Lucy zurück in ihr Büro kam, saß Lonnie am Schreibtisch und hatte ein paar Zettel in der Hand.

»Was ist das?«, fragte sie.

»Die nächsten Seiten vom Bericht.«

Sie musste sich zusammennehmen, um ihm die Seiten nicht aus der Hand zu reißen.

»Hast du Sylvia getroffen?«, fragte er.

»Ja.«

»Und?«

»Sie ist ausgeflippt und will nicht mit mir reden.«

Lonnie lehnte sich zurück. »Soll ich es mal probieren?«

»Ich glaub nicht, dass das eine gute Idee ist.«

Lonnie präsentierte sein gewinnendstes Lächeln. »Ich kann ziemlich überzeugend sein.«

»Du wärst bereit, dich zu prostituieren, um mir zu helfen?«

»Wenn's sein muss.«

»Ich hätte große Angst um deinen guten Ruf.« Sie setzte sich und nahm die Zettel. »Hast du das schon gelesen?«

»Ja.«

Sie nickte und fing selbst an.

P löste sich aus unserer Umarmung und lief in die Richtung, aus der der Schrei gekommen war.

Ich rief hinter ihm her, aber er blieb nicht stehen. Keine zwei Sekunden später war es, als hätte die Nacht ihn verschluckt. Ich versuchte, ihm zu folgen. Aber es war dunkel. Trotzdem hätte ich mich da im Wald besser auskennen müssen als P. Schließlich war er zum ersten Mal im Ferienlager.

Den Schrei hatte ein Mädchen ausgestoßen. Das hatte man deutlich gehört. Ich stapfte durch den Wald. Ich rief nicht mehr nach P. Aus irgendeinem Grunde hatte ich Angst. Ich wollte ihn finden, aber keiner sollte wissen, wo ich war. Ich weiß, dass das unlogisch klingt, aber so habe ich mich gefühlt.

Ich hatte Angst.

Der Mond schien. Bei Mondschein verändern sich die Farben im Wald. Es ist wie bei diesen Posterlampen, von denen mein Dad ein paar hatte. Das Licht hieß Schwarzlicht, obwohl es eigentlich eher lila war. Das veränderte auch die Farbe von allem. Und genauso ist das bei Mondlicht.

Als ich P endlich fand und die komische Farbe auf seinem Hemd sah, erkannte ich zuerst gar nicht, was das war. Ich erkannte nicht einmal, dass es dunkelrot war, sondern hielt es am Anfang eher für ein strahlendes Blau. Er sah mich an. Mit weit aufgerissenen Augen.

»Wir müssen hier weg«, sagte er. »Und wir dürfen niemandem erzählen, dass wir hier draußen gewesen sind.«

Das war alles. Lucy las es noch zweimal. Dann legte sie den Bericht zur Seite. Lonnie beobachtete sie.

»Na ja«, sagte er gedehnt, »also darf ich wohl davon ausgehen, dass du die Erzählerin in dieser kleinen Geschichte bist.«

»Was?«

»Ich hab versucht, die ganze Sache zu begreifen, Lucy, und ich bin auf genau eine einzige Erklärung für dein Verhalten ge-

kommen. Du bist das Mädchen in der Geschichte. Da schreibt jemand über dich.«

»Das ist ja lächerlich«, sagte sie.

»Komm schon, Luce. Wir haben da im Stapel Erlebnisberichte über Inzest liegen. Und selbst da haben wir nicht versucht rauszukriegen, von wem die sind. Und trotzdem regst du dich völlig über diese »Der Schrei im Wald«-Geschichte auf.«

»Lass gut sein, Lonnie.«

Er schüttelte den Kopf. »Tut mir leid, Süße, das ist nicht meine Art. Selbst wenn du keine obergeile Braut wärst und ich dir nicht an die Wäsche wollte.«

Sie sparte sich die Antwort.

»Ich würde dir gern helfen, wenn ich kann.«

»Das kannst du nicht.«

»Ich weiß mehr, als du glaubst.«

Lucy sah ihn an.

»Worüber sprichst du?«

»Du, äh, wirst nicht sauer auf mich?«

Sie wartete.

»Ich habe ein paar Nachforschungen über dich angestellt.«

Das Herz rutschte ihr in die Hose, aber sie verzog keine Miene.

»Lucy Gold ist nicht dein richtiger Name. Du hast ihn geändert.«

»Woher weißt du das?«

»Ach komm, Luce. Du weißt doch, wie einfach so was mit einem Computer ist.«

Sie sagte nichts.

»Irgendwie ist mir der Bericht nicht mehr aus dem Kopf gegangen«, fuhr er fort. »Und dann ist mir die Sache mit dem Lager wieder eingefallen. Ich war zwar noch ziemlich jung, aber ich kann mich noch an diese Sache mit dem Sommer-Schlitzer erinnern. Also hab ich mir das Ganze mal ein bisschen genauer

angeguckt.« Er versuchte, ihr großspurig zuzulächeln. »Du solltest wieder zu Blond wechseln.«

»Es war eine schwierige Zeit in meinem Leben.«

»Das kann ich mir vorstellen.«

»Deshalb habe ich meinen Namen geändert.«

»Ach, soweit hab ich das schon verstanden. Das muss ein schwerer Schlag für deine Familie gewesen sein. Und du wolltest das Ganze hinter dir lassen.«

»Ja.«

»Und jetzt holt es dich aus irgendeinem seltsamen Grund wieder ein.«

Sie nickte.

»Aus welchem Grund?«, fragte Lonnie.

»Weiß ich nicht.«

»Ich würde dir gern helfen.«

»Ich hab, wie gesagt, keine Ahnung, wie das funktionieren soll.«

»Darf ich dich was fragen?«

Sie zuckte die Achseln.

»Ich hab ein bisschen nachgeforscht. Du weißt bestimmt, dass Discovery Channel vor ein paar Jahren eine SonderSendung über die Morde gemacht hat?«

»Klar«, sagte sie.

»Darin wird aber nicht erwähnt, dass du damals auch im Wald gewesen bist.«

Sie sagte nichts.

»Also, was ist hier los?«

»Ich kann nicht darüber sprechen.«

»Und dieser P, das ist Paul Copeland, stimmt's? Weißt du, dass er jetzt Bezirksstaatsanwalt ist? Irgendwo in New Jersey?«

Sie schüttelte den Kopf.

»Du machst es mir aber echt nicht leicht«, sagte er.

Sie schwieg.

»Okay«, sagte er und erhob sich. »Ich werde dir trotzdem helfen.«

»Und wie?«

»Sylvia Potter.«

»Was ist mit ihr?«

»Ich bring sie zum Reden.«

»Wie das?«

Lonnie ging zur Tür. »Ich hab da meine Mittel und Wege.«

*

Auf dem Weg zum indischen Restaurant machte ich einen Umweg und besuchte Janes Grab.

Ich wusste nicht genau, warum ich das tat. Ich kam nicht oft her - vielleicht dreimal im Jahr. Ich spürte die Gegenwart meiner Frau hier nicht. Sie hatte sich den Friedhof mit ihren Eltern zusammen ausgesucht. »Ihnen bedeutet das viel«, hatte sie mir auf ihrem Totenbett erklärt. Und das stimmte auch. Die Suche hatte ihre Eltern abgelenkt, besonders ihre Mutter, weil sie ihnen das Gefühl gab, etwas Sinnvolles zu tun.

Mich hatte es nicht sonderlich interessiert. Ich war voll damit beschäftigt, Janes Sterben zu verleugnen - selbst als ihre Krankheit schlimmer und dann *richtig* schlimm wurde, habe ich mir noch eingeredet, sie würde schon irgendwie durchkommen. Und für mich ist der Tod das Ende, der Schlussstrich, hinter dem nichts mehr kommt. Schicke Särge und schöne Friedhöfe, selbst wenn sie so gut gepflegt waren wie dieser hier, ändern nichts daran.

Ich parkte den Wagen und ging den Pfad entlang. Auf ihrem Grab lagen frische Blumen. Wir Juden legen keine Blumen auf Gräber. Wir legen Steine auf den Grabstein. Ich mochte das, obwohl ich gar nicht so genau wusste, warum. Etwas so Lebendiges und Farbenfrohes wie Blumen fand ich vor ihrem grauen Grabstein irgendwie obszön. Meine Frau, meine schöne Jane,

vermoderte da knapp zwei Meter unter diesen frisch geschnittenen Lilien. Irgendwie kam mir das wie ein Frevel vor.

Ich setzte mich auf die Betonbank. Ich sprach nicht mit Jane. Am Ende war es so furchtbar gewesen. Jane hatte gelitten. Ich hatte zugesehen. Zumindest eine Weile. Wir hatten uns von einem Hospiz unterstützen lassen - eigentlich wollte Jane zu Hause sterben, aber ihr Gewichtsverlust, der Geruch, der Verfall und das Stöhnen hatten das unmöglich gemacht. Das Geräusch, an das ich mich am häufigsten erinnere und das ich auch immer noch in meinen Träumen höre, ist dieses grässliche Husten oder Würgen, wenn Jane den Schleim nicht aus der Lufröhre bekam. Sie hatte unerträgliche Schmerzen dabei, und es ging ihr extrem schlecht - und das über viele Monate. Ich habe versucht, stark zu sein, aber ich war nicht so stark wie Jane, und das wusste sie auch.

Am Anfang unserer Beziehung war ich eine Zeit lang unsicher. Und ich wusste auch genau, warum. Schließlich hatte ich eine Schwester verloren, meine Mutter hatte mich verlassen, und ich hatte damals zum ersten Mal seit langer Zeit eine Frau an meinem Leben teilhaben lassen. Ich weiß noch, wie ich einmal wach neben der schlafenden Jane lag und die Decke anstarrte. Ich erinnere mich an ihre langen, tiefen Atemzüge, die damals so gleichmäßig, perfekt und ganz anders waren als später, als es mit ihr zu Ende ging. Ihre Atemzüge waren kürzer geworden, als sie langsam aufwachte. Sie hatte ihre Arme um mich gelegt und war näher an mich herangerückt.

»Ich bin nicht sie«, hatte sie leise gesagt, als hätte sie meine Gedanken lesen können. »Ich werde dich nie verlassen.«

Aber dann hatte sie es doch getan.

Seit sie tot war, war ich ein paar Mal mit Frauen ausgegangen. Manchmal waren sogar ziemlich starke Gefühle im Spiel gewesen. Ich hoffe, eines Tages eine neue Frau zu finden und wieder zu heiraten. Aber in diesem Moment, als ich an diese

Nacht zurückdachte, in der wir nebeneinander im Bett gelegen hatten, wurde mir klar, dass es dazu wahrscheinlich nicht kommen würde. Ich *bin nicht sie*, hatte meine Frau gesagt.

Natürlich hatte sie meine Mutter gemeint.

Ich betrachtete den Grabstein. Ich las den Namen meiner Frau. Geliebte Mutter, Tochter und Frau. An den Seiten waren Engelsflügel. Ich stellte mir vor, wie meine Schwiegereltern sie ausgesucht hatten, Engelsflügel, die genau die richtige Größe haben mussten und genau den richtigen Stil und so weiter. Außerdem hatten Sie das Grab gekauft, das direkt neben Janes lag, ohne es mit mir abzusprechen. Es war wohl für mich, falls ich nicht wieder heiratete.

Falls doch, na ja, ich hatte keine Ahnung, was die Schwiegereltern damit machen würden.

Ich suchte Hilfe bei meiner Jane. Ich wollte sie bitten, sich da oben umzusehen, wo immer sie auch war, meine Schwester zu suchen und mich wissen zu lassen, ob Camille noch am Leben oder tot war. Ich lächelte dümmlich. Dann brach ich ab.

Ich war sicher, dass die Benutzung von Handys auf Friedhöfen tabu ist, glaubte aber nicht, dass Jane etwas dagegen hatte. Ich zog mein Handy aus der Tasche und drückte wieder lange die sechs.

Sosch meldete sich nach dem ersten Klingeln.

»Ich muss dich um einen Gefallen bitten«, sagte ich.

»Ich hab's dir doch schon so oft gesagt. Nicht am Telefon.«

»Finde meine Mutter, Sosch.«

Schweigen.

»Du kannst das. Ich bitte dich. Im Angedenken an meinen Vater und meine Schwester. Finde meine Mutter für mich.«

»Und was ist, wenn ich das nicht schaffe?«

»Du schaffst das.«

»Deine Mutter ist schon sehr lange verschwunden.«

»Ich weiß.«

»Hast du auch mal darüber nachgedacht, dass sie vielleicht gar nicht gefunden werden will?«

»Hab ich«, sagte ich.

»Und?«

»Und dann hat sie eben Pech gehabt«, sagte ich. »Wir kriegen alle nicht immer das, was wir wollen. Also finde sie für mich, Sosch. Bitte.«

Ich legte auf. Wieder betrachtete ich den Grabstein meiner Frau.

»Du fehlst uns«, sagte ich zu meiner toten Frau. »Cara und ich, wir vermissen dich sehr.«

Dann stand ich auf und ging zurück zu meinem Wagen.

16

Raya Singh wartete auf dem Parkplatz des Restaurants auf mich. Sie hatte das aquamarinfarbene Kostüm gegen Jeans und eine dunkelblaue Bluse getauscht. Die Haare waren zu einem Pferdeschwanz nach hinten gebunden. Die Wirkung war nicht weniger betörend. Ich schüttelte den Kopf. Eben hatte ich noch am Grab meiner Frau gestanden. Jetzt bewunderte ich in ungebührlicher Weise die Schönheit einer jungen Frau.

Die Welt war schon absonderlich.

Sie setzte sich auf den Beifahrersitz. Raya duftete fantastisch.

»Wohin?«, fragte ich.

»Kennen Sie die Route 17?«

»Ja.«

»Darauf und dann nach Norden.«

Ich bog vom Parkplatz auf die Straße. »Werden Sie mir jetzt die Wahrheit sagen?«

»Ich hab Sie nicht belogen«, sagte sie. »Ich hatte nur beschlossen, Ihnen bestimmte Dinge erst mal vorzuenthalten.«

»Wollen Sie immer noch behaupten, dass Sie Mr Santiago einfach auf der Straße kennengelernt haben?«

»Das will ich.«

Ich glaubte ihr nicht.

»Hat er je den Namen Perez erwähnt?«

Sie antwortete nicht.

Ich hakte nach. »Gil Perez?«

»Sie müssen hier rechts ab, wenn Sie auf die Route 17 wollen.«

»Ich weiß, wo ich hin muss, Raya.«

Ich sah ihr perfektes Profil an. Sie sah aus dem Fenster und war dabei zum Sterben schön.

»Erzählen Sie mir, in welchem Zusammenhang er meinen Namen erwähnt hat«, sagte ich.

»Das hab ich Ihnen doch schon erzählt.«

»Dann erzählen Sie es mir noch mal.«

Sie holte tief Luft und schloss einem Moment lang die Augen.

»Manolo hat gesagt, dass Sie gelogen haben.«

»Worüber habe ich gelogen?«

»Über irgendwas ...«, sie zögerte, »... wo es um Wald ging oder so was.«

Mein Herz fing an zu rasen. »Das hat er gesagt? Dass es um Wald ging?«

»Ja.«

»Wie war der genaue Wortlaut?«

»Das weiß ich nicht mehr.«

»Versuchen Sie, sich zu erinnern.«

»»Paul Copeland hat gelogen über das, was da im Wald passiert ist.«« Dann legte sie den Kopf schräg. »Ach, Moment, da war noch was.«

Ich wartete.

Als sie dann wieder etwas sagte, wäre ich fast von der Straße abgekommen. Sie sagte: »Lucy.«

»Was?«

»Das war der andere Name. Er hat gesagt: »Paul Copeland hat gelogen über das, was da im Wald passiert ist. Genau wie Lucy.««

Jetzt hatte es mir die Sprache verschlagen.

»Paul«, sagte Raya, »wer ist diese Lucy?«

Den Rest der Fahrt schwiegen wir.

Meine Gedanken kreisten um Lucy. Ich versuchte, mich zu erinnern, wie es sich angefühlt hatte, wenn ich ihr über die blonden Haare strich, und wie die damals geduftet hatten. Aber es funktionierte nicht. Das war das Problem. Die Erinnerungen waren so verschwommen, dass ich nicht wusste, was echt war und was meiner Fantasie entsprang. Ich konnte mich nur noch an das Staunen erinnern, in das die Situation mich damals versetzt hatte. Und an die Lust. Es war für uns beide das erste Mal, wir waren unerfahren und ungeschickt, trotzdem war es wie in einem Bob-Seeger-Song oder in Meat Loafs Bat *out of Hell*. Herrgott, diese Lust. Wie hatte es damals angefangen? Und wann ist aus dieser Lust so etwas wie Liebe geworden?

Sommerromanzen enden mit dem herannahenden Herbst. Das liegt in ihrer Natur. Wie manche Pflanzen oder Insekten überleben sie nur eine einzige Saison. Ich hatte damals gedacht, bei Luce und mir würde das anders sein. Das war es dann auch, aber nicht so, wie ich es mir vorgestellt hatte. Ich hatte wirklich gedacht, wir würden ewig zusammenbleiben.

Ach, die Jugend ist so dumm.

Santiagos AmeriSuites-Einzimmerwohnung war in Ramsey, New Jersey. Raya hatte einen Schlüssel. Sie schloss die Tür zu einem Zimmer im zweiten Stock auf. Ich könnte Ihnen die Einrichtung beschreiben, sie war aber so unscheinbar, dass sie keinen bleibenden Eindruck hinterließ. Die Möbel waren genauso

individuell, wie man es von einer Einzimmerwohnung an einer Straße namens Route 17 im nördlichen New Jersey erwarten konnte.

Als wir eintraten, schnappte Raya hörbar nach Luft.

»Was ist?«, fragte ich.

Sie ließ den Blick durchs ganze Zimmer streichen. »Da lag ein großer Haufen Papiere auf dem Tisch«, sagte sie. »Ordner, Zeitungen und so. Und ein paar Stifte.«

»Jetzt ist er leer.«

Raya öffnete eine Schublade. »Seine Sachen sind auch weg.«

Wir durchsuchten das Zimmer. Alles war verschwunden - es gab weder Papiere noch Ordner oder Zeitungsartikel, keine Zahnbürste, keine persönlichen Gegenstände, nichts. Raya setzte sich auf die Couch. »Es muss jemand hier gewesen sein, der alles mitgenommen hat.«

»Wann sind Sie zum letzten Mal hier gewesen?«

»Vor drei Tagen.«

Ich ging zur Tür. »Kommen Sie.«

»Wo wollen Sie hin?«

»Ich will mit jemandem am Empfang reden.«

Aber da saß nur ein Jugendlicher. Er konnte uns praktisch nichts sagen. Der Bewohner hatte sich als Manolo Santiago angemeldet. Er hatte bar bezahlt und seine Kaution in bar hinterlegt. Das Zimmer war bis zum Monatsende bezahlt. Nein, er konnte sich nicht daran erinnern, wie Mr Santiago aussah und wusste auch sonst nichts über ihn. Das war das Problem mit diesen Apartmenthäusern. Man musste nicht durch die Lobby gehen, also war es sehr einfach, anonym zu bleiben.

Raya und ich gingen zurück in Santiagos Zimmer.

»Sie haben gesagt, dass er Papiere gehabt hat?«

»Ja.«

»Was stand drin?«

»Ich hab nicht in seinen Sachen rumgeschnüffelt.«

»Raya«, sagte ich.

»Was ist?«

»Wenn ich ehrlich sein soll, muss ich zugeben, dass ich Ihnen dieses Dummstellen nicht ganz abnehme.«

Sie sah mich mit ihren teuflischen Augen an.

»Was ist?«

»Ich soll Ihnen vertrauen, oder?«

»Ja.«

»Und warum sollte ich das tun?«

Ich dachte darüber nach.

»Als wir uns kennengelernt haben, haben Sie mich belogen«, sagte sie.

»Worüber?«

»Sie haben gesagt, dass Sie den Mord an ihm untersuchen. Wie ein richtiger Polizist oder so. Aber das hat überhaupt nicht gestimmt, oder?«

Ich sagte nichts.

»Manolo«, fuhr sie fort, »hat Ihnen nicht vertraut. Ich hab diese Artikel gelesen. Ich weiß, dass da im Wald vor zwanzig Jahren irgendwas passiert ist, in das Sie auch verwickelt waren. Manolo dachte, dass Sie damals wegen irgendwas gelogen haben.«

Ich sagte immer noch nichts.

»Und jetzt erwarten Sie, dass ich Ihnen alles erzähle. Würden Sie das an meiner Stelle machen? Würden Sie alles erzählen, was Sie wissen?«

Es dauerte ein paar Sekunden, bis ich meine Gedanken geordnet hatte. Sie hatte Recht. »Dann haben Sie die Artikel gesehen?«

»Ja.«

»Sie wissen also, dass ich damals auch in dem Ferienlager war?«

»Ja.«

»Und Sie wissen, dass damals auch meine Schwester verschwunden ist?«

Sie nickte.

Ich sah sie an. »Deshalb bin ich hier.«

»Sie wollen Ihre Schwester rächen?«

»Nein«, sagte ich. »Ich will sie finden.«

»Aber ich dachte, sie ist tot. Wayne Steubens hat sie ermordet.«

»Das habe ich bis vor kurzem auch gedacht.«

Raya wandte sich einen Moment lang ab. Dann sah sie direkt durch mich hindurch. »Und in welchem Punkt haben Sie dann gelogen?«

»Ich habe nicht gelogen.«

Wieder diese Augen. »Sie können mir vertrauen«, sagte sie.

»Das tu ich auch.«

Sie wartete. Ich auch.

»Wer ist Lucy?«

»Sie ist ein Mädchen, das damals auch im Lager war.«

»Was noch? Was hat sie mit der Geschichte zu tun?«

»Ihrem Vater gehörte das Ferienlager«, sagte ich. Dann fügte ich hinzu: »Außerdem ist sie damals meine Freundin gewesen.«

»Und in welchem Punkt haben Sie beide gelogen?«

»Wir haben nicht gelogen.«

»Und wieso hat Manolo das dann behauptet?«

»Woher soll ich das wissen? Genau das will ich ja rauskriegen.«

»Das versteh ich nicht. Warum sind Sie davon überzeugt, dass Ihre Schwester noch lebt?«

»Ich bin nicht davon überzeugt«, sagte ich. »Aber ich glaube, es besteht eine große Wahrscheinlichkeit.«

»Wieso?«

»Wegen Manolo.«

»Was ist mit ihm?«

Ich sah ihr ins Gesicht und fragte mich, ob sie mich an der Nase herumführte. »Sie haben vorhin geblockt, als ich den Namen Gil Perez erwähnte«, sagte ich.

»Sein Name stand auch in den Artikeln. Er ist in der Nacht ebenfalls ermordet worden.«

»Das stimmt nicht«, sagte ich.

»Wieso stand das dann in den Artikeln?«

»Wissen Sie, warum Manolo sich dafür interessiert hat, was damals passiert ist?«

»Das hat er mir nicht erzählt.«

»Und Sie waren auch nicht neugierig?«

Sie zuckte die Achseln. »Er hat gesagt, es geht um Geschäfte.«

»Raya«, sagte ich, »Manolo Santiago war nicht sein richtiger Name.«

Ich zögerte, wollte sehen, ob sie sich aus der Reserve locken ließ und etwas verriet. Aber das tat sie nicht.

»Sein richtiger Name«, sagte ich, »war Gil Perez.«

Sie brauchte einen Moment, um das zu verarbeiten. »Der Junge aus dem Wald?«

»Ja.«

»Sind Sie sicher?«

Gute Frage. Aber ich sagte ohne Zögern: »Ja.«

Sie überlegte. »Und Sie behaupten also - wenn es denn stimmt -, dass er die ganze Zeit am Leben war.«

Ich nickte.

»Und wenn er am Leben war ...« Raya Singh brach ab. Also beendete ich den Satz für sie.

»Dann kann meine Schwester vielleicht auch noch am Leben sein.«

»Oder«, sagte sie, »Manolo - oder Gil, oder wie auch immer er heißt - hat sie alle umgebracht.«

Seltsam, auf den Gedanken war ich noch gar nicht gekom-

men. Dabei war er gar nicht so unlogisch. Gil bringt sie alle um und platziert ein paar falsche Hinweise am Tatort, dass er auch zu den Opfern gehört. Aber wäre Gil clever genug gewesen, um so etwas durchzuziehen? Und was war dann mit Wayne Steubens?

Es sei denn, Wayne sagte die Wahrheit...

»Wenn das so ist«, sagte ich, »kriege ich das raus.«

Raya runzelte die Stirn. »Manolo hat gesagt, Sie und Lucy haben gelogen. Warum hätte er das sagen sollen, wenn er die anderen umgebracht hat? Was sollte er dann mit den ganzen Papieren, und warum hat er versucht rauszukriegen, was passiert ist? Wenn er sie umgebracht hätte, dann müsste er doch die Antworten auf diese Fragen kennen, oder?«

Sie kam auf mich zu und blieb direkt vor mir stehen. Sie war so verteufelt jung und so schön. Ich wollte sie tatsächlich küssen.

»Was verschweigen Sie mir?«, fragte sie.

Mein Handy klingelte. Ich sah aufs Display. Loren Muse. Ich drückte die Annahmetaste und sagte: »Was gibt's?«

»Wir haben ein Problem«, sagte Muse.

Ich schloss die Augen und wartete.

»Es geht um Chamique. Sie will widerrufen.«

*

Mein Büro liegt im Zentrum von Newark. Ich höre andauernd, dass es mit der Stadt wieder bergauf geht. Leider sehe ich nichts davon. Die Stadt ist schon seit ich mich erinnern kann dem Verfall preisgegeben. Aber inzwischen kenne ich sie gut. Die Geschichte hat man der Stadt noch nicht nehmen können. Sie liegt zwar ziemlich versteckt unter der Oberfläche, aber sie ist noch da. Und die Menschen sind einfach wunderbar. Unsere Gesellschaft ist schnell mit Vorurteilen bei der Hand, mit denen auch Städte gern belegt werden, nicht nur Minderheiten

oder Volksgruppen. Aus der Entfernung ist es leicht, sie zu hassen. Ich erinnere mich noch an Janes konservative Eltern und ihre Verachtung für alles, was mit Homosexualität zu tun hatte. Helen, Janes Zimmergenossin auf der Universität, war lesbisch, ohne dass Janes Eltern das wussten. Als sie sie kennenlernten, schlossen sowohl Janes Vater als auch ihre Mutter Helen ins Herz. Als sie erfuhren, dass Helen eine Lesbe war, hatte sie schon Eingang in ihr Herz gefunden. Und dann schlossen sie auch Helens Freundin ins Herz.

So lief das oft. Es war leicht, Schwule oder Schwarze, Juden oder Araber zu hassen. Individuen zu hassen ist erheblich schwieriger.

So war das auch mit Newark. In seiner Gesamtheit konnte man es hassen, aber es gab so viele Viertel, Läden und Bürger, die vor Charme und Kraft strotzten, so dass man automatisch mitgerissen wurde, sich beteiligen und sie am Leben erhalten wollte.

Chamique saß mir im Büro gegenüber. Sie war noch verdammt jung, aber man sah ihr das Leid im Gesicht an. Dieses Mädchen hatte kein leichtes Leben gehabt. Und die Gefahr war groß, dass es nur noch schwerer werden würde. Horace Foley, ihr Anwalt, hatte zu viel Rasierwasser aufgetragen und seine Augen standen zu weit auseinander. Ich bin selbst Anwalt, daher mag ich die Vorurteile nicht, die gegen meinen Berufsstand vorgebracht werden, aber ich war mir ziemlich sicher, wenn unten ein Krankenwagen vorbeifuhr, würde dieser Typ sich aus dem Fenster im zweiten Stock stürzen und versuchen, ihn anzuhalten, um den Patienten als Mandanten zu gewinnen.

»Wir würden es begrüßen, wenn Sie die Anklage gegen Mr Jenrette und Mr Marantz zurückziehen«, sagte Foley.

»Ist nicht drin«, sagte ich. Ich sah Chamique an. Sie hatte den Kopf zwar nicht gesenkt, wich meinem Blick aber aus. »Haben Sie gestern im Zeugenstand gelogen?«, fragte ich sie.

»Meine Mandantin würde niemals lügen«, sagte Foley.

Ich beachtete ihn nicht und sah Chamique in die Augen. Sie sagte: »Die können Sie sowieso nicht überzeugen?«

»Woher wollen Sie das wissen?«

»Ist das Ihr Ernst?«

»Das ist es.«

Chamique lächelte mich an, als wäre ich das naivste Wesen, das Gott je erschaffen hatte. »Sie verstehen es wirklich nicht, was?«

»Oh doch, ich versteh das schon. Die Eltern haben Ihnen Geld geboten, wenn Sie Ihre Aussage widerrufen. Inzwischen hat die Summe ein Niveau erreicht, bei der Mr »Wer braucht schon eine Dusche, wenn es doch Rasierwasser gibt« der Ansicht ist, dass man annehmen sollte.«

»Wie haben Sie mich genannt?«

Ich sah Muse an. »Könnten Sie bitte ein Fenster aufmachen?«

»Geht klar, Cope.«

»Hey, wie haben Sie mich genannt?«

»Das Fenster ist offen. Sie können jederzeit rauspringen, falls Ihnen danach ist.« Ich sah Chamique wieder an. »Wenn Sie Ihre Aussage jetzt widerrufen, bedeutet das, dass Sie gestern und heute gelogen haben. Dann hätten Sie einen Meineid geleistet. Diese Behörde hätte aufgrund dieser Lüge Millionen Dollar Steuergelder ausgegeben - weil Sie einen Meineid geleistet haben. Meineid ist ein Verbrechen. Dafür würden Sie ins Gefängnis gehen.«

Foley sagte: »Reden Sie mit mir, Mr Copeland, nicht mit meiner Mandantin.«

»Mit Ihnen reden? In Ihrer Nähe kann ich kaum atmen.«

»Ich werde mir dieses Verhalten nicht länger ...«

»Psst«, sagte ich. Dann hielt ich die halbgeöffnete Hand ans Ohr. »Hören Sie dieses Knistern?«

»Was?«

»Ich glaube, von Ihrem Rasierwasser löst sich hier die Tapete ab. Wenn Sie ganz still sind, hören Sie es auch. Ganz leise, horchen Sie.«

Sogar Chamique konnte sich ein kurzes Lächeln nicht verkneifen.

»Widerrufen Sie Ihre Aussage nicht«, sagte ich zu ihr.

»Ich muss.«

»Dann erhebe ich Anklage gegen Sie.«

Ihr Anwalt wollte weiterkämpfen, doch Chamique legte ihm eine Hand auf den Arm. »Das werden Sie nicht tun, Mr Cope-land.«

»Doch, das tue ich.«

Aber sie wusste es besser. Ich bluffte nur. Sie war ein armes, verängstigtes Vergewaltigungsopfer, das die Chance hatte, groß Kasse zu machen - sie konnte in diesem Prozess mehr Geld machen, als sie in ihrem ganzen Leben verdienen würde. Wer war ich, dass ich ihr etwas über Grundwerte und Gerechtigkeit erklären wollte.

Sie und ihr Anwalt erhoben sich.

Horace Foley sagte: »Morgen Vormittag wird die Vereinbarung unterschrieben.«

Ich sagte nichts. Ich fühlte mich sogar ein bisschen erleichtert - und schämte mich dafür. JaneCare würde überleben. Der Ruf meines Vaters - na ja, okay, und auch meine politische Laufbahn würden keinen Rückschlag erleiden. Und das Beste daran war, dass ich auch moralisch aus dem Schneider war. Nicht ich hatte die Klage zurückgezogen, sondern Chamique ihre Aussage.

Chamique reichte mir die Hand. Ich schüttelte sie. »Danke«, sagte sie.

»Überlegen Sie es sich nochmal«, sagte ich, aber es war ein kraftloser Versuch. Das merkte sie auch. Sie lächelte. Dann ver-

ließen sie mein Büro. Zuerst Chamique, dann ihr Anwalt. Zurück blieb nur der Geruch seines Rasierwassers.

Muse zuckte die Achseln und sagte: »Was kann man da machen?«

Das fragte ich mich auch.

*

Als ich nach Hause kam, aß ich mit Cara zu Abend. Sie musste noch eine »Hausaufgabe« machen, die darin bestand, rote Gegenstände aus Zeitschriften herauszusuchen und auszuschneiden. Das klang ziemlich einfach, aber das, was wir gemeinsam entdeckten, gefiel ihr natürlich alles nicht. Weder das rote Auto noch das rote Modellkleid und nicht einmal der rote Feuerwehrwagen konnten vor ihrem kritischen Auge bestehen. Ich merkte bald, dass ich zu viel Begeisterung für alles zeigte, was sie fand. Ich sagte so etwas wie: »Ja, das Kleid *ist* rot, mein Schatz! Da hast du vollkommen Recht! Ich glaube, das wäre genau das Richtige!«

Nach etwa zwanzig Minuten erkannte ich meinen Fehler. Als sie mir das Bild von einer Ketchupflasche zeigte, sagte ich gelangweilt: »Ach, Ketchup. Den mag ich eigentlich nicht.«

Sie griff nach der Sicherheitsschere und machte sich an die Arbeit.

Kinder.

Beim Ausschneiden sang Cara ein Lied. Es stammte aus der Zeichentrickserie Dora und bestand im Prinzip darin, dass man so lange das Wort *Rucksack* sang, bis der Kopf des nächsten Erwachsenen in tausend Stücke zerplatzte. Ich hatte vor zwei Monaten den Fehler begangen, ihr einen sprechenden Dora-Rucksack (»Rucksack, Rucksack, Rucksack« usw.) samt passender Landkarte (Lied: »Ich bin die Landkarte, ich bin die Landkarte, ich bin die Landkarte«, usw.) zu kaufen. Wenn ihre Cousine Madison vorbeikam, spielten die beiden oft Dora die Entdecke-

rin. Eine übernahm die Rolle der Dora. Die andere spielte einen Affen mit dem interessanten Rufnamen »Boots«. Man begegnet nicht oft Affen, die nach Fußbekleidung benannt sind.

Ich dachte darüber nach. Über Boots, darüber, wie Cara und ihre Cousine stritten, wer Dora und wer Boots sein durfte, als es mich wie der sprichwörtliche Blitz traf.

Ich erstarre. Ich rührte mich wirklich nicht mehr, sondern saß einfach nur regungslos da. Das fiel selbst Cara auf.

»Daddy?«

»Einen Moment, mein Mäuschen.«

Ich rannte nach oben. Das Haus erzitterte unter meinen Schritten. Wo zum Teufel waren diese Rechnungen aus dem Verbindungshaus?

Ich fing an, das Zimmer auseinanderzunehmen. Es dauerte ein paar Minuten, bis ich sie gefunden hatte - nach dem Meeting mit Chamique und ihrem Anwalt hatte ich sie schon wegwerfen wollen.

Ja, da waren sie.

Ich blätterte sie durch. Der Internetprovider, dann die monatlichen Abbuchungen. Dann griff ich zum Telefon und wählte Muses Nummer. Sie meldete sich nach dem ersten Klingeln.

»Was gibt's?«

»Als Sie auf der Uni waren«, fragte ich, »wie oft haben Sie da die Nacht durchgearbeitet?«

»Mindestens zweimal die Woche.«

»Wie haben Sie sich wach gehalten?«

»M&Ms. Große Mengen. Die orangefarbenen sind Amphetamine, das schwöre ich.«

»Besorgen Sie sich so viele, wie Sie brauchen. Die Unkosten kriegen Sie erstattet.«

»Ihr Ton gefällt mir, Cope.«

»Ich hab eine Idee, aber ich weiß nicht, ob die Zeit noch reicht.«

»Über die Zeit machen Sie sich mal keine Sorge. Worum geht's denn?«

»Es betrifft unsere Freunde Cal und Jim«, sagte ich.

17

Ich suchte Rasierwasser-Anwalts Privatnummer raus und weckte ihn.

»Unterschreiben Sie die Papiere nicht vor morgen Nachmittag«, sagte ich.

»Wieso?«

»Weil ich sonst dafür sorgen werde, dass meine Behörde Ihnen und Ihren Mandanten aufs Dach steigt. Ich werde verbreiten lassen, dass wir mit Horace Foley keine Vergleiche schließen und immer darauf bedacht sind, dass seine Mandanten mit der ganzen Härte des Gesetzes bestraft werden.«

»Das können Sie nicht machen.«

Ich sagte nichts.

»Ich bin verpflichtet, im Sinne meiner Mandantin zu handeln.«

»Sagen Sie ihr, dass ich um einen Aufschub gebeten habe und dass es in ihrem eigenen Interesse ist.«

»Und was soll ich der Gegenpartei sagen?«

»Ach, was weiß ich, Foley, finden Sie irgendeinen Fehler in der Vereinbarung, oder so. Aber halten Sie sie auf jeden Fall bis zum Nachmittag hin.«

»Und inwiefern ist das Ganze im Interesse meiner Mandantin?«

»Wenn ich Glück habe und einen Treffer lande, können Sie neu verhandeln. Bringt Ihnen mehr Knete.«

Er schwieg einen Moment. Dann sagte er ruhig: »Hey, Cope?«

»Was ist?«

»Die ist schon ein bisschen merkwürdig. Chamique, meine ich.«

»Wieso?«

»Die meisten Mädchen in ihrer Situation hätten das Geld sofort genommen. Aber sie musste ich schon fast dazu drängen, denn, wenn Sie ehrlich sind, müssen Sie auch zugeben, dass es für sie am besten ist, wenn sie sofort zugreift. Das wissen Sie genauso gut wie ich. Aber Chamique wollte nichts davon hören, bis Flair sie gestern mit dieser Jim/James-Geschichte in die Ecke getrieben hat. Vorher war sie nämlich, trotz allem, was sie in der Verhandlung gesagt hat, viel mehr darauf aus, die beiden ins Gefängnis zu bringen als das Geld zu kassieren. Sie wollte wirklich Gerechtigkeit.«

»Und das überrascht Sie?«

»Sie sind neu in diesem Job. Ich mach das schon seit siebenundzwanzig Jahren. Man wird mit der Zeit zum Zyniker. Also war ich verdammt überrascht, ja.«

»Würden Sie mir verraten, aus welchem Grund Sie mir das erzählen?«

»Aber klar doch. Was ich von diesem Prozess will, das wissen Sie. Ich will mein Dritteln vom Schmerzensgeld. Bei Chamique ist das was anderes. Das Geld kann ihr Leben verändern. Also, was Sie auch machen, Herr Staatsanwalt, versauen Sie ihr das nicht.«

*

Lucy trank allein.

Es war Nacht. Lucy wohnte in einer universitätseigenen Wohnung auf dem Campus. Die Unterkünfte waren mehr als deprimierend. Die meisten Professoren arbeiteten lange und hart und sparten das Geld in der Hoffnung, irgendwann vom Campus wegziehen zu können. Lucy war vor einem Jahr hier eingezogen.

Vorher hatte Amanda Simon, eine Englisch Professorin, drei altjüngferliche Jahrzehnte in eben dieser Wohnung verbracht. Dann war sie mit achtundfünfzig an Lungenkrebs gestorben. Ihr Vermächtnis hatte sie in Form eines rauchigen Dufts hinterlassen. Obwohl Lucy die Teppichböden rausgerissen und die ganze Wohnung frisch gestrichen hatte, war sie den Zigarettengeruch nicht los geworden. Manchmal kam es ihr vor, als wohnte sie in einem Aschenbecher.

Lucy war Wodkatrinkerin. Sie sah aus dem Fenster. In der Feme lief irgendwo Musik. Sie war auf einem Universitäts-Campus. Irgendwo lief immer Musik. Sie schaute auf die Uhr. Mitternacht.

Sie schaltete ihre eigene iPod-Anlage mit billigen Lautsprechern an und rief die Playlist auf, die sie »Mellow« genannt hatte. Die Stücke waren nicht nur langsam, sondern auch absolut herzzerreißend. Also trank sie in ihrer deprimierenden Wohnung ihren Wodka, atmete den Zigarettenrauch einer toten Frau und hörte sich sehnsgütige Songs über Einsamkeit, Verlust und Verzweiflung an. Jämmerlich, aber manchmal reichte es, um etwas zu empfinden. Dabei war es ihr egal, ob es schmerzte oder nicht. Solange sie nur überhaupt etwas fühlte.

Gerade sang Joseph Arthur *Honey and the Moon*. Er erklärte seiner einzigen wahren Liebe, dass er sie erfinden würde, wenn es sie nicht gäbe. Ein echter Hammer. Lucy versuchte, sich einen Mann vorzustellen - einen anständigen Mann -, der so etwas zu ihr sagte. Sie schüttelte verwundert den Kopf.

Sie schloss die Augen und versuchte, die Einzelteile irgendwie zusammenzubringen. Das passte alles nicht. Plötzlich kam die Vergangenheit wieder hoch. Seit sie erwachsen war, hatte Lucy versucht, dem verdammten Wald hinter dem Ferienlager ihres Vaters zu entkommen. Sie war durch das ganze Land bis nach Kalifornien geflohen, und dann hatte sie kehrtgemacht und war den ganzen Weg wieder zurückgeflogen. Sie hatte ih-

ren Namen und ihre Haarfarbe geändert. Doch die Vergangenheit war ihr immer auf den Fersen geblieben. Manchmal hatte sie Lucy einen ordentlichen Vorsprung gelassen - sie eingelullt und in der Sicherheit gewiegt, dass sie endlich genug Abstand zwischen jene Nacht und die Gegenwart gebracht hatte -, aber dann hatten die Toten den Abstand doch wieder verkürzt.

Am Ende hatte die schreckliche Nacht sie immer wieder eingeholt.

Aber dieses Mal ... wieso? Woher stammte dieser Erlebnisbericht? Als der Sommer-Schlitzer in Camp PLUS (Peace, Love, Understanding, Summer) sein Unwesen getrieben hatte, war Sylvia Potter gerade erst geboren worden. Woher sollte sie etwas darüber wissen? Natürlich könnte sie genau wie Lonnie im Internet ein paar Nachforschungen angestellt und dabei etwas über Lucys Vergangenheit erfahren haben. Vielleicht hatte ihr auch jemand etwas davon erzählt? Jemand, der älter und erfahrener war.

Aber trotzdem. Wie hatte sie davon erfahren? Wie hatte überhaupt irgendjemand davon erfahren? Nur ein einziger Mensch wusste, dass Lucy über das, was in der Nacht wirklich geschehen war, gelogen hatte.

Und natürlich würde Paul nichts davon sagen.

Sie starnte die klare Flüssigkeit in ihrem Glas an. Paul. Paul Copeland. Sie sah ihn immer noch vor sich. Der schlanke Körper mit den schlaksigen Armen und Beinen, den langen Haaren, dem umwerfenden Lächeln. Interessanterweise hatten sie sich über ihre Väter kennengelernt. Pauls alter Herr, der früher in seiner Heimat Gynäkologe gewesen war, war der Unterdrückung in der Sowjetunion nur entkommen, um sie hier, in den guten alten USA, wieder zu erleben. Einer solchen Leidensgeschichte hatte Lucys gutherziger Vater noch nie widerstehen können. Also hatte Ira Wladimir Copeland als Arzt im Ferienlager eingestellt. Und damit seiner Familie die Möglichkeit ge-

geben, Newark zumindest während der drückenden Sommermonate zu entkommen.

Lucy hatte die Bilder noch vor Augen - wie sie mit ihrem Wagen, einem kaputten Oldsmobile Ciera, die unbefestigte Straße heraufkamen und schließlich anhielten. Alle vier Türen öffneten sich scheinbar im gleichen Moment, und die vier Familienmitglieder stiegen synchron aus. Lucy war schon in dem Moment, als sie Paul zum ersten Mal sah und ihre Blicke sich begegneten, wie vom Donner gerührt gewesen. Dabei hatte sie noch gesehen, dass es ihm genauso ging. Es gab diese seltenen Momente im Leben - wenn man einen Blitzschlag spürte, der großartig war, dabei aber höllisch schmerzte. Aber man spürte etwas, starke Gefühle, und der Himmel strahlte blauer, die Vögel sangen schöner, und das Essen schmeckte besser, und man dachte jede Sekunde an ihn und wusste ganz genau, dass es ihm genauso ging.

»Hundertprozentig«, sagte Lucy laut und trank noch einen Schluck von ihrem Wodka-Tonic. Genau wie in diesen jämmerlichen Songs, die sie sich immer wieder anhörte. Ein Gefühl. Eine Gemütsregung. Ob himmelhoch jauchzend oder zu Tode betrübt, das war egal. Aber es war nicht mehr das Gleiche. Was hatte Elton John in diesem Text von Bernie Taupin über Wodka-Tonic gesungen? Irgendwas in der Art, dass man ein paar Wodka-Tonics trinken sollte, damit man wieder auf die Beine kam.

Das hatte bei Lucy nicht funktioniert. Aber, hey, wieso sollte sie ausgerechnet jetzt aufgeben?

Die leise Stimme in ihrem Kopf sagte: Hör *auf zu trinken*.

Die viel lautere Stimme sagte zur leisen Stimme, dass sie ruhig sein sollte, sonst würde sie einen über die Rübe kriegen.

Lucy ballte die Faust und streckte sie in die Höhe: »Vorwärts, Laute Stimme!«

Sie lachte laut auf, und dann erschrak sie vom Geräusch ihres

eigenen Lachens im stillen Zimmer. Rob Thomas folgte auf ihrer »Mellow«-Playlist und fragte, ob er sie einfach halten durfte, während sie untergingen, ob er sie einfach nur halten durfte, während sie den Halt verloren. Sie nickte. Ja, das durfte er. Robs Song erinnerte sie daran, dass sie fror, verängstigt und erschöpft war und dass sie sich, verdammt noch mal, diesen Song zusammen mit Paul anhören wollte.

Paul.

Er würde alles über diesen Bericht wissen wollen.

Zwanzig Jahre waren vergangen, seit sie Paul das letzte Mal gesehen hatte, aber vor sechs Jahren hatte Lucy im Internet nachgesehen, was er so machte. Eigentlich hatte sie das nicht gewollt. Ihr war klar, dass Paul gewissermaßen ein Tor zur Vergangenheit war, das sie lieber geschlossen halten sollte. Aber sie hatte sich betrunken - mal was ganz anderes -, und so wie manche Menschen Exfreunde oder -bekannte anriefen, wenn sie betrunken waren, hatte Lucy betrunken gegoogelt.

Was sie fand, war sowohl ernüchternd als auch wenig überraschend. Paul war verheiratet. Er arbeitete als Anwalt. Er hatte eine junge Tochter. Lucy hatte sogar ein Foto seiner wunderbaren Frau aus bestem Hause gefunden. Jane - das war der Name seiner Frau - auf einer Wohltätigkeitsveranstaltung. Sie war groß, schlank und trug Perlen. Die Perlen standen ihr. Sie hatte diese Ausstrahlung, zu der Perlen so gut passten.

Noch ein Schluck.

Natürlich konnte sich das in den letzten sechs Jahren geändert haben, aber damals hatte Paul in Ridgewood, New Jersey, gewohnt, also nicht einmal dreißig Kilometer von Lucys aktuellem Aufenthaltsort entfernt. Sie betrachtete ihren Computer auf der gegenüberliegenden Seite des Zimmers.

Paul musste doch davon erfahren, oder?

Und es war auch kein Problem, seinen Namen schnell zu googeln. Nur damit sie seine Telefonnummer schon mal hatte -

die Privatnummer oder, das war besser, die Büronummer. Sie könnte ihn anrufen. Ihn warnen. Einfach so. Ohne Hintergedanken und alles.

Sie stellte den Wodka-Tonic ab. Draußen regnete es. Ihr Computer war sowieso eingeschaltet. Ihr Bildschirmschoner zeigte das Windows-Logo. Kein Familienfoto. Keine Diashow von den Kindern und nicht einmal der klassische altjüngferliche Ersatz: Fotos von den Haustieren. Nur das Windows-Logo, das herumsprang, als wollte ihr der Bildschirm die Zunge herausstrecken.

Absolut erbärmlich.

Sie rief ihre Homepage auf und wollte etwas eingeben, als es an der Tür klopfte. Sie brach ab und wartete.

Wieder klopfte es. Lucy sah auf die Uhr unten auf dem Bildschirm.

Null Uhr siebzehn.

Verdammtd spät für einen Besucher.

»Wer ist da?«

Keine Antwort.

»Wer ...«

»Sylvia Potter.«

Eine tränenerstickte Stimme. Lucy stand auf und torkelte in die Küche. Sie goss den Rest von ihrem Wodka in die Spüle und stellte die Flasche in den Schrank. Wodka roch nicht, zumindest nicht besonders stark, in der Beziehung war also alles in Ordnung. Sie warf einen kurzen Blick in den Spiegel. Ihr Gegenüber sah furchtbar aus, aber das ließ sich jetzt nicht ändern.

»Ich komme.«

Sie öffnete, und Sylvia stürzte fast in die Wohnung, als hätte sie an der Tür gelehnt. Das Mädchen war pitschnass. Die Klimaanlage lief auf Hochtouren. Lucy hätte fast gesagt, dass sie sich noch den Tod holen würde, konnte sich aber gerade noch zurückhalten, weil es ihr dann doch zu mütterlich vorkam. Sie schloss die Tür.

Sylvia sagte: »Tut mir leid, dass ich so spät noch vorbeikomme.«

»Das ist kein Problem. Ich war noch nicht im Bett.«

Sylvia blieb mitten im Zimmer stehen. »Ich muss mich noch wegen vorhin entschuldigen.«

»Ist schon gut.«

»Nein, es ist bloß ...« Sylvia sah sich um. Sie legte die Arme um ihren Körper.

»Soll ich Ihnen ein Handtuch bringen oder so was?«

»Nein.«

»Kann ich Ihnen was zu trinken anbieten?«

»Ich brauch nichts.«

Mit einer Geste forderte Lucy Sylvia auf, sich zu setzen. Sylvia ließ sich auf die Ikea-Couch fallen. Lucy hasste Ikea mit seinen Bildergeschichten als Zusammenbau-Anleitungen, die anscheinend von NASA-Ingenieuren entworfen wurden. Lucy setzte sich neben sie und wartete.

»Wie haben Sie rausgekriegt, dass der Bericht von mir ist?«, fragte Sylvia.

»Das ist nicht so wichtig.«

»Ich hab ihn doch anonym geschickt.«

»Ich weiß.«

»Und Sie haben gesagt, dass er vertraulich ist.«

»Ich weiß. Tut mir leid.«

Sylvia wischte sich die Nase ab und blickte zur Seite. Ihre Haare tropften immer noch.

»Dabei hab ich Sie auch noch belogen«, sagte Sylvia.

»Wann das?«

»Über das, was ich geschrieben habe. Als ich letztens bei Ihnen im Büro war. Wissen Sie noch?«

»Ja.«

»Wissen Sie auch noch, was ich erzählt habe, worum es in meinem Erlebnisbericht geht?«

Lucy überlegte einen Moment lang. »Um Ihr erstes Mal.«

Sylvia lächelte freudlos. »Na ja, auf eine kranke Art stimmte das wohl auch.«

Lucy dachte darüber nach. Dann sagte sie: »Ich kann Ihnen nicht folgen, Sylvia.«

Sylvia sagte lange nichts. Lucy erinnerte sich, dass Lonnie gesagt hatte, er würde ihr helfen, Sylvia zum Reden zu bringen. Aber eigentlich hätte er bis zum Morgen warten sollen.

»Ist Lonnie heute bei Ihnen gewesen?«

»Lonnie Berger? Aus dem Seminar?«

»Ja.«

»Nein. Was soll Lonnie bei mir?«

»Spielt jetzt auch keine Rolle. Also sind Sie von sich aus gekommen?«

Sylvia schluckte und sah Lucy unsicher an. »War das falsch?«

»Nein, ganz und gar nicht. Ich bin froh, dass Sie hier sind.«

»Ich hab echt Angst«, sagte Sylvia.

Lucy nickte, versuchte, beruhigend zu wirken, um Sylvia Mut zu machen. Wenn sie jetzt Druck auf das Mädchen ausühte, ging das nur nach hinten los. Also wartete sie. Sie wartete volle zwei Minuten, dann hielt sie es nicht mehr aus.

»Sie müssen keine Angst haben«, sagte Lucy.

»Was soll ich Ihrer Meinung nach tun?«

»Erzählen Sie mir alles, okay?«

»Das hab ich eigentlich schon. Wenigstens das meiste.«

Lucy fragte sich, wie sie weiter vorgehen sollte. »Wer ist P?«

Sylvia runzelte die Stirn. »Was?«

»In Ihrem Bericht schreiben Sie über einen P. Wer ist das?«

»Wovon reden Sie?«

Lucy brach ab. Sie fing noch einmal von vorne an.

»Erzählen Sie mir ganz genau, warum Sie hier sind, Sylvia.«

Aber jetzt war Sylvia misstrauisch geworden. »Warum waren Sie vorhin bei mir am Zimmer?«

»Weil ich mit Ihnen über Ihren Bericht reden wollte.«

»Aber warum fragen Sie mich dann nach einem Mann namens P? Ich hab niemanden P genannt. Ich hab ganz offen gesagt, dass es ...« Die Worte blieben ihr im Hals stecken. Sie schloss die Augen und flüsterte: »... mein Vater war.«

Der Damm brach. Tränen strömten ihr über die Wangen.

Lucy schloss die Augen. Der Inzest-Bericht. Der sie und Lonnie so schockiert hatte. Verdammt. Lonnie hatte einen Fehler gemacht. Der Erlebnisbericht über die Nacht im Wald war nicht von Sylvia.

»Ihr Vater hat Sie missbraucht, als Sie zwölf waren«, sagte Lucy.

Sylvia hatte die Hände vors Gesicht geschlagen. Ihr Schluchzen klang, als risse es ihr die Lunge aus der Brust. Ihr ganzer Körper bebte, während sie nickte. Lucy sah das arme Mädchen an, das unbedingt gefallen wollte, und musste dabei an den Vater denken. Sie streckte die Hand aus und legte sie auf Sylvias. Dann rückte sie näher heran und legte den Arm um das Mädchen. Sylvia lehnte sich an ihre Brust und heulte. Lucy hielt sie fest, wiegte sie leicht und versuchte so, sie zu beruhigen.

18

Ich hatte nicht geschlafen. Muse auch nicht. Ich fand gerade noch Zeit für eine schnelle Trockenrasur. Ich roch so übel, dass ich überlegte, ob ich Horace Foley um einen Schuss von seinem Rasierwasser bitten sollte.

»Besorgen Sie mir die Unterlagen«, sagte ich zu Muse.

»Bin schon dabei.«

Als der Richter den Saal um Ruhe bat, rief ich einen - huch - Überraschungszeugen auf.

»Das Gericht ruft Gerald Flynn in den Zeugenstand.«

Flynn war der »nette« Junge, der Chamique Johnson zu der Party eingeladen hatte. Sein Aussehen entsprach diesem Bild - die zu glatte Haut, ordentlich gescheitelte blonde Locken, große blaue Augen, die die ganze Welt voll Neugier und Naivität zu betrachten schienen. Die Verteidigung wartete darauf, dass ich die Beweisaufnahme der Anklage beendete, und hatte Flynn - ihren eigenen wichtigsten Entlastungszeugen - gebeten, sich bereitzuhalten.

Flynn hatte seine Verbindungsbrüder die ganze Zeit unterstützt. Aber es war eine Sache, bei der Polizei oder in der Vorverhandlung eine Lügengeschichte zu erzählen. Sie vor Publikum in der eigentlichen »Show« zu bestätigen, war eine ganz andere Sache. Ich sah Muse an. Sie saß in der letzten Reihe und versuchte, sich nichts anmerken zu lassen. Mit mittelmäßigem Ergebnis. Als Pokerspielerin wäre Muse nicht meine erste Wahl.

Ich bat ihn, fürs Protokoll seinen Namen zu nennen.

»Gerald Flynn.«

»Sie werden Jerry genannt, ist das richtig?«

»Ja.«

»Gut, fangen wir ganz vorn an, ja? Wann haben Sie die Zeugin Miss Chamique Johnson kennengelernt?«

Chamique war gekommen. Sie saß neben Horace Foley in der Mitte der vorletzten Reihe. Eine interessante Platzwahl. Sie wollte sich wohl nicht festlegen. Vorhin hatte ich noch einen Streit im Flur vor dem Gerichtssaal gehört. Den Familien Jenrette und Marantz hatten die kurzfristigen Änderungen in Chamiques Widerruf nicht gefallen. Sie hatten versucht, den Vergleich zu besiegen, was aber nicht geklappt hatte. Der Verhandlungsbeginn hatte sich daher etwas verzögert. Sie waren trotzdem vorbereitet. Im Gerichtssaal hatten sie dann wieder ihre Verhandlungsmienen aufgesetzt: besorgt, ernst, engagiert.

Sie gingen davon aus, dass die Einigung nur verschoben war. In ein paar Stunden wäre alles erledigt.

»Am zwölften Oktober, als sie im Verbindungshaus war«, antwortete er.

»Sie erinnern sich an das Datum?«

»Ja.«

Ich verzog das Gesicht zu einer »Das ist ja mal interessant«-Miene, obwohl es das eigentlich nicht war. Natürlich kannte er das Datum. Es war auch für sein Leben von großer Bedeutung.

»Warum ist Miss Johnson an diesem Tag bei Ihnen im Verbindungshaus gewesen?«

»Sie sollte als erotische Tänzerin auftreten.«

»Hatten Sie ihr den Auftrag erteilt?«

»Nein. Also, den Auftrag hatte sie im Namen der Verbindung bekommen, aber ich war nicht für die Buchung zuständig oder so was.«

»Verstehe. Miss Johnson ist also zu Ihnen ins Verbindungshaus gekommen und hat da einen erotischen Tanz aufgeführt?«

»Ja.«

»Und Sie haben sich diesen Tanz angesehen?«

»Ja.«

»Wie hat er Ihnen gefallen?«

Mort Pubin sprang auf. »Einspruch!«

Der Richter musterte mich schon mit finsterem Blick. »Mr Copeland?«

»Laut Aussage von Miss Johnson hat Mr Flynn die Einladung zu der Party ausgesprochen, bei der sie dann vergewaltigt worden ist. Ich möchte verstehen, warum er das gemacht hat.«

»Dann fragen Sie ihn das«, sagte Pubin.

»Euer Ehren, darf ich vielleicht so vorgehen, wie ich es für richtig halte?«

Richter Pierce sagte: »Versuchen Sie, die Frage umzuformulieren.«

Ich wandte mich wieder an Flynn. »Hielten Sie Miss Johnson für eine gute erotische Tänzerin?«, fragte ich.

»Ich denke schon.«

»Ja oder nein?«

»Sie war nicht überwältigend. Aber ja, ich fand sie ziemlich gut.«

»Hat Ihnen ihr Aussehen gefallen?«

»Ja, also, irgendwie schon.«

»Ja oder nein.«

»Einspruch!« Wieder Pubin. »So eine Frage muss er nicht mit ja oder nein beantworten. Vielleicht fand er, dass sie ziemlich gut aussah. Man kann nicht immer mit ja oder nein antworten.«

»Ich muss Ihnen zustimmen, Mort«, sagte ich zu seiner Überraschung. »Lassen Sie mich die Frage etwas umformulieren, Mr Flynn - wie attraktiv fanden Sie Miss Johnson?«

»Wie auf einer Skala von eins bis zehn?«

»Das wäre großartig, Mr Flynn. Auf einer Skala von eins bis zehn.«

Er überlegte kurz. »So sieben, vielleicht acht.«

»Gut, danke. Und haben Sie sich im Lauf des Abends mit Miss Johnson unterhalten?«

»Ja.«

»Worüber haben Sie gesprochen?«

»Weiß ich nicht..«

»Versuchen Sie bitte, sich zu erinnern.«

»Ich hab sie gefragt, wo sie wohnt. Sie hat gesagt, in Irvington. Ich hab gefragt, ob sie zur Uni geht oder einen Freund hat. So was in der Art eben. Sie hat mir erzählt, dass sie ein Kind hat. Dann hat sie gefragt, was ich studiere. Ich hab gesagt, dass ich Medizin studieren will.«

»Sonst noch etwas?«

»Das lief die ganze Zeit so weiter.«

»Verstehe. Wie lange haben Sie sich ungefähr mit ihr unterhalten?«

»Weiß ich nicht.«

»Vielleicht kann ich Ihnen helfen. War es länger als fünf Minuten?«

»Ja.«

»Länger als eine Stunde?«

»Nein, eher nicht.«

»Länger als eine halbe Stunde?«

»Das kann ich nicht sagen.«

»Länger als zehn Minuten?«

»Ich glaub schon.«

Richter Pierce unterbrach mich und sagte, es hätten jetzt alle begriffen, und ich sollte doch bitte fortfahren.

»Erinnern Sie sich noch, wie Miss Johnson von dieser Party nach Hause gekommen ist?«

»Sie wurde mit einem Wagen abgeholt.«

»Aha, war sie die einzige erotische Tänzerin, die an dem Abend aufgetreten ist?«

»Nein.«

»Wie viele waren noch da?«

»Sie waren insgesamt zu dritt.«

»Danke. Sind die anderen beiden mit Miss Johnson zusammen gegangen?«

»Ja.«

»Haben Sie sich auch mit den anderen beiden unterhalten?«

»Eher nicht. Vielleicht hab ich kurz hallo gesagt.«

»Könnte man sagen, dass Chamique Johnson von den erotischen Tänzerinnen die einzige war, mit der Sie ein Gespräch geführt haben?«

Pubin sah aus, als wollte er Einspruch erheben, blieb dann aber sitzen.

»Ja«, sagte Flynn. »Das kann man sagen.«

Schluss mit dem Vorgeplänkel. »Chamique Johnson hat ausgesagt, dass sie sich etwas dazu verdient hat, indem sie sexuelle

Handlungen an mehreren auf der Party anwesenden jungen Männern ausgeführt hat. Wissen Sie, ob das zutrifft?«

»Nein.«

»Wirklich nicht? Dann haben Sie ihre Dienste nicht in Anspruch genommen?«

»Nein, hab ich nicht.«

»Und Sie haben auch nicht mitgekriegt, wie Ihre Verbindungsbrüder sich darüber unterhalten haben, dass Miss Johnson sexuelle Handlungen an ihnen ausgeführt hat?«

Flynn saß in der Patsche. Jetzt musste er entweder lügen oder zugeben, dass etwas Illegales passiert war. Er machte das Dummste von allem - er entschied sich für den goldenen Mittelweg. »Vielleicht hab ich da so ein paar Gerüchte gehört.«

Nett und Wischiwaschi. Damit sah er wie ein absoluter Lügner aus.

Ich sagte in möglichst ungläubigem Ton: »Vielleicht haben Sie da so ein paar Gerüchte gehört?«

»Ja.«

»Dann sind Sie sich nicht sicher, ob Sie Gerüchte gehört haben?«, fragte ich, als wäre es das Lächerlichste, was ich je im Leben gehört hatte. »Es wäre aber vielleicht möglich. Sie können sich jetzt also einfach nicht mehr daran erinnern, ob Sie Gerüchte gehört haben oder nicht. Soll das jetzt Ihre Aussage sein?«

Dieses Mal stand Flair auf. »Euer Ehren?«

Der Richter sah ihn an.

»Verhandeln wir hier über Vergewaltigung, oder ist Mr Cope land neuerdings für das Sittendezernat tätig?« Er breitete die Hände aus. »Ist die Beweislage für die Vergewaltigung so dünn, dass er jetzt im Dunkeln herumstochert, um zu belegen, dass die Jungs der Prostitution Vorschub geleistet haben?«

Ich sagte: »Darum geht es mir nicht.«

Flair lächelte mich an. »Dann stellen Sie dem Zeugen doch

Fragen, bei denen es um den Vorwurf der Vergewaltigung geht. Tun Sie uns den Gefallen und fragen Sie ihn nicht nach jedem Fehlverhalten, das er womöglich bei seinen Freunden gesehen hat.«

Der Richter sagte: »Kommen Sie zu Ihrer nächsten Frage, Mr Copeland.«

Der verdammte Flair.

»Haben Sie Miss Johnson nach ihrer Telefonnummer gefragt?«

»Ja.«

»Warum?«

»Ich dachte, ich rufe sie vielleicht an.«

»Mochten Sie sie?«

»Ich habe mich zu ihr hingezogen gefühlt, ja.«

»Weil sie auf Ihrer Skala eine Sieben oder Acht erreichte?« Ich winkte ab, bevor Pubin auf den Beinen war. »Zurückgezogen. Haben Sie Miss Johnson denn dann irgendwann angerufen?«

»Ja.«

»Können Sie uns sagen, wann das war, und dabei so exakt wie möglich wiedergeben, was in diesem Telefonat gesagt wurde?«

»Ich habe sie zehn Tage nach diesem Abend angerufen und gefragt, ob sie zu einer Party im Verbindungshaus kommen will.«

»Sollte sie wieder einen erotischen Tanz aufführen?«

»Nein«, sagte Flynn. Ich sah, wie er schluckte und seine Augen etwas feucht wurden. »Ich habe sie als Gast eingeladen.«

Ich ließ das einen Moment lang im Raum stehen. Ich sah Jerry Flynn an. Gab den Geschworenen Zeit, ihn anzusehen. Da war etwas in seinem Gesicht. Hatte er Chamique gemocht? Ich wartete, zögerte den Moment noch etwas länger hinaus. Weil ich verwirrt war. Ich war davon ausgegangen, dass Jerry Flynn mit hinter der Sache steckte - dass er Chamique angerufen hatte, um sie ins Haus zu locken. Ich überlegte noch einmal.

Der Richter sagte: »Mr Copeland?«

»Hat Miss Johnson Ihre Einladung angenommen?«

»Ja.«

»Wenn Sie sagen, Sie hätten sie als ...«, ich malte mit den Fingern Anführungszeichen in die Luft, »... »Gast« eingeladen, wollten Sie damit sagen, dass es eine Verabredung mit ihr war?«

»Ja.«

Ich leitete ihn durch das Treffen, bis zu dem Zeitpunkt, als er ihr Punsch geholt hatte.

»Haben Sie ihr gesagt, dass der Punsch Alkohol enthält?«, fragte ich.

»Ja.«

Das war eine Lüge. Das merkte man auch, trotzdem wollte ich die Unsinnigkeit dieser Behauptung deutlich herausstellen.

»Erzählen Sie uns doch bitte, in welcher Form Sie ihr das mitgeteilt haben«, sagte ich.

»Ich verstehe Ihre Frage nicht.«

»Haben Sie Miss Johnson gefragt, ob sie etwas trinken will?«

»Ja.«

»Und sie hat diese Frage bejaht?«

»Ja.«

»Und was haben Sie dann gesagt?«

»Ich habe sie gefragt, ob ich ihr etwas Punsch holen soll.«

»Und was hat sie geantwortet?«

»Sie hat ja gesagt.«

»Und was dann?«

Er rutschte auf dem Stuhl nach vorne. »Dann hab ich ihr gesagt, dass Alkohol drin ist.«

Ich zog eine Augenbraue hoch. »Einfach so?«

»Einspruch!« Pubin stand auf. »Einfach wie? Er hat gesagt, dass Alkohol drin ist. Die Frage wurde gestellt und beantwortet.«

Er hatte Recht. Es war wirklich am besten, wenn ich diese für jeden erkennbare Lüge so stehen ließ. Ich signalisierte dem

Richter, dass ich fortfahren würde. Ich ging mit Flynn den weiteren Verlauf des Abends durch. Er hielt sich an die Geschichte, die er schon der Polizei erzählt hatte: Chamique hätte sich betrunken und dann mit Edward Jenrette geflirtet.

»Wie haben Sie darauf reagiert?«

Er zuckte die Achseln. »Edward ist im letzten Studienjahr, ich bin im ersten. Da kommt so was schon mal vor.«

»Also glauben Sie, Chamique war beeindruckt, weil Mr Jenrette älter und reifer als Sie ist?«

Wieder beschloss Pubin, auf einen Einspruch zu verzichten.

»Ich weiß nicht«, sagte Flynn. »Schon möglich.«

»Ach übrigens, sind Sie je im Zimmer von Mr Marantz und Mr Jenrette gewesen?«

»Klar.«

»Wie oft?«

»Ich weiß nicht. Ziemlich oft.«

»Wirklich? Obwohl Sie nur im ersten Jahr sind?«

»Sie sind trotzdem meine Freunde.«

Ich sah ihn skeptisch an. »Waren Sie häufiger als einmal in ihrem Zimmer?«

»Ja.«

»Häufiger als zehnmal?«

»Ja.«

Ich sah ihn noch skeptischer an. »Gut, dann sagen Sie mir doch, was für eine Musikanlage sie im Zimmer haben?«

Flynn antwortete sofort: »Sie haben ein iPod-System mit Bose-Lautsprechern.«

Das wussten wir natürlich längst. Wir hatten das Zimmer durchsucht. Es gab Fotos.

»Und der Fernseher in ihrem Zimmer? Wie groß ist der denn so?«

Er lächelte, als hätte er meine Falle erkannt. »Sie haben keinen.«

»Überhaupt keinen Fernseher?«

»Nein.«

»Also gut, zurück zur fraglichen Nacht ...«

Flynn spann weiter an seiner Geschichte. Er hatte mit seinen Freunden gefeiert.

Er hatte gesehen, wie Chamique und Jenrette Händchen hielten. Natürlich hatte er keine Ahnung, was danach passiert war. Später in der Nacht hatte er Chamique dann wieder getroffen und sie zur Bushaltestelle begleitet.

»Wirkte sie aufgeregt?«, fragte ich.

Nein, ganz im Gegenteil, behauptete Flynn. Chamique hätte »gelächelt«, wäre »fröhlich« gewesen und hätte »sorglos« gewirkt. Er trug das Bild einer heilen Welt viel zu dick auf.

»Als Chamique Johnson dem Gericht also erzählt hat, dass Sie mit Ihnen zum Bierfass und dann nach oben gegangen ist, wo sie dann im Flur gepackt wurde«, sagte ich, »war das alles gelogen?«

Flynn war klug genug, den Köder nicht zu schlucken. »Ich kann Ihnen nur das sagen, was ich gesehen habe.«

»Kennen Sie jemanden, der Cal oder Jim heißt?«

Er überlegte. »Jims kenne ich schon ein paar. Einen Cal glaube ich nicht.«

»Ist Ihnen bekannt, dass Miss Johnson behauptet, dass die Männer, die sie vergewaltigt haben, Cal und Jim *hießen*?« Ich wollte nicht, dass Flair mit seinen Wortklaubereien Einspruch erhob, rollte aber bei dem Wort *hießen* doch mit den Augen.

Flynn überlegte, wie er damit umgehen sollte. Er entschied sich für die Wahrheit. »Ich habe es gehört.«

»War auf der Party jemand, der Cal oder Jim hieß?«

»Nicht, dass ich wüsste.«

»Verstehe. Und Sie kennen auch keinen Grund, warum Mr Jenrette und Mr Marantz sich so ansprechen könnten?«

»Nein.«

»Haben Sie diese beiden Namen je zusammen gehört? Ich meine vor der angeblichen Vergewaltigung?«

»Soweit ich mich erinnern kann, nicht.«

»Also können Sie uns auch nichts Erhellendes dazu sagen, warum Miss Johnson behauptet, ihre Vergewaltiger hätten Cal und Jim geheißen?«

Pubin legte laut Einspruch ein. »Woher soll er wissen, warum diese gestörte, betrunkene Frau lügt?«

Ich sah den Zeugen weiter an. »Ihnen fällt nichts dazu ein, Mr Flynn?«

»Nein«, sagte er bestimmt.

Ich sah Loren Muse an. Sie hatte den Kopf gesenkt und hanterte mit ihrem BlackBerry. Dann blickte sie auf, sah mich an und nickte kurz.

»Euer Ehren«, sagte ich. »Ich habe noch weitere Fragen an diesen Zeugen, halte dies aber für einen guten Zeitpunkt für eine Mittagspause.«

Richter Pierce willigte ein.

Es gelang mir, nicht zu Loren Muse hinüber zu sprinten.

»Wir haben's«, sagte sie grinsend. »Das Fax ist bei Ihnen im Büro.«

19

Lucy hatte Glück, dass sie am Vormittag kein Seminar hatte. Die Mischung aus Alkohol und dem spätnächtlichen Gespräch mit Sylvia Potter hatte dazu geführt, dass sie bis Mittag im Bett gelegen hatte. Dann hatte sie Katherine Lucas angerufen, eine der psychologischen Beraterinnen der Universität, von der sie eine hohe Meinung hatte. Sie hatte ihr Sylvias Situation erläutert. Lucas wusste sicher besser, was man in solchen Situationen machen konnte.

Sie dachte an den Bericht, mit dem das Ganze angefangen hatte. Der Wald. Die Schreie. Das Blut. Sylvia Potter hatte ihn also nicht geschickt. Aber wer war es dann gewesen?

Keine Ahnung.

Gestern Nacht hatte sie noch beschlossen, Paul anzurufen. Weil er darüber einfach Bescheid wissen musste. Aber war das nur der Alkohol gewesen? War das jetzt immer noch eine gute Idee, wenn man es nüchtern und bei Tageslicht betrachtete?

Eine Stunde später hatte sie sich Pauls Büronummer aus dem Internet herausgesucht. Er war der Bezirksstaatsanwalt von Essex County - und, leider, Witwer. Jane war an Krebs gestorben. Paul hatte eine Wohltätigkeitsorganisation gegründet, die ihren Namen trug. Lucy fragte sich, wie sie bei dieser Neuigkeit empfand, aber im Moment kam sie einfach nicht dazu, ihre Gedanken zu sortieren.

Mit zitternder Hand tippte sie die Nummer ein. Als sich die Vermittlung der Bezirksverwaltung meldete, fragte sie nach Paul Copeland. Es schmerzte, als sie seinen Namen nannte. Ihr wurde bewusst, dass sie ihn seit zwanzig Jahren nicht mehr laut ausgesprochen hatte.

Paul Copeland.

Eine Frau meldete sich und sagte: »Bezirksstaatsanwaltschaft.«

»Ich würde gern mit Paul Copeland sprechen.«

»Darf ich fragen, mit wem ich spreche?«

»Ich bin eine alte Freundin«, sagte sie.

Nichts.

»Ich heiße Lucy. Sagen Sie ihm, Lucy ist dran. Von vor zwanzig Jahren.«

»Haben Sie auch einen Nachnamen, Lucy?«

»Sagen Sie es ihm einfach so, ja?«

»Bezirksstaatsanwalt Copeland ist im Moment nicht im Büro.

Möchten Sie eine Nummer hinterlassen, damit er Sie zurückrufen kann?«

Lucy gab ihr die Privat-, Büro- und die Handynummer.

»Könnten Sie mir sagen, worum es geht?«

»Sagen Sie einfach, dass Lucy angerufen hat. Und dass es wichtig ist.«

*

Muse und ich waren in meinem Büro. Die Tür war geschlossen. Wir hatten uns ein paar Sandwiches zum Mittagessen bestellt. Ich aß Hähnchen und Salat auf Weizenvollkornbrot, Muse ein Baguette mit Fleischbällchen, das fast so groß wie ein Surfbrett war.

Ich hielt das Fax in der Hand. »Wo bleibt Ihre Privatdetektivin denn? Wie hieß sie noch? Cingle irgendwas?«

»Shaker. Cingle Shaker. Sie muss jeden Moment hier sein.«

Ich setzte mich und sah mir meine Notizen an.

»Wollen Sie darüber reden?«, fragte Muse.

»Nein.«

Sie hatte ein breites Grinsen im Gesicht.

»Was ist?«, fragte ich.

»Ich sag's ja nur ungern, Cope, weil Sie doch mein Boss sind und so, aber Sie sind ein verfluchtes Genie.«

»Ja«, sagte ich. »Das bin ich wohl.«

Ich konzentrierte mich wieder auf meine Notizen.

Muse sagte: »Soll ich gehen?«

»Nein, vielleicht fällt mir noch was ein, was Sie tun könnten.«

Sie griff nach ihrem Sandwich. Ich war überrascht, dass sie es ohne Hilfe eines Baukrans hochbekam. »Ihr Vorgänger«, sagte Muse und biss ins Sandwich, »hat bei wichtigen Fällen manchmal einfach nur dagesessen und die Wand angestarrt. Er hat behauptet, er würde in eine Art Rausch verfallen. So wie ein Spitzensportler. Machen Sie das auch manchmal?«

»Nein.«

»Dann ...«, sie kaute und schluckte weiter, »... stört es Sie, wenn ich ein anderes Thema anspreche?«

»Sie meinen etwas, das nichts mit diesem Fall zu tun hat?«

»Genau das meine ich.«

Ich sah sie an. »Ein bisschen Abwechslung kann eigentlich nicht schaden. Worum geht's?«

Sie blickte zur Seite und ließ sich einen Moment Zeit. Dann sagte sie: »Ein paar Freunde von mir arbeiten in der Mordkommission in Manhattan.«

Ich konnte mir denken, worauf sie hinauswollte. Ich nahm einen kleinen Bissen von meinem Hähnchen-Sandwich. »Ziemlich trocken«, sagte ich.

»Was?«

»Das Sandwich. Ist ziemlich trocken.« Ich legte es weg und wischte mir die Finger mit der Serviette ab. »Lassen Sie mich raten. Einer von Ihren Kollegen aus Manhattan hat Ihnen was vom Mord an Manolo Santiago erzählt?«

»Genau.«

»Hat er Ihnen auch erzählt, wie meine Theorie aussieht?«

»Dass er einer von den Jungs ist, die der Sommer-Schlitzer damals im Lager angeblich ermordet hat, obwohl seine Eltern sagen, dass er es nicht ist.«

»Gut zusammengefasst.«

»Ja, das hat er mir erzählt.«

»Und?«

»Und jetzt sind die Kollegen überzeugt, dass Sie übergescnapppt sind.«

Ich lächelte. »Und Sie?«

»Ich hätte auch gedacht, dass Sie übergescnapppt sind. Aber jetzt ...«, sie deutete auf das Fax, »... hab ich ja gesehen, wozu Sie fähig sind. Also habe ich beschlossen, dass ich mit reinwill.«

»Wo rein?«

»Sie wissen ganz genau, was ich meine. Sie wollen ermitteln, stimmt's? Sie wollen rausbekommen, was damals im Wald passiert ist.«

»Ich werde es versuchen«, sagte ich.

Sie breitete die Arme aus. »Tja, und da will ich mit rein.«

»Ich kann es nicht zulassen, dass wir hier die Angelegenheiten des Countys mit meinen Privatangelegenheiten vermischen.«

»Erstens«, sagte Muse, »obwohl alle davon überzeugt sind, dass Wayne Steubens damals auch die vier Jugendlichen in New Jersey umgebracht hat, ist die Akte formal noch nicht geschlossen. Wenn man genauer darüber nachdenkt, ist da doch tatsächlich ein vierfacher Mord ungeklärt geblieben.«

»Das war nicht in. unserem Zuständigkeitsbereich.«

»Woher wollen wir das so genau wissen? Wir wissen doch nur, wo die beiden Leichen gefunden wurden. Und ein Opfer, Ihre Schwester, hat hier in Newark gewohnt.«

»Das ist jetzt ziemlich weit hergeholt.«

»Zweitens werde ich für vierzig Stunden in der Woche bezahlt. Ich arbeite aber eher achtzig. Das wissen Sie. Deshalb haben Sie mich befördert. Also ist es meine Sache, was ich außerhalb dieser vierzig Stunden tue. Oder von mir aus kann ich meine Arbeitszeit auch auf hundert Stunden erhöhen. Das kratzt mich nicht. Und bevor Sie fragen, nein, ich will nicht nur meinem Boss einen Gefallen tun. Sehen Sie es doch mal von der Seite. Ich bin Ermittlerin. Wenn ich den Fall löse, wäre das ein Riesenerefolg für mich. Und, was halten Sie davon?«

Ich zuckte die Achseln. »Was soll's.«

»Ich bin drin?«

»Sie sind drin.«

Sie sah sehr zufrieden aus. »Und womit fangen wir jetzt an?«

Ich dachte darüber nach. Ich musste noch etwas erledigen.

Bis jetzt hatte ich es vermeiden können. Aber das ging jetzt beim besten Willen nicht mehr.

»Wayne Steubens«, sagte ich.

»Der Sommer-Schlitzer.«

»Ich muss mit ihm reden.«

»Sie kannten ihn, stimmt's?«

Ich nickte. »Wir haben beide im Ferienlager als Betreuer gearbeitet.«

»Ich meine, ich habe mal gelesen, dass er keine Besucher empfängt.«

»Dann müssen wir dafür sorgen, dass er sich das anders überlegt«, sagte ich.

»Er sitzt in Hochsicherheitsverwahrung in Virginia«, sagte Muse. »Ich könnte ein paar Telefonate führen.«

Muse wusste schon, wo Steubens einsaß. Unglaublich.

»Tun Sie das«, sagte ich.

Es klopfte und meine Sekretärin Jocelyn Durels öffnete die Tür und steckte den Kopf ins Zimmer. »Nachrichten«, sagte sie. »Soll ich sie auf Ihren Schreibtisch legen?«

Ich winkte, dass sie mir die Zettel geben sollte. »Irgendwas Wichtiges dabei?«

»Eigentlich nicht. Jede Menge Anfragen von Reportern. Die müssten doch eigentlich wissen, dass Sie im Gericht sind, sie rufen aber trotzdem an.«

Ich nahm die Nachrichten und blätterte sie durch. Dann sah ich Muse an. Sie schaute sich um. Es gab fast nichts Privates im Büro.

Bei meinem Einzug hatte ich ein Foto von Cara auf den Aktenschrank gestellt. Zwei Tage später verhafteten wir einen Kinderschänder, der einem Kind in Caras Alter unaussprechliche Dinge angetan hatte. Wir führten in diesem Büro ein Gespräch über ihn. Dabei musste ich immer wieder das Foto meiner Tochter ansehen, bis ich schließlich aufstand und es zur Wand

drehte. Am Abend habe ich das Foto dann mit nach Hause genommen.

Dies war nicht der richtige Ort für Cara. Es war nicht einmal der richtige Ort für ihr Foto.

Ich blätterte weiter durch die Nachrichten, als mir etwas ins Auge fiel.

Meine Sekretärin benutzte immer diese altmodischen, rosa-farbenen Notizzettel, bei denen sie die Nachricht von Hand schrieb und eine gelbe Durchschrift im Block blieb. Ihre Handschrift ist tadellos.

Die Anruferin war, laut meinem rosa-farbenen Notizzettel:

Lucy ??

Ich starrte den Namen einen Moment lang an. Lucy. Das war unmöglich.

Sie hatte eine Büronummer, eine Privatnummer und eine Handynummer hinterlassen. Die drei Vorwahlen deuteten darauf hin, dass Lucy in New Jersey arbeitete, wohnte und, äh, ihr Handy hier angemeldet hatte.

Ich griff zum Telefon und drückte den Knopf der Gegensprech-anlage. »Jocelyn?«

»Ja?«

»Ich habe hier eine Nachricht von einer Lucy?«, sagte ich.

»Ja. Sie hat vor ungefähr einer Stunde angerufen.«

»Sie haben keinen Nachnamen aufgeschrieben.«

»Sie wollte ihn nicht sagen. Deshalb habe ich die Fragezeichen dahintergesetzt.«

»Das ist mir schon klar. Sie haben nach dem Nachnamen gefragt, und sie wollte ihn nicht nennen?«

»Genauso war es.«

»Was hat sie sonst noch gesagt?«

»Das steht unten auf dem Zettel.«

»Was?«

»Haben Sie meine Notizen weiter unten auf dem Zettel gelesen?«

»Nein.«

Sie verkniff sich eine Replik und wartete. Ich las unten:

Sagt, sie wäre eine Freundin von vor zwanzig Jahren.

Ich las die Notiz noch einmal. Und dann noch einmal.

»Ground Control to Major Cope.«

Das war Muse. Sie hatte die Worte nicht gesprochen, sondern gesungen - nach der Melodie des alten David-Bowie-Songs. Ich schrak auf. »Sie singen ebenso gekonnt, wie Sie Ihre Schuhe auswählen«, sagte ich.

»Sehr witzig.« Sie deutete auf die Nachricht und zog eine Augenbraue hoch. »Und, wer ist diese Lucy, starker Mann? Eine alte Geliebte?«

Ich sagte nichts.

»Ach, Mist.« Ihre hochgezogene Augenbraue sackte herab. »Es war nicht so gemeint, ich wollte Sie nur ein bisschen aufziehen.«

»Kein Problem, Muse. Machen Sie sich darüber keine Sorgen.«

»Sie sollten sich darüber auch keine Sorgen machen. Wenigstens jetzt nicht.«

Sie sah hinter mir auf die Uhr. Ich drehte mich um. Sie hatte Recht. Die Mittagspause war zu Ende. Das musste warten. Ich wusste ja auch nicht, was Lucy wollte. Oder doch? Holte die Vergangenheit uns alle ein? Offenbar waren die Toten aus ihren Gräbern auferstanden.

Aber das musste bis nach der Verhandlung warten. Ich schnappte mir das Fax und stand auf.

Auch Muse erhob sich. »Showtime«, sagte sie.

Ich nickte. Mehr als das. Ich würde diese Arschlöcher ungespitzt in den Boden rammen. Und ich würde mich bemühen, das nicht allzu sehr zu genießen.

*

Nach der Mittagspause machte Jerry Flynn einen sehr gefassten Eindruck im Zeugenstand. Am Vormittag hatte ich kaum Schaden angerichtet. Und es gab keinen Grund zu der Annahme, dass es am Nachmittag anders laufen sollte.

»Mr Flynn«, fing ich an, »mögen Sie Pornografie?«

Ich wartete nicht einmal auf das Unvermeidliche. Ich drehte mich zu Mort Pubin um und dirigierte mit ironischen Gesten seinen Einsatz.

»Einspruch!«

Pubin brauchte ihn gar nicht zu begründen. Der Richter sah mich missbilligend an.

Ich zuckte die Achseln und sagte: »Beweisstück Nummer achtzehn.« Ich nahm den Zettel. »Dies ist eine Rechnung, die für Bestellungen aus dem Internet an das Verbindungshaus geschickt wurde. Erkennen Sie sie?«

Er sah sie an. »Ich bezahle die Rechnungen nicht. Das macht der Kassenwart.«

»Ja, Mr Rich Devin, der bestätigt hat, dass es sich hierbei wirklich um die Rechnung für das Verbindungshaus handelt.«

Der Richter sah Flair und Mort an. »Irgendwelche Einwände?«

»Es ist unstreitig, dass dies eine Rechnung aus dem Verbindungshaus ist«, sagte Flair.

»Sehen Sie den Schriftzug hier?«, sagte ich und deutete auf eine Zeile oben auf dem Zettel.

»Ja.«

»Können Sie vorlesen, was da steht?«

»Netflix.«

»Mit einem x am Ende.« Ich buchstabierte N-e-t-f-I-i-x. »Können Sie uns erklären, was Netflix ist?«

»Es ist ein DVD-Verleih. Er funktioniert per Post. Man kann jederzeit drei DVDs behalten. Sobald man eine zurückgeschickt hat, kriegt man eine neue.«

»Gut, danke.« Ich nickte und fuhr mit dem Finger ein paar Zeilen nach unten. »Könnten Sie mir das vorlesen?«

Er zögerte.

»Mr Flynn?«, sagte ich

Er räusperte sich. »HotFlixxx«, sagte er dann.

»Mit drei x am Ende, richtig?« Wieder buchstabierte ich den Namen.

»Ja.«

Er sah aus, als müsste er sich übergeben.

»Können Sie mir erklären, was HotFlixxx ist?«

»Es ist fast das Gleiche wie Netflix«, sagte er.

»Also ein DVD-Verleih.«

»Ja.«

»Können Sie uns sagen, worin der Unterschied zu Netflix besteht?«

Er wurde rot. »Sie verleihen, äh, andere Filme.«

»Was für Filme?«

»Äh, na ja, Sexfilme.«

»Verstehe. Als ich Sie also vorhin gefragt habe, ob Sie Pornografie mögen, hätte ich vielleicht besser fragen sollen, ob Sie sich gelegentlich Pornofilme ansehen.«

Er wand sich. »Manchmal«, sagte er.

»Dagegen ist absolut nichts einzuwenden, mein Junge.« Ohne mich umzudrehen deutete ich auf den Stuhl des Anwalts der Gegenpartei. »Und ich wette, Mr Pubin ist aufgestanden, um uns mitzuteilen, dass sie ihm auch gefallen, vor allem wegen der Handlung.«

»Einspruch!«, sagte Pubin.

»Ich ziehe die Frage zurück«, sagte ich. Ich wandte mich wieder an Flynn. »Gibt es einen Pornofilm, der Ihnen besonders gut gefällt?«

Er wurde leichenblass. Es war fast, als hätte ich mit dieser Frage einen Hahn aufgedreht, so dass das Blut aus seinem Körper lief. Er sah zum Tisch der Verteidigung. Ich trat einen Schritt zur Seite und verstellte ihm so den Blick. Flynn hustete in seine Hand und sagte: »Kann ich mich auf den fünften Verfassungszusatz berufen?«

»Weshalb?«, fragte ich.

Flair Hickory stand auf. »Der Zeuge hat um juristischen Beistand gebeten.«

»Euer Ehren«, sagte ich, »in meinem Jurastudium habe ich gelernt, dass der fünfte Verfassungszusatz davor schützen soll, sich selbst zu beschuldigen, und - bitte korrigieren Sie mich, wenn ich hier falsch liege - es gibt kein Gesetz, das es verbietet, einen Lieblings-Pornofilm zu haben.«

Flair sagte: »Können wir eine zehnminütige Unterbrechung haben?«

»Ausgeschlossen, Euer Ehren.«

»Der Zeuge«, drängte Flair weiter, »hat um juristischen Beistand gebeten.«

»Nein, das hat er nicht. Er wollte sich auf den fünften Verfassungszusatz berufen. Und ich sage Ihnen was, Mr Flynn - ich gebe Ihnen Immunität.«

»Immunität wofür?«, fragte Flair.

»Für alles, was er will. Ich will nicht, dass dieser Zeuge den Zeugenstand verlässt.«

Richter Pierce sah Flair Hickory an. Er ließ sich Zeit. Wenn Flair die Chance bekam, auf Flynn einzuwirken, war ich in Schwierigkeiten. Sie würden sich etwas einfallen lassen. Ich sah Jenrette und Marantz an. Sie hatten sich nicht gerührt, hatten keine juristische Beratung verlangt.

»Keine Unterbrechung«, sagte der Richter.
Flair Hickory sank auf seinen Stuhl zurück.
Ich ging zurück zu Jerry Flynn. »Haben Sie einen Lieblings-Pornofilm?«

»Nein«, sagte er.

»Haben Sie je von einem Pornofilm gehört, mit dem Titel...«, ich tat so, als müsste ich auf einem Zettel nachsehen, aber ich kannte ihn auswendig, »... *Wem der Ständer schlägt?*«

Er musste mit dieser Frage gerechnet haben, trotzdem warf sie ihn völlig aus der Bahn. »Äh, können Sie den Titel noch einmal wiederholen?«

Ich wiederholte ihn. »Haben Sie ihn gesehen oder davon gehört?«

»Ich glaub nicht.«

»Sie glauben nicht«, wiederholte ich. »Also wäre es durchaus möglich.«

»Ich bin nicht sicher. Filmtitel kann ich mir nicht besonders gut merken.«

»Na, dann wollen wir doch mal schauen, ob wir Ihrem Gedächtnis nicht ein bisschen auf die Sprünge helfen können.«

Ich nahm das Fax, das Muse mir gegeben hatte, gab der Verteidigung eine Kopie und ließ es als Beweisstück aufnehmen. Dann fuhr ich fort. »Laut Auskunft von HotFlixxx ist eine Kopie dieser DVD sechs Monate lang im Besitz der Verbindung gewesen. Außerdem hat HotFlixxx bestätigt, dass der Film am Tag *nach* der Anzeige wegen Vergewaltigung zurückgeschickt worden ist.«

Schweigen.

Pubin sah aus, als hätte er seine Zunge verschluckt. Flair war zu gut, sich etwas anmerken zu lassen. Er las das Fax wie einen amüsanten Zeitungscartoon.

Ich trat näher an Flynn heran. »Erinnern Sie sich jetzt?«

»Ich weiß nicht.«

»Sie wissen es nicht? Dann versuchen wir es anders.«

Ich sah zum Eingang. Loren Muse stand direkt an der Tür. Sie grinste. Ich nickte. Sie öffnete die Tür, und eine Frau, die wie eine Amazone in einem B-Movie aussah, kam herein.

Cingle Shaker, Muses Privatdetektivin, stolzierte in den Gerichtssaal, als wäre es ihre Stammkneipe. Der ganze Saal schien bei ihrem Anblick die Luft anzuhalten.

Ich sagte: »Erkennen Sie die Frau, die gerade hereingekommen ist?«

Er antwortete nicht. Der Richter mahnte. »Mr Flynn?«

»Ja.« Flynn räusperte sich, um Zeit zu gewinnen. »Ich erkenne sie.«

»Woher kennen Sie sie?«

»Ich habe sie gestern Abend in einer Bar kennengelernt.«

»Verstehe. Und haben Sie sich mit ihr über den Film unterhalten?«

Cingle hatte sich als ehemalige Pornodarstellerin ausgegeben. Mit diesem Trick hatte sie diverse Verbindungsmitglieder blitzschnell zum Reden gebracht. Wie Muse schon gesagt hatte - für eine Frau mit Kurven, dass sie dafür eigentlich einen Waffenschein bräuchte, musste es wirklich *verdammt schwer* sein, ein paar Burschenschaftler zum Reden zu bringen.

Flynn sagte: »Wir könnten wohl kurz darauf zu sprechen gekommen sein.«

»Mit »darauf« meinen Sie den Film?«

»Ja.«

»Hmm«, sagte ich, als wäre das eine seltsame Entwicklung. »Jetzt, wo Miss Shaker als Gedächtnisstütze da ist, erinnern Sie sich also an den Film »*Wem der Ständer schlägt?*«?«

Er hielt den Kopf gerade, ließ aber die Schultern hängen. »Ja«, sagte Flynn, »ich erinnere mich daran.«

»Es freut mich, dass ich Ihnen dabei behilflich sein konnte«, sagte ich.

Pubin stand auf, um Einspruch zu erheben, aber der Richter bedeutete ihm, dass er sich wieder hinsetzen sollte.

»Genau genommen«, fuhr ich fort, »haben Sie Miss Shaker gesagt, dass »*Wem der Ständer schlägt*« der Lieblings-Pornofilm der ganzen Verbindung wäre, ist das richtig?«

Er zögerte.

»Ist schon gut, Jerry. Drei von Ihren Verbindungsbrüdern haben Miss Shaker das Gleiche erzählt.«

Mort Pubin: »Einspruch!«

Wieder sah ich Cingle Shaker an. Genau wie alle anderen im Saal. Cingle lächelte und winkte wie eine Prominente, die im Publikum saß und gerade vorgestellt worden war. Ich schob das Fernsehgerät mit DVD-Player nach vorne. Die fragliche DVD war schon eingelegt. Muse hatte die entsprechende Stelle programmiert.

»Euer Ehren, gestern Nacht ist einer meiner Ermittler zum *King Davids Smut Palace* in New York City gefahren.« Ich sah die Geschworenen an und sagte: »Sie müssen wissen, dass der Laden rund um die Uhr geöffnet ist, obwohl mir absolut unverständlich ist, warum jemand da um drei Uhr morgens ...«

»Mr Copeland.«

Der Richter unterbrach mich mit einem missbilligenden Blick, aber einigen Geschworenen war ein Lächeln übers Gesicht gehuscht. Das war gut. Ich wollte diese lockere Stimmung. Das verstärkte den Kontrast - es sollte ein echter Schock sein, wenn sie sahen, was auf der DVD war.

»Jedenfalls hat mein Ermittler sämtliche Pornofilme gekauft, die die Verbindung sich in den letzten sechs Monaten bei Hot-Flixxx geliehen hatte, einschließlich »*Wem der Ständer schlägt*«. Ich würde jetzt gerne eine Szene zeigen, die ich für wichtig halte.«

Es wurde mucksmäuschenstill. Alle sahen den Richter an. Arnold Pierce ließ sich Zeit. Er strich sich übers Kinn. Ich hielt

die Luft an. Alle saßen gespannt da. Pierce strich sich noch ein paar Mal übers Kinn. Ich wollte die Antwort aus ihm herauspressen.

Dann nickte er kurz und sagte: »Fahren Sie fort. Ich lasse es zu.«

»Stopp!« Mort Pubin legte Einspruch ein, versuchte alles, was in seiner Macht stand, wollte die Eignung des Zeugen überprüfen und wer weiß was noch alles. Flair Hickory stimmte ein. Aber es war nur noch reine Energieverschwendug. Die Vorhänge des Gerichtssaals wurden geschlossen, damit es keine störenden Spiegelungen gab. Und dann, ohne zu erklären, was wir jetzt sehen würden, drückte ich die Play-Taste.

Man sah ein ganz normales Schlafzimmer. Mit einem großen Doppelbett. Drei Personen. Die Szene hatte nur ein sehr kurzes Vorspiel. Dann begann ein recht rauer flotter Dreier. Mit zwei Männern und einer Frau.

Die beiden Männer waren weiß. Die Frau war schwarz.

Die weißen Männer schleuderten sie herum wie ein Spielzeug. Sie höhnten und lachten und unterhielten sich die ganze Zeit.

»Dreh sie um, Cal. ... Yeah, Jim, so ist gut ... Auf den Rücken, Cal...«

Ich achtete mehr auf die Geschworenen als auf das Fernsehbild. Kinderspiele. Meine Tochter und Nichte hatten Dora gespielt. Jenrette und Marantz hatten, so krank es auch war, eine Szene aus einem Pornofilm nachgespielt. Es war totenstill im Saal. Die Mienen des Publikums, auch die der Personen, die hinter Marantz und Jenrette saßen, waren wie versteinert, als die schwarze Frau im Film schrie und die beiden weißen Männer sich mit ihren Namen ansprachen und grausam lachten.

»Beug sie runter, Jim ... Hey, Cal, die Nutte steht drauf ... Be-sorg 's ihr, Jim, ja, härter ...«

So ging das die ganze Zeit. Cal und Jim. Immer weiter. Mit harten, lauten Stimmen, böse und grausam. Ich sah Chamique

Johnson hinten im Saal an. Sie saß kerzengerade und mit hocherhobenem Kopf auf ihrem Platz.

»*Hei-eiei, Jim ...ja, ich bin dran ...*«

Chamique sah mich an und nickte. Ich nickte zurück. Ihr ließen Tränen über die Wangen.

Ich war mir nicht sicher, aber ich glaube, auch mir ließen Tränen über die Wangen.

Der Richter bewilligte Flair Hickory und Mort Pubin eine halbstündige Beratungspause. Als er sich von seinem Stuhl erhob, explodierte der Gerichtssaal. Ich kämpfte mich mit »Kein Kommentar« zu meinem Büro durch.

Muse blieb direkt hinter mir. So klein sie auch war, benahm sie sich doch so, als wäre sie ein Personenschützer vom Geheimdienst.

Als wir die Bürotür hinter uns geschlossen hatten, hob sie die Hand. »High Five.«

Ich sah sie nur an. Sie ließ die Hand wieder sinken.

»Das war's, Cope.«

»Noch nicht ganz«, sagte ich.

»Aber in einer halben Stunde.«

Ich nickte. »Lange dauert's nicht mehr. Aber wir haben noch genug zu tun bis dahin.«

Ich ging hinten um den Konferenztisch herum. Lucys Nachricht lag noch da. Während ich Flynn befragt hatte, war es mir gelungen, mein Gehirn abzuschotten und alles andere auszublenden. Ich hatte Lucy außen vor gelassen. Aber jetzt, so gern ich den Triumph zumindest ein paar Minuten lang genossen hätte, holte mich die Nachricht wieder zurück auf den Boden.

Muse sah, dass ich die Notiz betrachtete.

»Eine Freundin von vor zwanzig Jahren«, sagte Muse. »Damals ist die Sache in Camp PLUS gewesen.«

Ich sah sie an.

»Es gibt eine Verbindung, oder?«

»Ich weiß es nicht«, sagte ich. »Gut möglich.«

»Wie heißt sie mit Nachnamen?«

»Silverstein. Lucy Silverstein.«

»Klar«, sagte Muse, lehnte sich zurück und verschränkte die Arme. »Dachte ich mir.«

»Wieso haben Sie sich das gedacht?«

»Ach, kommen Sie, Cope. Sie kennen mich doch.«

»Jedenfalls weiß ich, dass Sie neugieriger sind, als es gut für Sie ist.«

»Aber genau das macht mich doch so begehrswert.«

»Ja, Ihre Neugier und dann vielleicht noch die Fußbekleidung.«

Wann haben Sie sich über meine Vergangenheit informiert?«

»Gleich nachdem ich erfahren habe, dass Sie Bezirksstaatsanwalt werden.«

Ich war nicht überrascht.

»Ach ja, und dann hab ich alles kurz noch mal aufgefrischt, bevor ich Ihnen gesagt habe, dass ich da mit reinwill.«

Ich sah mir die Nachricht noch einmal an.

»Sie war Ihre Freundin«, sagte Muse.

»Es war nur eine Sommerromanze«, sagte ich. »Wir waren noch sehr jung.«

»Wann haben Sie das letzte Mal von ihr gehört?«

»Das ist lange her.«

Wir schwiegen einen Moment lang. Ich hörte den Tumult vor der Tür. Ich beachtete ihn nicht. Muse ließ sich auch nicht davon beeindrucken. Wir saßen einfach nur da und betrachteten die Notiz auf dem Tisch.

Schließlich stand Muse auf. »Ich muss noch was erledigen.«

»Tun Sie das«, sagte ich.

»Schaffen Sie das vor Gericht ohne mich?«

»Ich werde das schon irgendwie deichseln«, sagte ich.

An der Tür drehte Muse sich noch einmal um. »Rufen Sie sie an?«

»Später.«

»Soll ich ihren Namen durch die Datenbanken jagen? Mal nachgucken, was sich so findet?«

Ich überlegte kurz. »Noch nicht.«

»Warum nicht?«

»Weil sie mir mal was bedeutet hat, Muse. Mir ist nicht danach, dass Sie in Ihrem Leben rumstochern.«

Muse hob die Hände. »Okay, ist ja schon gut. Jetzt reißen Sie mir nicht gleich den Kopf ab. Ich wollte sie ja nicht in Handschellen vorführen. Ich hab bloß vorgeschlagen, ihre Vergangenheit einem Routinecheck zu unterziehen.«

»Tun Sie's nicht, okay? Wenigstens noch nicht.«

»Dann kümmer ich mich mal um Ihren Gefängnisbesuch bei Wayne Steubens.«

»Danke.«

»Aber diese Cal-und-Jim-Sache lassen Sie sich jetzt doch nicht mehr durch die Lappen gehen, oder?«

»Niemals.«

*

Meine einzige Sorge bestand darin, dass die Verteidigung behaupten könnte, Chamique hätte den Film auch gesehen und daraus die Anregung für ihre Geschichte gezogen oder ihre ausufernde Fantasie hätte den Film in Realität verwandelt oder so etwas. Andererseits sprachen diverse Faktoren für mich: Erstens konnte man leicht belegen, dass der Film nicht auf der Großbildleinwand im Saal des Verbindungshauses gezeigt worden war. Das war durch viele Zeugenaussagen belegt. Zweitens hatte ich Jerry Flyns Aussage und die Polizeifotos, die übereinstimmend

zeigten, dass sich im Zimmer von Marantz und Jenrette kein Fernseher befand, da konnte sie ihn also auch nicht gesehen haben.

Trotzdem sah ich darin den einzigen Ausweg für die Verteidigung. Schließlich konnte man eine DVD auch auf einem Computer abspielen. Das war zwar eine ziemlichdürftige Ausrede, aber ich wollte wirklich kein Schlupfloch offen lassen. Jerry Flynn war das, was ich gern als »Stierkampf«-Zeugen bezeichne. Da kommt der Stier in die Arena, und ein paar Typen - nicht der Matador - wedeln mit Umhängen herum. Der Stier greift so lange an, bis er erschöpft ist. Dann kommen die *Picadores* auf Pferden mit langen Lanzen, die sie dem Stier in die Drüsen hinter der Nackenmuskulatur rammen, worauf der Hals so stark anschwillt, dass der Stier ihn nicht mehr richtig bewegen kann. Dann kommen noch ein paar Helfer und werfen dem Stier Bandillas - bunt geschmückte Dolche - in die Seiten. Er blutet stärker. Der Stier ist jetzt eigentlich schon halbtot.

Danach kommt endlich der Matador - vom Spanischen *matar*, töten, schlachten - und setzt dem Ganzen mit seinem Schwert ein Ende.

An dem Punkt waren wir jetzt. Ich hatte den Zeugen bis zur Erschöpfung gehetzt, ihm eine Lanze in den Nacken gestoßen und ein paar bunte Pfeile in ihn geschleudert. Jetzt war es Zeit für das Schwert.

Flair Hickory tat alles, was in seiner beträchtlichen Macht stand, um mich am Ausholen zu hindern. Er beantragte eine Unterbrechung der Verhandlung, mit der Begründung, dass wir den Film der Verteidigung zu spät vorgelegt und uns dadurch einen unredlichen Vorteil verschafft hätten, weil wir ihn der Verteidigung zur Verfügung hätten stellen müssen, direkt nachdem wir darauf gestoßen waren, bla, bla, bla. Ich hielt dagegen. Schließlich wäre der Film im Besitz seiner Mandanten gewesen. Wir hatten selbst erst gestern Nacht eine Kopie bekommen. Der Zeuge hatte bestätigt, dass der Film im Verbindungshaus ange-

sehen wurde. Falls Mr Hickory behaupten wollte, seine Mandanten hätten diesen Film nie gesehen, könnte er sie ja in den Zeugenstand rufen.

Flair nahm sich Zeit für seine Argumentation. Er hielt uns hin, stellte unglaublich viele Fragen, beantragte mehrere kurze Klärungsgespräche mit dem Richter und versuchte so, Jerry Flynn die Chance zum Durchatmen zu geben.

Aber es reichte nicht.

Ich hatte es gleich gesehen, als Jerry Flynn wieder im Zeugenstand Platz nahm. Die Lanze und die Dolche hatten ihm ernsthafte Verletzungen zugefügt. Der Film war der letzte Schlag gewesen. Bei der Vorführung hatte Flynn die Augen geschlossen. So fest, wie er sie zugekniffen hatte, konnte man den Eindruck bekommen, dass er versuchte, auch die Ohren zuzukneifen.

Ich sah jetzt, dass Flynn wohl kein übler Kerl war. Er sagte jetzt aus, dass er Chamique gemocht hatte. Die Einladung zur Party war ein ganz normales Date gewesen. Aber dann hatten die höheren Semester Wind davon bekommen und ihn getrezt und schikaniert, bis er sich einverstanden erklärt hatte, ihr perverses »Film-Remake«, zu unterstützen. Und Flynn, das Erstsemester, hatte klein beigegeben.

»Ich habe mich dafür gehasst, dass ich das mache«, sagte er.
»Aber Sie müssen das verstehen.«

Nein, muss ich nicht, wollte ich sagen. Aber das verkniff ich mir. Stattdessen sah ich ihn nur an, und er senkte den Blick. Dann sah ich die Geschworenen mit einem herausfordernden Blick an. Die Sekunden verstrichen.

Schließlich wandte ich mich an Flair Hickory und sagte: »Ihr Zeuge.«

*

Es dauerte eine Weile, bis ich alleine war.

Nach meiner lächerlichen Empörungs-Einlage Muse gegen-

über, beschloss ich, mich als Amateur-Schnüffler zu versuchen. Ich googelte die Telefonnummern, die Lucy meiner Sekretärin gegeben hatte. Bei zweien gab es keine Treffer, aber die dritte, ihre Büronummer, war die Durchwahl zu einer Professorin an der Reston University namens Lucy Gold.

Gold. Silver-stein. Nett.

Ich hatte mir schon gedacht, dass es sich um »meine« Lucy handelte, war mir aber jetzt fast hundertprozentig sicher. Die Frage war nur, wie ich damit umgehen sollte? Die Antwort war ziemlich einfach: Ruf sie zurück und frag, was sie will.

Ich glaube nicht so recht an Zufälle. Seit zwanzig Jahren hatte ich nicht ein Wort von dieser Frau gehört. Jetzt rief sie plötzlich im Büro an und wollte ihren Nachnamen nicht hinterlassen. Es musste etwas mit Gil Perez' Tod zu tun haben. Und damit gab es natürlich eine Verbindung zu dem Vorfall in Camp PLUS.

Das war ganz offensichtlich.

Ich bin gut darin, manche Lebensbereiche auszublenden. Dafür hätte es mir leicht fallen müssen, über sie hinwegzukommen. Eine Sommerromanze, selbst eine sehr intensive, ist eben nicht mehr als das, was der Name schon sagt - eine Romanze. Vielleicht habe ich sie geliebt - höchstwahrscheinlich sogar -, aber ich war damals fast noch ein Kind. Und die Liebe von Kindern übersteht kein Blut und keine Leichen. Es gibt Tore zur Vergangenheit. Ich hatte sie geschlossen. Lucy war verschwunden. Es hatte lange gedauert, bis ich das akzeptiert hatte. Aber irgendwann war es mir gelungen, und seitdem waren diese Tore verschlossen.

Jetzt musste ich sie öffnen.

Muse hatte sie in den Datenbanken der verschiedenen Strafverfolgungsbehörden überprüfen wollen. Ich hätte sie nicht davon abhalten dürfen. Ich hatte mich von meinen Gefühlen leiten lassen. Ich hätte mir Zeit nehmen müssen. Es war ein ziemlicher Schock gewesen, als ich ihren Namen gesehen hatte. Ich hätte es ruhig angehen können, den Schock verarbeiten und in

Ruhe über das Ganze nachdenken müssen. Aber das hatte ich nicht getan.

Vielleicht sollte ich doch besser nicht sofort bei ihr anrufen?
Nein, sagte ich mir. Schluss mit den Ausflüchten.

Ich nahm den Hörer ab und wählte ihre Privatnummer. Nach dem dritten Klingeln meldete sich eine Frauenstimme und sagte: »Ich bin nicht zu Hause, aber bitte hinterlassen Sie eine Nachricht nach dem Piepton.«

Der Piepton kam schnell. Ich war noch nicht so weit, also legte ich auf.

Sehr erwachsen.

Mein Kopf dröhnte. Zwanzig Jahre. Es war zwanzig Jahre her. Lucy war jetzt siebenunddreißig. Ich fragte mich, ob sie immer noch so schön war. Wenn ich sie mir so vorstellte, konnte ihr eine gewisse Reife durchaus stehen. Manchen Frauen tat das einfach gut.

Jetzt konzentrier dich wieder auf deine Arbeit, Cope.

Ich versuchte es. Aber nachdem ich die Stimme gehört hatte, die genauso wie früher klang ... es war die akustische Parallele zu einem Treffen mit den alten Zimmergenossen von der Uni. Nach zehn Sekunden spielten die Jahre, die inzwischen vergangen waren, keine Rolle mehr, und man kam sich vor, als ob man wieder im Studentenwohnheim wäre und sich nichts verändert hätte. So fühlte ich mich jetzt. Ihre Stimme klang genau wie früher. Ich war wieder achtzehn.

Ich atmete ein paar Mal tief durch. Es klopfte an der Tür.

»Herein.«

Muse steckte den Kopf durch die Tür. »Haben Sie sie schon angerufen?«

»Ich hab es unter der Privatnummer probiert. Sie war nicht zu Hause.«

»Wahrscheinlich erwischen Sie sie jetzt auch nicht«, sagte Muse. »Sie unterrichtet.«

»Und woher wissen Sie das jetzt schon wieder?«

»Ich bin Chefermittlerin. Und damit bin ich nicht weisungsgebunden.«

Sie setzte sich und legte ihre vernünftigen Schuhe auf den Schreibtisch. Dann musterte sie mich schweigend. Ich sagte auch nichts. Schließlich fragte sie: »Soll ich wieder gehen?«

»Erst nachdem Sie mir erzählt haben, was Sie rausgekriegt haben.«

Sie versuchte, ein Lächeln zu unterdrücken. »Sie hat vor siebzehn Jahren ihren Namen geändert. Sie heißt jetzt Lucy Gold.«

Ich nickte. »So wie das Urteil ausgefallen ist, ist das nur zuverständlich.«

»Welches Urteil? Ach, halt, Sie haben das Ferienlager ja verklagt, stimmt's?«

»Die Familien der Opfer.«

»Und Lucys Vater war der Besitzer.«

»Genau.«

»Finster.«

»Ich weiß nicht. Eigentlich war ich nicht direkt daran beteiligt.«

»Aber Sie haben den Fall gewonnen.«

»Klar. Das Ferienlager hatte praktisch überhaupt keine Sicherheitsvorkehrungen gehabt.« Ich wand mich, als ich fortfuhr. »Der Großteil von Silversteins Vermögen wurde den Familien zugesprochen.«

»Das Ferienlager.«

»Ja. Wir haben es an einen Bauunternehmer verkauft.«

»Das ganze?«

»Der Wald stand unter Naturschutz. Also konnte man da nicht bauen, und so wurde er einer Gesellschaft der öffentlichen Hand übergeben.«

»Gibt es das Lager noch?«

Ich schüttelte den Kopf. »Der Bauunternehmer hat die alten Hütten abreißen und eine bewachte Wohnsiedlung bauen lassen.«

»Wie viel haben Sie dafür bekommen?«

»Nach Abzug der Anwaltskosten hat jede Familie über acht-hunderttausend Dollar rausgekriegt.«

Ihre Augen weiteten sich. »Wow.«

»Ja, man kann reich werden, wenn man ein Kind verliert.«

»Ich wollte nicht ...«

Ich winkte ab. »Ich weiß. Ich benehm mich nur grad wie ein Arschloch.«

Muse widersprach nicht. »So eine Summe verändert doch bestimmt das ganze Leben«, sagte sie.

Ich antwortete nicht sofort. Meine Eltern hatten ein gemeinsames Konto gehabt. Meine Mutter hatte hunderttausend Dollar mitgenommen, als sie uns verlassen hatte. Den Rest hatte sie uns gelassen. Man könnte wohl sagen, dass das ziemlich großzügig von ihr war. Dad und ich waren aus Newark an einen anständigen Ort namens Montclair umgezogen. Ich hatte schon ein Stipendium für die Rutgers University, aber dann bin ich doch auf die Columbia Law School in New York gegangen. Da hatte ich dann Jane kennengelernt.

»Ja«, sagte ich. »Das Geld hat viel verändert.«

»Wollen Sie noch mehr über Ihre alte Flamme wissen?«

Ich nickte.

»Sie ist auf die University of California in Los Angeles gegangen. Hat einen Abschluss in Psychologie gemacht. Dann hat sie ihren Doktor der Psychologie an der University of Southern California gemacht und hinterher noch einen M. A. in Englisch in Stanford. Danach hat sie ziemlich oft die Stellen gewechselt, bis sie schließlich hier um die Ecke an der Reston University gelandet ist. Seit einem Jahr lehrt und forscht sie da. Sie, äh, stand zweimal wegen Trunkenheit am Steuer vor Gericht. Das

erste Mal 2001 und dann noch mal 2003. In beiden Fällen ist es zu einer Einigung mit dem Staatsanwalt gekommen. Ansonsten ist sie nicht vorbestraft.«

Ich dachte nach. Alkohol am Steuer. Das klang ganz und gar nicht nach Lucy. Ihr Vater Ira, der Besitzer des Lagers, war ein leidenschaftlicher Kiffer gewesen - er hatte kein Interesse an irgendetwas gehabt, das nicht high machte. Und seine Tochter hatte jetzt zweimal wegen Trunkenheit am Steuer vor Gericht gestanden. Ich konnte es kaum fassen. Aber das Mädchen, das ich gekannt hatte, durfte damals noch gar keinen Alkohol trinken. Lucy war glücklich, ein bisschen naiv und eher angepasst gewesen, ihre Familie hatte Geld gehabt, und ihr Vater war ein scheinbar harmloser Freigeist gewesen.

Aber auch all das war in jener Nacht im Wald gestorben.

»Noch was«, sagte Muse. Sie richtete sich auf und versuchte, nonchalant zu klingen. »Lucy Silverstein, auch bekannt als Lucy Gold, ist unverheiratet. Ich habe noch nicht alles überprüft, aber nach allem, was ich gesehen habe, ist sie zwischen-durch auch nicht verheiratet gewesen.«

Ich wusste nicht, was ich davon halten sollte. Da bestand sicher keine Verbindung zu den aktuellen Vorfällen. Trotzdem erschütterte es mich. Sie war eine so lebhafte Person gewesen, so klug, voller Energie und so unendlich liebenswert. Wie konnte eine solche Frau so lange Single geblieben sein? Und dann war da auch noch die Sache mit der Trunkenheit am Steuer.

»Bis wann geht ihr Seminar?«, fragte ich.

»Noch zwanzig Minuten.«

»Okay. Ich ruf sie hinterher an. Sonst noch was?«

»Wayne Steubens empfängt keine Besucher mit Ausnahme seines Anwalts und der engsten Familienmitglieder. Aber ich arbeite dran. Ich habe noch ein paar heiße Eisen im Feuer, aber fürs Erste wär's das.«

»Verschwenden Sie nicht zu viel Zeit darauf.«

»Geht klar.«

Ich sah auf die Uhr. Zwanzig Minuten.

»Dann geh ich wohl besser«, sagte Muse.

»Ja.«

Sie stand auf. »Oh, eins noch.«

»Was ist?«

»Wollen Sie ein Bild von ihr sehen?«

Ich blickte auf.

»Die Reston University hat Fotos von ihren Dozenten auf den Internetseiten.« Sie hielt einen kleinen Zettel hoch. »Das ist die Adresse.«

Ohne eine Antwort abzuwarten, legte sie den Zettel auf den Schreibtisch und ging.

*

Ich hatte zwanzig Minuten. Warum also nicht?

Ich rief meine Startseite auf. Ich habe eine bei Yahoo, die man sich selbst zusammenstellen kann. Auf meiner waren Nachrichten, meine beiden Lieblings Zeitungscartoons - *Doonesbury* und *Fox Trot* - und solches Zeug. Ich tippte die Internetadresse ein, die Muse mir gegeben hatte.

Da war sie.

Es war nicht das beste Foto. Lucy lächelte etwas angestrengt mit versteinerter Miene. Man sah ihr an, dass das Foto gestellt war, sie sich aber eigentlich nicht hatte fotografieren lassen wollen. Ihre Haare waren nicht mehr blond. Ich weiß, dass Haare oft nachdunkeln oder grau werden, nahm aber fast an, dass sie sie bewusst dunkel gefärbt hatte.

Das Braun passte nicht zu ihr. Sie war älter geworden - tolle Erkenntnis -, aber wie ich schon vermutet hatte, stand ihr das. Ihr Gesicht wirkte etwas schmäler, und die hohen Wangenknochen kamen stärker zur Geltung.

Und sie war immer noch verdammt schön.

Als ich ihr Gesicht betrachtete, machte sich ein Gefühl in meinem Bauch bemerkbar, das da lange geschlummert hatte. Das konnte ich jetzt allerdings überhaupt nicht brauchen. Mein Leben war schon kompliziert genug. Diese alten Gefühle sollten bleiben, wo sie waren. Ich las Lucys Kurzbiografie und erfuhr nichts.

Die Lehrveranstaltungen von Dozenten werden heutzutage oft von den Studenten bewertet - und zwar häufig anonym und im Internet. Ich suchte danach und fand sie. Offensichtlich liebten die Studenten Lucy. Sie bekam unglaublich gute Bewertungen. Ich las ein paar der Kommentare. Sie klangen, als hätten Lucys Seminare ihr Leben verändert. Ich lächelte und empfand einen seltsamen Stolz.

Die zwanzig Minuten waren um.

Ich wartete noch fünf Minuten länger, stellte mir vor, wie sie sich von den Studenten verabschiedete, dann noch mit einigen sprach, die zu ihr nach vorne gekommen waren oder einfach herumtrödelten, während sie ihre Unterlagen und Habseligkeiten in eine alte Kunstledertasche packte.

Ich nahm den Hörer von meinem Bürotelefon und drückte den Knopf der Gegensprechanlage.

»Ja?«, sagte Jocelyn.

»Keine Anrufe«, sagte ich. »Keine Unterbrechungen.«

»Okay.«

Ich drückte eine andere Taste, bekam ein Freizeichen und wählte Lucys Handynummer. Nach dem dritten Klingeln hörte ich ihre Stimme: »Hallo?«

Ich war so ergriffen, dass ich kaum Luft holen konnte. Dann bekam ich aber doch noch etwas heraus: »Ich bin's, Luce.«

Und dann, ein paar Sekunden später, hörte ich, wie sie anfing zu weinen.

21

»Luce?«, sagte ich ins Telefon. »Ist alles in Ordnung?«

»Mir geht's gut. Es ist bloß ...«

»Ja, ich weiß.«

»Ich finde es immer noch unglaublich, dass ich das gemacht habe.«

»Du hast schon damals immer sofort losgeheult«, sagte ich und bedauerte meine Worte, kaum dass ich sie ausgesprochen hatte. Aber sie brach in Lachen aus.

»Die Zeiten sind vorbei«, sagte sie.

Schweigen.

Dann fragte ich: »Wo bist du?«

»Ich arbeite an der Reston University. Ich geh gerade über die Liegewiese.«

»Ach«, sagte ich, weil mir nichts Besseres einfiel.

»Tut mir leid, dass ich dir so eine kryptische Nachricht hinterlassen habe. Ich heiße nämlich nicht mehr Silverstein.«

Ich wollte ihr nicht auf die Nase binden, dass ich das schon wusste. Da ich sie jedoch auch nicht belügen wollte, sagte ich unverbindlich: »Aha?«

Wieder Schweigen. Dieses Mal brach sie es.

»Mann, läuft das zäh.«

Ich lächelte. »Find ich auch.«

»Ich komme mir echt bescheuert vor«, sagte sie. »Fast wie mit sechzehn, als ich mir Sorgen wegen eines neuen Pickels gemacht habe.«

»Geht mir genauso«, sagte ich.

»Wir verändern uns gar nicht wirklich, oder? Tief im Innensten bleiben wir doch immer verunsicherte Kinder, die sich fragen, was sie wohl machen, wenn sie irgendwann mal erwachsen sind.«

Ich lächelte immer noch, dachte aber daran, dass sie nie verheiratet war und wegen Trunkenheit am Steuer vor Gericht gestanden hatte. Vielleicht veränderten wir uns nicht sehr, dachte ich, aber ein paar überraschende Kurven macht unser Lebensweg schon.

»Es ist schön, deine Stimme zu hören, Luce.«

»Geht mir auch so.«

Schweigen.

»Ich hab angerufen, weil ...« Sie brach ab. Dann: »Hey, ich weiß nicht mal, wie ich das sagen soll. Vielleicht stell ich dir am besten erst mal eine Frage: Sind dir in letzter Zeit seltsame Dinge passiert?«

»Was meinst du mit seltsam?«

»Ich meine damit seltsam in Bezug auf die Nacht.«

Ich hätte darauf vorbereitet sein müssen - schließlich hatte ich schon damit gerechnet -, trotzdem verschwand das Lächeln schlagartig aus meinem Gesicht, als ob sie mir eine Ohrfeige gegeben hätte. »Ja.«

Schweigen.

»Was geht hier vor, Paul?«

»Ich weiß es nicht.«

»Ich glaube, wir müssen das rauskriegen.«

»Das seh ich auch so.«

»Wollen wir uns treffen?«

»Ja.«

»Das wird bestimmt ziemlich bizar«, sagte sie.

»Ich weiß.«

»Also, das war nicht meine Absicht. Und ich hab auch nicht angerufen, weil ich dich sehen wollte. Aber ich glaube, wir müssen uns treffen und darüber reden, oder wie siehst du das?«

»Auf jeden Fall«, sagte ich.

»Ich fange an zu schwafeln. Ich schwafel meistens, wenn ich nervös bin.«

»Ich erinnere mich«, sagte ich. Und dann bedauerte ich wieder, dass ich das gesagt hatte, also fuhr ich schnell fort: »Wo sollen wir uns treffen?«

»Weißt du, wo die Reston University ist?«

»Ja.«

»Ich hab heute Nachmittag noch ein Seminar und dann bis halb acht Sprechstunde für die Studenten«, sagte Lucy. »Willst du zu mir ins Büro kommen? Das ist im Armstrong-Haus. Vielleicht so gegen acht?«

»Okay. Dann bis nachher.«

Als ich nach Hause kam, war ich überrascht, dass die Medienleute davor Stellung bezogen hatten. Man hört ja oft davon, dass die Presse oder das Fernsehen so etwas tun, aber ich erlebte es zum ersten Mal. Die einheimischen Polizisten waren vor Ort und offensichtlich ziemlich aufgeregt, dass sie endlich mal etwas tun konnten, das nach einer großen Sache aussah. Sie standen rechts und links in der Zufahrt, so dass ich unbehelligt zum Haus fahren konnte. Die Reporter ließen die Polizei gewähren. Im Großen und Ganzen schienen sie meine Ankunft kaum zur Kenntnis zu nehmen.

Greta nahm mich wie einen siegreichen Helden in Empfang. Sie gab mir einen Kuss, umarmte mich und gratulierte. Ich liebe Greta. Es gibt Menschen, von denen man weiß, dass sie einfach nur gut und immer auf deiner Seite sind. Das sind nicht viele, aber doch immerhin ein paar. Greta würde sich für mich in die Schusslinie werfen. Und ich hatte das Bedürfnis, sie zu beschützen.

In dieser Hinsicht erinnerte sie mich an meine Schwester.

»Wo ist Cara?«, fragte ich.

»Bob ist mit Cara und Madison zum Abendessen ins Baumgart's gefahren.«

Estelle holte in der Küche die Wäsche aus der Maschine. »Ich muss heute Abend noch weg«, sagte ich ihr.

»Kein Problem«, sagte Greta. »Cara kann bei uns schlafen.«

»Danke, aber ich glaub, es wär mir lieber, wenn sie heute Nacht zu Hause schläft.«

Greta folgte mir ins Wohnzimmer. Die Haustür ging auf, und Bob kam mit den beiden Mädchen herein. Wieder stellte ich mir vor, wie meine Tochter auf mich zurannnte und sich mit den Worten: »Daddy, du bist ja zu Hause!« in meine Arme stürzte. Das geschah nicht. Aber immerhin lächelte sie und kam zu mir herüber. Ich nahm sie auf den Arm und gab ihr einen Kuss. Sie lächelte weiter, wischte sich aber die Wange ab. Hey, mehr kann ich wirklich nicht erwarten.

Bob schlug mir auf den Rücken. »Glückwunsch zum Prozessgewinn«, sagte er.

»So weit sind wir noch nicht.«

»Da sind die Damen und Herren von den Medien aber anderer Ansicht. Diesen Jenrette solltest du damit endlich vom Hals haben.«

»Oder er schlägt noch verzweifelter um sich.«

Bob wurde noch etwas blasser. Wenn er in einem Film mitspielen würde, wäre er prädestiniert für die Rolle des bösen, reichen Republikaners. Seine Haut war immer leicht gerötet, sein Gesicht pausbäckig, und seine Finger waren kurz und dick. Er war ein gutes Beispiel dafür, wie Äußerlichkeiten in die Irre führen konnten. Bob kam aus einer echten Arbeiterfamilie. Er hatte studiert und hart geschuftet. Nichts war ihm geschenkt oder leicht gemacht worden.

Cara kam mit einer DVD zurück ins Wohnzimmer. Sie hielt sie wie eine Opfergabe in beiden Händen und streckte sie hoch in die Luft. Als mir einfiel, welcher Wochentag war, schloss ich kurz die Augen und verfluchte mich innerlich. Dann sagte ich zu meiner kleinen Tochter. »Richtig, heute ist ja Filmabend.«

Sie streckte die DVD immer noch mit weit aufgerissenen Augen hoch über den Kopf. Sie lächelte dabei. Auf der Hülle waren irgendwelche computeranimierten oder Zeichentrickfiguren mit sprechenden Autos, Tieren vom Bauernhof oder aus dem Zoo. Irgendetwas von Pixar oder Disney, das ich schon mindestens hundertmal gesehen hatte.

»Genau. Machst du uns Popcorn?«

Ich ging auf ein Knie, damit ich auf Augenhöhe mit ihr war. Dann legte ich ihr die Hand auf die Schulter. »Schatz«, sagte ich, »Daddy muss heute noch weg.«

Keine Reaktion.

»Tut mir wirklich leid, meine Süße.«

Ich wartete auf die Tränen. »Kann Estelle mit mir gucken?«

»Natürlich, mein Schatz.«

»Kann sie auch Popcorn machen?«

»Klar.«

»Cool.«

Ein bisschen Niedergeschlagenheit hatte ich mir schon erhofft. Keine Chance.

Cara hopste davon. Ich sah Bob an. Er zuckte die Achseln, als wollte er sagen: *Kinder - da kann man nichts machen.*

»Innerlich«, sagte ich und deutete auf meine Tochter. »Ganz tief im Innersten ist sie am Boden zerstört.«

Bob lachte, und mein Handy klingelte. Im Display stand nur NEW JERSEY, aber ich erkannte die Nummer sofort und war freudig überrascht. Ich drückte die Annahmetaste und sagte: »Hallo?«

»Gute Arbeit, Supermann.«

»Mister Governor«, sagte ich.

»Das ist so nicht richtig.«

»Wie bitte?«

»Mister Governor. Den Präsidenten der USA spricht man richtig als Mister President an, aber Gouverneure werden entwe-

der einfach als Governor oder mit dem Titel und ihrem Nachnamen angesprochen, zum Beispiel Governor Schwerenöter oder Governor Frauenheld.«

»Und«, fragte ich, »wie sieht es mit Governor Analfixiert aus?«

»Das wäre selbstverständlich vollkommen korrekt.«

Ich lächelte. Ich hatte Dave Markie, den jetzigen Gouverneur, in meinem ersten Studienjahr auf der Rutgers University bei einer Party kennengelernt. Er hatte mir Angst eingejagt. Ich war der Sohn eines Einwanderers, sein Vater war US-Senator. Aber das ist das Schöne an der Uni. Sie ermöglicht seltsame Kombinationen. Am Ende des Studiums waren wir beste Freunde.

Daves Kritiker konnten nicht umhin, diese Freundschaft ins Feld zu führen, als er mich auf meine derzeitige Stelle als Bezirksstaatsanwalt von Essex County berief. Der Gouverneur hatte kurz die Achseln gezuckt und meine Berufung gegen die Widerstände durchgedrückt. Inzwischen hatte ich mir in der Öffentlichkeit einen guten Ruf erworben, und bis auf das Risiko, dass ich mich für Dinge interessierte, die mich nicht interessieren sollten, dürfte mir der heutige Tag bei der Bewerbung um einen Sitz im Kongress auch nicht geschadet haben.

»So, großer Tag, was? *Yo dah man! Woo-hoo. Go, Cope, go!* Ey, Cope, ist besser als Geburtstag, was?«

»Versuchst du auf die Art, die Hip-Hopper unter deinen Wählern zu erreichen?«

»Eigentlich versuche ich nur, meine Tochter zu verstehen. Auf jeden Fall erst mal herzlichen Glückwunsch.«

»Danke.«

»Ich bin immer noch damit beschäftigt, den Fall totzureiten, indem ich den ganzen Tag keinen Kommentar abgebe.«

»Ich hab noch nie gehört, dass du »kein Kommentar« gesagt hast.«

»Und zwar deshalb nicht, weil ich mir dafür kreativere For-

mulierungen einfallen lasse. Zum Beispiel: »Ich habe Vertrauen in unser Rechtssystem, jeder Bürger ist so lange unschuldig, bis seine Schuld vor Gericht bewiesen ist.« Oder: »Die Zahnräder der Justiz drehen sich, ich bin in diesem Fall weder Richter noch Geschworener, wir müssen also warten, bis wir alle Fakten kennen.««

»Du weichst also auf Klischees aus, um keinen Kommentar abzugeben?«

»Klischees bedeuten immer »kein Kommentar« und kommentieren doch alles«, korrigierte er. »Und wie geht's dir so, Cope?«

»Gut.«

»Hast du eine Freundin?«

»Gelegentlich.«

»Mann, ey, du bist Single. Du siehst gut aus. Du hast Geld. Jetzt guck dir mal an, was ich damit alles auf die Beine stelle?«

»Du drückst dich gerade etwas spitzfindig aus, ich glaube aber, ich kann dir folgen.«

Dave Markie war immer ein großer Playboy gewesen. Das lag nicht so sehr an seinem passablen Äußerem, sondern an seiner Gabe, Frauen aufzureißen, die man, vorsichtig ausgedrückt, nur als umwerfend bezeichnen konnte. Er verströmte ein Charisma, das jeder Frau das Gefühl gab, sie wäre das schönste und faszinierendste Lebewesen auf der Welt. Es war nur Show. Er wollte sie nur vögeln. Sonst nichts. Ich hatte jedenfalls keinen Mann gesehen, der besser Frauen aufreißen konnte.

Dave war natürlich verheiratet und hatte zwei gebildete Kinder, trotzdem hatte ich keinerlei Zweifel daran, dass bei ihm noch ein bisschen was nebenher lief. Manche Männer konnten nichts dagegen tun. Es war ein instinktives und primitives Verhalten. Der Gedanke, dass Dave Markie eine hübsche Frau in seiner Nähe nicht anmachte, war schlicht unvorstellbar.

»Gute Neuigkeiten«, sagte er. »Ich komme nach Newark.«

»Weshalb?«

»Weil Newark die größte Stadt in dem Bundesstaat ist, den ich als Senator vertrete, und ich meine Wähler schätze.«

»Mhm.«

»Außerdem will ich dich sehen. Es ist lange her, seit wir uns zum letzten Mal gesehen haben.«

»Dieser Fall nimmt mich noch ziemlich in Anspruch.«

»Hast du keine Zeit für deinen Gouverneur?«

»Was ist los, Dave?«

»Es hat mit der Sache zu tun, über die wir schon gesprochen haben.«

Meine mögliche Kandidatur zum Kongress. »Gute Neuigkeiten?«, fragte ich.

»Nein.«

Schweigen.

»Ich glaube, es gibt da ein Problem«, sagte er.

»Was für ein Problem?«

Seine Stimme wurde wieder jovial. »Könnte völlig bedeutslos sein, Cope. Wir reden darüber. Morgen bei dir im Büro. Mittags?«

»Okay.«

»Besorg uns ein paar von diesen Sandwiches. Von diesem Lokal an der Brandford.«

»Hobbys?«

»Genau. Für mich Putenbrust mit allem Drum und Dran auf hausgemachtem Roggenbrot. Bestell dir auch was. Ich lad dich ein. Bis dann.«

*

Lucy Golds Bürogebäude war der Schandfleck der ansonsten hübschen Plaza, ein »moderner« Bau, der futuristisch aussehen sollte, aber wohl schon drei Jahre nach seiner Fertigstellung irgendwie veraltet gewirkt hatte. Die anderen Gebäude an der

Plaza waren hübsche Ziegelbauten, die sogar noch etwas mehr Efeu vertragen hätten. Ich stellte den Wagen auf den Parkplatz an der Südwestecke. Ich verstellte den Rückspiegel, und dann, um es mit Bruce Springsteen zu sagen, sah ich mich im Spiegel an und wollte meine Kleidung, meine Frisur und mein Gesicht verändern.

Ich stieg aus und ging über die Liegewiese. Ich kam an ein paar Studenten vorbei. Die Mädchen waren hübscher als in meiner Erinnerung, aber dann fiel mir ein, dass das vermutlich an meinem fortgeschrittenen Alter lag. Ich nickte ihnen im Vorbeigehen zu. Sie nickten nicht zurück. Als ich zur Uni ging, war ein Achtunddreißigjähriger bei uns im Seminar. Er wollte seinen Abschluss nachmachen, weil er vorher sein Studium abgebrochen hatte und zur Army gegangen war. Ich weiß noch, wie er auf dem Campus wegen seines Alters aufgefallen war. Er war so alt gewesen wie ich jetzt. Unglaublich. Ich war genauso alt wie dieser alte Knacker von damals.

Ich ließ meine Gedanken weiter um unausgegorenes Zeug kreisen, weil es mir half, nicht ans Ziel meiner Reise zu denken. Ich trug ein weißes Hemd ohne Krawatte, Jeans, einen blauen Blazer und Ferragamo-Mokassins ohne Socken. Mr Freizeit-Chic.

Als ich mich dem Gebäude näherte, merkte ich, dass ich zitterte. Ich ermahnte mich zur Ruhe. Schließlich war ich ein erwachsener Mann. Ich war verheiratet gewesen. Ich war Vater und Witwer. Mehr als die Hälfte meines Lebens war vergangen, seit ich diese Frau das letzte Mal gesehen hatte.

Wann wachsen wir da je heraus?

Ich sah auf den Etagenplan, obwohl Lucy mir gesagt hatte, dass ihr Büro im zweiten Stock lag. Eingang B. Da war er. Professor Lucy Gold. Zwei B. Ich fand den richtigen Knopf im Fahrstuhl. Oben wandte ich mich erst einmal nach links, obwohl der Pfeil mit der Aufschrift »A-E« nach rechts zeigte.

Ich erreichte ihre Tür. Daran hing ein Zettel, auf dem die

Studenten sich für Sprechstunden eintragen konnten. Die meisten Zeiten waren vergeben. Daneben hingen ein Seminarplan und eine Liste mit den aktuellen Hausarbeitsthemen. Beinahe hätte ich mir noch in die Hand gehaucht, um festzustellen, ob ich Mundgeruch hatte, dabei lutschte ich sowieso schon eine Pfefferminzpastille.

Ich kloppte. Zweimal kräftig mit den Fingerknöcheln. Selbstbewusst, dachte ich. Männlich.

Gott, bin ich erbärmlich.

»Herein.«

Als ich ihre Stimme hörte, rutschte mir das Herz in die Hose. Ich öffnete die Tür und trat ins Büro. Sie stand am Fenster. Die Sonne stand tief am Himmel und warf einen Schatten auf ihr Gesicht. Sie war immer noch verdammt schön. Ich blieb einfach stehen, wo ich war. Einen Augenblick lang standen wir einfach nur fünf Meter voneinander entfernt einander gegenüber und rührten uns nicht.

»Wie ist das Licht?«

»Wie bitte?«

»Ich habe überlegt, wo ich mich hinstellen soll. Du weißt schon, als du geklopft hast. Mach ich die Tür auf? Nein, das wäre für den Anfang zu nah. Bleib ich mit einem Stift in der Hand am Schreibtisch sitzen? Soll ich dich über die Halbbrille angucken, die ich zum Lesen brauche? Tja, und dann hat mir ein Freund geholfen, den richtigen Winkel auszusuchen. Er meinte, das würde den besten Eindruck machen, wenn ich mich bei halbgeschlossenen Jalousien auf die andere Zimmerseite stelle.«

Ich lächelte. »Du siehst fantastisch aus.«

»Du auch. Wie viel hast du denn ausprobiert, bis du das gefunden hast?«

»Nur dies«, sagte ich. »Aber man hat mir oft genug gesagt, dass das am besten zu mir passt.«

»Ich hab drei Blusen ausprobiert.«

»Die gefällt mir«, sagte ich. »Grün hat dir schon immer gut gestanden.«

»Damals bin ich aber auch noch blond gewesen.«

»Ja, aber grüne Augen hast du immer noch«, sagte ich. »Darf ich reinkommen?«

Sie nickte. »Und mach die Tür zu.«

»Sollen wir, na ja, uns umarmen, oder so?«

»Noch nicht.«

Lucy setzte sich auf ihren Schreibtischstuhl. Ich nahm auf dem Besucherstuhl vor dem Schreibtisch Platz.

»Das ist echt völlig schräg«, sagte sie.

»Ich weiß.«

»Ich will dich tausend Dinge fragen.«

»Ich dich auch.«

»Aus dem Internet hab ich das mit deiner Frau erfahren«, sagte sie. »Mein Beileid.«

Ich nickte. »Wie geht's deinem Vater?«

»Nicht gut.«

»Tut mir leid, das zu hören.«

»Die vielen Drogen und die freie Liebe - irgendwann fordern sie ihren Tribut. Außerdem ist Ira ... er ist nie darüber hinweggekommen, weißt du?«

Ich wusste, was sie meinte.

»Was ist mit deinen Eltern?«, fragte Lucy.

»Mein Vater ist vor ein paar Monaten gestorben.«

»Das ist schade. Ich erinnere mich aus diesem Sommer noch gut an ihn.«

»Das war das letzte Mal, dass er wirklich glücklich war«, sagte ich.

»Wegen deiner Schwester?«

»Wegen vielem. Dein Vater hatte ihm die Möglichkeit gegeben, wieder als Arzt zu arbeiten. Die Medizin war sein Leben. Er hat nie wieder eine Chance bekommen.«

»Tut mir leid.«

»Eigentlich wollte mein Vater sich gar nicht an dem Prozess beteiligen - er hat Ira verehrt -, aber irgend jemandem musste er die Schuld geben, außerdem hat meine Mutter ihn dazu gedrängt. Und die anderen Familien haben ja auch alle mitgemacht. «

»Du brauchst dich nicht zu entschuldigen.«

Ich schwieg. Sie hatte Recht.

»Und deine Mutter?«, fragte sie.

»Die Ehe hat das nicht überlebt.«

Die Antwort schien sie nicht zu überraschen.

»Hast du was dagegen, wenn ich aus psychologischer Sicht etwas dazu sage?«, fragte sie.

»Absolut nicht.«

»Der Verlust eines Kindes ist eine ungeheuere Belastung für eine Ehe«, sagte Lucy. »Die meisten Leute glauben, dass nur die stärksten Ehen so einen Schlag überstehen. Das stimmt nicht. Ich habe darüber geforscht. Es gibt Ehen, deren Zustand deutlich zu wünschen übrig ließ, die haben einen solchen Einschnitt überlebt und sich sogar deutlich verbessert. Andere, die aussahen, als wären sie für die Ewigkeit geschlossen, platzen wie billiger Gips. Versteht ihr euch gut?«

»Meine Mutter und ich?«

»Ja.«

»Ich hab sie seit achtzehn Jahren nicht mehr gesehen.«

Sie saß nur schweigend da.

»Du hast viele Menschen verloren, Paul.«

»Du willst mich jetzt doch wohl keiner Psychoanalyse unterziehen, oder?«

»Nein, absolut nicht.« Sie lehnte sich zurück und blickte zur Decke. Dieser Anblick brachte mich wieder in die Vergangenheit. Wir hatten auf dem ehemaligen Baseballfeld des Ferienlagers gesessen, das schon damals mit hohem Gras zugewachsen

war, ich hatte sie im Arm gehalten, und sie hatte so in die Luft geschaut.

»Ich hab auf der Uni eine Freundin gehabt«, fing Lucy wieder an. »Sie war ein Zwilling. Zweieiig, nicht eineiig. Wahrscheinlich ist das nicht so wichtig, aber zwischen eineiigen Zwillingen besteht oft eine noch engere Verbindung. Ihre Schwester ist dann in unserem zweiten Studienjahr bei einem Autounfall ums Leben gekommen. Und meine Freundin hat ganz eigenartig reagiert. Natürlich war sie am Boden zerstört, aber dabei auch irgendwie erleichtert. Es war ein ganz fatalistisches Gefühl. In der Art: Gut, das war's, Gott hat mich erwischt. Ich war an der Reihe. Aber jetzt hab ich erst mal meine Ruhe. Ich hab schon bezahlt. Wenn man seine Zwillingsschwester so verliert, ist man für den Rest des Lebens sicher. Von so herzzerreißenden Tragödien ist nur eine pro Person vorgesehen. Verstehst du, was ich meine?«

»Ja.«

»Aber so läuft das im Leben nicht. Manche Menschen haben einen Freifahrtschein, der ihr Leben lang gültig ist. Andere, wie du, zahlen mehr als ihren Anteil. Viel mehr. Und das Schlimmste daran ist, dass keine Immunisierung eintritt. Man ist nicht davor geschützt, dass noch mehr kommt.«

»Das Leben ist unfair«, sagte ich.

»Amen.« Dann lächelte sie mir zu. »Das ist absolut schräg, oder?«

»Ja.«

»Dabei waren wir nur so, na ja, sechs Wochen zusammen, oder?«

»So in der Art.«

»Und wenn man sich das richtig überlegt, war das auch nur eine Sommerliebe. Du bist seitdem wahrscheinlich mit zig Frauen zusammen gewesen.«

»Zig«, wiederholte ich.

»Reicht das nicht? Eher hunderte?«

»Mindestens«, sagte ich.

Schweigen. Mir wurde warm ums Herz.

»Aber du warst was Besonderes, Lucy. Du warst ...«

Ich brach ab.

»Ja, ich weiß«, sagte sie. »Du auch. Deswegen ist das ja so schräg. Ich will alles über dich erfahren. Aber ich weiß nicht, ob wir die Zeit dafür haben.«

Es war fast so, als ob ein Chirurg am Werk wäre, eine Art Schönheitschirurg, der Zeitfalten entfernt. Er hatte die letzten zwanzig Jahre weggeschnitten, mein achtzehnjähriges Ich aus der Vergangenheit geholt und es gegen mein achtunddreißigjähriges Ich ausgetauscht, und dabei war so gut wie keine Narbe zurückgeblieben.

»Und warum hast du mich angerufen?«, fragte ich.

»Du meinst das seltsame Ereignis?«

»Ja.«

»Du hast gesagt, dass bei dir auch was passiert ist.«

Ich nickte.

»Du kommst als Erster«, sagte sie. »Du weißt schon, wie damals, als wir rumgemacht haben?«

»Autsch.«

»Tschuldigung.« Sie schwieg kurz, verschränkte die Arme über der Brust, als ob ihr kalt wäre. »Ich plappere rum wie ein dummes Blondchen. Ich kann einfach nichts dagegen machen.«

»Du hast dich überhaupt nicht verändert, Luce.«

»Oh, doch, Cope. Ich hab mich verändert. Du kannst dir gar nicht vorstellen, wie sehr ich mich verändert habe.«

Wir sahen uns zum ersten Mal richtig in die Augen. Ich kann nicht gut in den Augen von Menschen lesen. Ich habe zu viele gute Lügner gesehen, um meinem Urteil in dieser Beziehung zu vertrauen. Aber ihre Augen erzählten mir eine lange Geschichte. Und es lag viel Schmerz in dieser Geschichte.

Ich wollte nicht, dass Lügen zwischen uns standen.

»Weißt du, was ich beruflich mache?«, fragte ich.

»Du bist Bezirksstaatsanwalt. Das hab ich im Internet gesehen.«

»Genau. Damit habe ich Zugang zu vielen Daten. Eine von meinen Ermittlerinnen hat kurz deinen Background überprüft.«

»Verstehe. Dann weißt du von der Trunkenheit am Steuer.«

Ich sagte nichts.

»Ich habe zu viel getrunken, Cope. Mach ich immer noch. Aber ich fahr hinterher nicht mehr Auto.«

»Das geht mich nichts an.«

»Nein, tut es nicht. Aber ich bin froh, dass du es mir erzählt hast.« Sie lehnte sich zurück und legte die Hände in den Schoß.

»Also erzähl mir, was passiert ist, Cope.«

»Vor ein paar Tagen haben mir ein paar Detectives von der Mordkommission in Manhattan ein unbekanntes, männliches Opfer gezeigt«, sagte ich. »Ich glaube, dass dieser Mann - nach Angaben der Detectives ein Enddreißiger - Gil Perez war.«

Ihr fiel der Kiefer herunter. »Unser Gil?«

»Ja.«

»Wie soll das denn gehen?«

»Ich weiß es nicht.«

»Dann war er die ganze Zeit am Leben?«

»Offensichtlich.«

Sie sah zu Boden und schüttelte den Kopf. »Warte. Hast du deine Eltern darüber informiert?«

»Die Polizei hat sie zu einer Identifikation vorgeladen.«

»Was haben sie gesagt?«

»Dass es nicht Gil ist. Dass Gil vor zwanzig Jahren gestorben ist.«

Sie ließ sich in ihren Stuhl zurückfallen. »Wow.« Ich sah, wie sie auf ihrer Unterlippe herumklopfte, während sie darüber

nachdachte. Noch so eine Geste, die ich schon von damals aus dem Ferienlager kannte. »Und was hat Gil die ganze Zeit gemacht?«

»Moment, willst du mich nicht erst einmal fragen, ob ich mir sicher bin, ob er das war?«

»Natürlich bist du dir sicher. Sonst hättest du das nicht gesagt. Also lügen seine Eltern. Oder sie haben es verdrängt?«

»Ja.«

»Was von beidem?«

»Ich weiß es nicht genau. Ich vermute aber, dass sie lügen.«

»Dann müssen wir sie mit ihrer Lüge konfrontieren.«

»Wir?«

»Ja. Was weißt du noch über Gil?«

»Nicht viel.« Ich beugte mich vor. »Was ist mir dir? Was ist dir passiert?«

»Meine Studenten schreiben Erlebnisberichte. Sie schicken sie anonym ein. Ich habe einen bekommen, der ziemlich genau das beschreibt, was wir damals getan und erlebt haben.«

Ich dachte, ich hätte mich verhört. »Ein Erlebnisbericht von einem Studenten?«

»Ja. Viele Details haben gestimmt. Dass wir in den Wald gegangen sind. Dass wir da rumgeknutscht haben. Dass wir den Schrei gehört haben.«

Ich begriff es immer noch nicht richtig. »Ein Erlebnisbericht von einem deiner Studenten?«

»Ja.«

»Und du hast keine Ahnung, wer ihn geschrieben hat?«

»Nein.«

Ich überlegte. »Wer kennt deine wahre Identität?«

»Ich weiß es nicht. Ich habe auch meine Identität nicht geändert, sondern nur einen anderen Namen angenommen. So schwer ist das nicht rauszukriegen, wer ich bin.«

»Und wann hast du diesen Erlebnisbericht gekriegt?«

»Am Montag.«

»Also am Tag nachdem Gil ermordet worden ist.«

Wir schwiegen und ließen das sacken.

Ich fragte: »Hast du diesen Bericht hier?«

»Ich hab dir eine Kopie gemacht.«

Sie reichte mir die Papiere über den Schreibtisch. Ich las den Bericht. Er versetzte mich zurück in die Vergangenheit. Es tat weh, das zu lesen. Ich fragte mich, inwiefern die Herzensangelegenheiten zutrafen, ob es stimmte, dass sie nie über den mysteriösen »P« hinweggekommen war. Aber als ich ihn wieder auf den Schreibtisch legte, sagte ich als Erstes: »So ist das aber nicht gewesen.«

»Ich weiß.«

»Aber es ist ziemlich nah dran.«

Sie nickte.

»Vor ein paar Tagen habe ich eine junge Frau kennengelernt, die mit Gil befreundet war. Sie sagte, sie hätte gehört, dass er von uns gesprochen hat. Er soll gesagt haben, dass wir gelogen haben.«

Lucy schwieg einen Moment lang. Sie drehte sich auf dem Stuhl zur Seite, so dass ich jetzt ihr Profil sah. »Das haben wir doch auch.«

»Aber nicht in den wichtigen Punkten«, sagte ich.

»Wir haben uns geliebt«, sagte sie, »als die anderen ermordet wurden.«

Ich sagte nichts. Wieder blendete ich Teile meines Lebens aus. So überstand ich die Tage. Wenn ich das nicht täte, würde ich mich erinnern, dass ich an jenem Abend Wachdienst gehabt hatte. Dass ich mich nicht mit meiner Freundin in den Wald hätte schleichen dürfen. Dass ich besser auf die anderen hätte aufpassen müssen. Dass ich als Verantwortungsbewusster Jugendlicher, dem man so eine Aufgabe übertragen hatte, nicht hätte sagen dürfen, dass ich nachgezählt hatte, ob alle in ihren

Hütten waren, wenn das nicht der Wahrheit entsprach. Ich hätte darüber am nächsten Morgen nicht lügen dürfen. Dann hätten alle gewusst, dass die Vermissten schon am Abend vorher verschwunden waren, nicht erst am Morgen. Also wurde meiner Schwester vielleicht gerade in dem Moment die Kehle durchgeschnitten, als ich die Inspektion der Hütten abhakte, die ich nie gemacht hatte.

Lucy sagte: »Wir waren noch Kinder, Cope.«

Immer noch nichts.

»Sie haben sich davongeschlichen. Sie hätten sich auch davongeschlichen, wenn wir da gewesen wären.«

Wahrscheinlich nicht, dachte ich. Wenn ich auf meinem Posten gewesen wäre, hätte ich sie gesehen. Oder mir wären bei meinem abendlichen Rundgang die leeren Betten aufgefallen. Aber ich war nicht auf dem Posten gewesen, und ich hatte auch keinen Rundgang gemacht. Ich war abgehauen und hatte mir einen netten Abend mit meiner Freundin gemacht. Und als die vier am nächsten Morgen nicht da waren, dachte ich mir, dass sie sich irgendwo vergnügten. Gil war Margots Freund gewesen, wobei ich dachte, die beiden hätten sich getrennt. Meine Schwester hatte etwas mit Doug Billingham angefangen, aber das war nichts wirklich Ernstes gewesen. Die beiden Paare waren einfach abgehauen, um sich zu amüsieren.

Also hatte ich gelogen. Ich hatte behauptet, ich hätte die Hütten überprüft und sie hätten in ihren Betten gelegen. Weil ich mir der Gefahr damals nicht bewusst war. Ich sagte, ich wäre in jener Nacht allein gewesen - diese Lüge habe ich lange aufrecht erhalten -, weil ich Lucy schützen wollte. Ist das nicht seltsam? Ich wusste nichts über die furchtbaren Dinge, die da vorgefallen waren. Also hatte ich gelogen. Als Margot Greens Leiche entdeckt worden war, hatte ich sofort fast die ganze Wahrheit eingestanden - dass ich meine Nachtwache vernachlässigt hatte. Nur von Lucy hatte ich nichts gesagt. Und nachdem ich einmal gelo-

gen hatte, wollte ich diese Lüge nicht wieder richtigstellen. Die Polizei war mir gegenüber schon misstrauisch geworden - ich erinnerte mich noch genau an Sheriff Lowells skeptische Miene -, und wenn ich hinterher doch noch zugegeben hätte, dass ich mit Lucy zusammen war, hätte die Polizei sich gefragt, warum ich anfangs gelogen hatte. Außerdem war es sowieso egal.

Schließlich spielte es doch keine Rolle, ob ich allein oder mit jemandem zusammen war? Ich hatte meine Pflicht vernachlässigt und nicht auf die anderen aufgepasst.

In der Verhandlung hatten Ira Silversteins Verteidiger versucht, mir eine Teilschuld an den Geschehnissen zu geben. Aber ich war damals nur ein Jugendlicher gewesen. Allein auf der Jungsseite des Lagers gab es zwölf Hütten. Selbst wenn ich an meinem Platz gewesen wäre, hätte man sich leicht davon-schleichen können. Die Sicherheitsmaßnahmen im Ferienlager waren unzureichend. Das traf zu. Aus juristischer Sicht war es nicht meine Schuld.

Aus juristischer Sicht.

»Mein Vater ist immer wieder in den Wald gegangen«, sagte ich.

Sie sah mich an.

»Er hat Löcher gegraben.«

»Warum?«

»Er hat meine Schwester gesucht. Er hat behauptet, er würde Angeln gehen. Aber ich hab gewusst, wo er hinfährt. Das hat er noch jahrelang gemacht.«

»Und wann hat er damit aufgehört?«

»Meine Mutter hat uns verlassen. Ich glaube, da hat er gemerkt, dass er durch seine Besessenheit schon viel zu viel verloren hat. Stattdessen hat er eine Detektei beauftragt und ein paar alte Freunde angerufen. Aber ich glaube nicht, dass er dann noch mal in den Wald gefahren ist und da gegraben hat.«

»Das ist das Problem, wenn man keine Leiche findet«, sagte

ich. »Ich nehme an, dass du dich auch mit den Trauerphasen beschäftigt hast?«

»Habe ich.« Sie nickte, als sie das Problem erkannte. »Die erste Phase ist das Nicht-wahrhaben-Wollen.«

»Genau. Und darüber sind wir gewissermaßen nie hinausgekommen.«

»Keine Leiche, ergo, Verleugnung. Ihr hättet einen Beweis gebraucht, um in die nächste Phase eintreten zu können.«

»Mein Vater zumindest. Na ja, ich war mir sicher, dass Wayne sie umgebracht hatte. Aber dann habe ich mitbekriegt, wie mein Vater da suchen geht.«

»Und da hast du Zweifel bekommen.«

»Sagen wir, ich habe die Möglichkeit in meinem Kopf am Leben erhalten.«

»Und was war mit deiner Mutter?«

»Sie hat sich immer weiter von uns entfernt. Die Ehe meiner Eltern hat nie wirklich gut funktioniert. Da hatten sich schon viele Risse gebildet. Als meine Schwester gestorben ist - oder was auch immer da passiert ist -, hat sie sich ganz von ihm zurückgezogen.«

Wir schwiegen. Die letzten Reste des Tageslichts schwanden. Am Himmel bildete sich ein tiefroter Wirbel. Ich sah aus dem Fenster. Auch sie sah aus dem Fenster. Wir saßen einfach da und waren uns so nahe, wie seit zwanzig Jahren nicht mehr.

Vorhin hatte ich gesagt, dass die Jahre wie durch einen chirurgischen Eingriff entfernt worden waren. Jetzt schienen sie zurück zu kehren. Die Traurigkeit war wieder da. Ich sah sie ihr an. Die anhaltende Zerstörung, die meine Familie seit jener Nacht erlebt hatte, war unübersehbar. Ich hatte gehofft, dass Lucy darüber hinweggekommen war. Aber das war sie nicht. Auch für sie hatte es keinen Abschluss gegeben. Ich wusste nicht, was sie in den letzten zwanzig Jahren noch erlebt hatte. Es wäre zu einfach, dieses eine Ereignis für die Trauer in ihren Augen verant-

wortlich zu machen. Aber jetzt erkannte ich es. Ich erkannte, dass ich mich schon in jener Nacht von ihr entfernt hatte.

In dem Erlebnisbericht stand, dass sie nie über mich hinweggekommen war. So eingebildet war ich nicht. Aber ganz offensichtlich war sie nie über jene Nacht hinweggekommen und das, was diese Nacht ihrem Vater und ihrer Jugend angetan hatte.

»Paul?«

Sie sah noch immer aus dem Fenster.

»Ja?«

»Was machen wir jetzt?«

»Wir stellen fest, was damals im Wald wirklich passiert ist.«

22

Ich erinnere mich noch daran, wie ich auf einer Italienreise Wandteppiche gesehen hatte, bei denen sich die Perspektive in Abhängigkeit vom Standort des Betrachters veränderte. Wenn man von rechts guckte, war der Tisch nach rechts ausgerichtet. Wenn man nach links ging, schien er einem zu folgen.

Gouverneur Dave Markie war die Verkörperung dieses Phänomens. Wenn er einen Raum betrat, hatte jeder Anwesende das Gefühl, der Gouverneur sehe nur ihn an. Während des Studiums hat er mit dieser Masche unglaublich viele Frauen abgeschleppt - eben nicht, weil er so gut aussah, sondern weil jede Frau glaubte, er hätte nur Augen für sie. Sein Blick hatte etwas Hypnotisches. Ich erinnere mich noch daran, wie eine lesbische Freundin in Rutgers mir einmal sagte: »Wenn Dave Markie einen so anguckt, ach, da könnte ich doch gut mal für eine Nacht ins andere Lager wechseln.«

So trat er auch in mein Büro. Meine Sekretärin Jocelyn Dureis kicherte. Loren Muse wurde rot. Selbst Joan Thurston, die U.S.-Staatsanwältin für New Jersey, lächelte auf eine Art, die

mir verriet, wie sie ausgesehen haben musste, als sie in der siebten Klasse ihren ersten, heimlichen Kuss bekam.

Die meisten Leute würden behaupten, es läge an der Macht, die mit dem Amt verbunden ist. Aber ich kannte ihn schon, als er noch kein Gouverneur war. Das Amt steigerte die Macht, erzeugte sie aber nicht.

Wir umarmten uns zur Begrüßung. Mir ist aufgefallen, dass auch Männer das jetzt tun - sie umarmen sich zur Begrüßung. Mir gefällt das, weil es ein echter Kontakt zu Menschen ist, die einem nahestehen. Ich habe nicht viele echte Freunde, aber die wenigen sind mir sehr wichtig. Sie sind handverlesen, und ich liebe jeden einzelnen.

»Es wäre besser, wenn die Leute hier verschwinden«, flüsterte Dave mir ins Ohr.

Wir lösten die Umarmung. Er lächelte weiter, aber ich hatte ihn verstanden. Ich schickte Jocelyn und Muse raus. Nur Joan Thurston blieb. Ich kannte sie ziemlich gut. Das Büro der U.S.-Staatsanwältin lag gleich um die Ecke. Wir versuchten, zusammenzuarbeiten und uns gegenseitig zu helfen. In unseren Zuständigkeitsbereichen gab es große Überschneidungen - Essex County war ein heißes Pflaster -, aber sie kümmerte sich nur um die großen Sachen. Im Moment waren das vor allem Terrorismus und Korruption in der Politik. Wenn sie auf andere Verbrechen stieß, überließ sie uns das meistens.

Als Jocelyn die Bürotür hinter sich geschlossen hatte und wir drei alleine waren, verschwand das Lächeln von Daves Gesicht. Wir setzten uns an meinen Konferenztisch. Ich auf die eine Seite, die beiden auf die andere.

»Schlimm?«, fragte ich.

»Sehr.«

Ich hob die Hände und signalisierte, dass sie mit der Sprache rausrücken sollten. Dave sah Joan Thurston an. Sie räusperte sich.

»In diesem Moment durchsuchen meine Detectives die Geschäftsräume der Wohltätigkeitsorganisation JaneCare. Sie haben einen Durchsuchungsbeschluss. Wir werden sämtliche Akten und auch sonstige Unterlagen beschlagnahmen. Ich habe versucht, das unter der Decke zu halten, aber die Medien hatten schon Wind davon bekommen.«

Mein Herz machte einen Twostep. »Das ist doch Blödsinn.«

Sie sagten nichts.

»Das ist nur Jenrette. Er will mich unter Druck setzen, damit ich seinen Sohn laufen lasse.«

»Das ist uns klar«, sagte Dave.

»Und?«

Er sah Thurston an.

»Die Beschuldigungen treffen trotzdem zu.«

»Was erzählen Sie denn da für'n Scheiß?«

»Jenrettes Ermittler haben Vorgänge untersucht, an die wir normalerweise nicht rangegangen wären. Im Zuge dieser Untersuchungen haben sie unrechtmäßige Geldbewegungen gefunden. Sie haben einen meiner besten Männer darauf aufmerksam gemacht. Mein Mann hat weitergegraben. Wir haben versucht, es für uns zu behalten. Wir wissen, was solche Beschuldigungen einer Wohltätigkeitsorganisation antun können.«

Mir passte die ganze Richtung nicht. »Und, haben Sie was gefunden?«

»Ihr Schwager hat Geld unterschlagen.«

»Bob? Niemals.«

»Er hat mindestens hunderttausend Dollar abgezweigt.«

»Wohin?«

Sie reichte mir zwei Zettel. Ich überflog sie.

»Ihr Schwager baut sich einen Pool, stimmt's?«

Ich sagte nichts.

»Fünfzigtausend Dollar wurden in diversen Raten an Marston

Pools gezahlt. Sie sind hier als An- und Ausbauten deklariert.
Hat JaneCare irgendwo gebaut?«

Ich sagte nichts.

»Dann sind da noch fast fünfunddreißigtausend Dollar an Barrys Landschaftsgärtnerie geflossen. Die Ausgabe ist als Landschaftspflegemaßnahme in der Umgebung verbucht.«

Unser Büro befand sich in einer umgebauten Doppelhaushälfte im Zentrum von Newark. Wir hatten keine Pläne für einen Ausbau oder Gartenbaumaßnahmen. Wir hatten genug Platz. Wir konzentrierten uns darauf, Geld für Behandlungs- und Heilverfahren zu sammeln. Da lag unser Tätigkeitsschwerpunkt. Ich hatte viel zu viel Missbrauch im Wohltätigkeitssystem gesehen, wo die Ausgaben für das Spendensammeln oft die Summen überstiegen, die für den Zweck der Stiftung eingesetzt wurden. Ich hatte mich oft mit Bob darüber unterhalten. Unsere Vorstellungen deckten sich.

Mir war übel.

Dave sagte: »Wir können dir keine Vorzugsbehandlung zuteil werden lassen. Das weißt du.«

»Schon klar«, sagte ich.

»Und selbst wenn wir es um unserer Freundschaft willen wollten, wäre das nicht möglich. Die Medien sind schon im Bilde. Joan wird noch heute Nachmittag eine Pressekonferenz abhalten.«

»Wird er festgenommen?«

»Ja.«

»Wann?«

Sie sah Dave an. »Er ist schon in Gewahrsam. Wir haben ihn vor einer Stunde abgeholt.«

Ich dachte an Greta. Und an Madison. Ein Pool. Bob hatte die Wohltätigkeitsorganisation meiner Frau bestohlen, um sich einen Scheiß Swimmingpool zu bauen.

»Haben Sie ihm wenigstens das Spießrutenlaufen erspart?«

»Nein. In zehn Minuten wird er dem Richter vorgeführt. Ich bin als Freundin hier, aber wir waren uns einig, dass wir solchen Fällen nachgehen. Eine Vorzugsbehandlung ist einfach nicht drin.«

Ich nickte. Wir waren uns einig gewesen. Ich wusste nicht, was ich machen sollte.

Dave stand auf. Joan Thurston folgte seinem Beispiel. »Besorg ihm einen guten Anwalt, Cope. Das könnte 'ne hässliche Geschichte werden.«

*

Ich schaltete den Fernseher an und sah mir Bobs Spießrutenlauf an. Nein, es lief nicht live auf CNN oder Fox, aber *News 12 New Jersey*, unser einheimischer 24-Stunden-Nachrichtensender, war live vor Ort. Alle Zeitungen aus New Jersey, wie der Star-Ledger und der Bergen Record, würden Fotos bringen. Eventuell würden auch ein paar lokale Ableger der landesweiten Sender etwas übertragen, aber das bezweifelte ich.

Der Spießrutenlauf dauerte nur ein paar Sekunden. Bob trug Handschellen.

Er versuchte nicht, sein Gesicht zu verbergen. Wie so viele Täter wirkte er etwas benommen und kindlich. Mir wurde schlecht. Ich rief Greta erst zu Hause, dann auf ihrem Handy an. Sie meldete sich nicht. Ich hinterließ bei beiden Anrufen eine Nachricht.

Muse saß die ganze Zeit neben mir. Als der Bericht zu Ende war, sagte sie: »Das ist echt Kacke.«

»Das ist es.«

»Sie sollten Flair bitten, dass er ihn verteidigt.«

»Geht nicht, Interessenkonflikt.«

»Warum? Wegen unserem Fall?«

»Ja.«

»Aber da besteht doch keine Verbindung.«

»EJ Jenrette, der Vater seines Mandanten, hat diese Ermittlungen angestoßen.«

»Ach, klar.« Sie lehnte sich zurück. »Mist.«

Ich sagte nichts.

»Sind Sie in Stimmung, über Gil Perez und Ihre Schwester zu reden?«

»Bin ich.«

»Wie Sie wissen, ist im Wald damals zerrissene Kleidung und Blut von ihnen gefunden worden.«

Ich nickte.

»Das ganze Blut war Null-positiv. Die Vermissten hatten beide diese Blutgruppe. Das ist aber nicht weiter überraschend, das haben nämlich vierzig Prozent der Menschen hier in den USA. Und weil es damals noch keine DNA-Tests gab, konnte man nicht mit hundertprozentiger Sicherheit feststellen, ob das Blut von beiden Opfern oder vielleicht nur von einem der Opfer stammte. Ich hab jetzt einen DNA-Test in Auftrag gegeben. Aber selbst wenn wir drängeln, dauert es mindestens drei Wochen, bis wir das Ergebnis haben. Wahrscheinlich länger.«

Ich hörte ihr nur mit einem Ohr zu. Mir ging noch Bob durch den Kopf. Sein ungläubiger Blick beim Spießrutenlauf. Ich dachte an Greta, die liebe, nette Greta, die jetzt am Boden zerstört war. Ich dachte an meine Frau, meine Jane, und daran, wie die nach ihr benannte Stiftung zum Teufel ging. Ich hatte sie als Denkmal für meine Frau gegründet, die ich zu Lebzeiten im Stich gelassen hatte. Jetzt hatte ich sie wieder im Stich gelassen.

»Außerdem brauchen wir für den DNA-Test eine Vergleichsprobe von ihr oder einem nahen Verwandten. Für Ihre Schwester können wir Sie nehmen, aber für Gil Perez bräuchten wir noch jemand aus seiner Familie.«

»Was gibt's sonst noch?«

»Eigentlich brauchen wir von Perez keinen DNA-Test.«

»Wieso nicht?«

»Farrell Lynch hat's durch das Alterungsprogramm laufen lassen. «

Sie gab mir zwei Fotos. Das erste war das von Manolo Santiago aus dem Leichenschauhaus. Das zweite war mit dem Alterungsprogramm erstellt und basierte auf dem zwanzig Jahre alten Foto, das ich ihr gegeben hatte.

Sie stimmten perfekt überein.

»Wow«, sagte ich.

»Ich habe Ihnen die Adresse von Perez' Eltern besorgt.« Sie reichte mir einen kleinen Zettel. Ich sah ihn an. Sie wohnten in der Park Ridge. Weniger als eine Stunde von hier entfernt.

»Werden Sie ihnen das Ergebnis vom Computertest präsentieren?«, fragte Muse.

»Ja.«

»Soll ich mitkommen?«

Ich schüttelte den Kopf. Lucy hatte schon darauf bestanden, mich zu begleiten. Das musste reichen.

»Ich hätte da noch eine Idee«, sagte sie.

»Und die wäre?«

»Die Technologie zum Auffinden vergrabener Leichen ist heutzutage viel besser als vor zwanzig Jahren. Erinnern Sie sich noch an Andrew Barrett?«

»Von der Spurensicherung vom John Jay College? Komischer Typ, der viel krauses Zeug redet?«

»Und außerdem ist er ein Genie. Das ist er. Er ist wohl der beste Experte im Land, wenn es um Radargeräte zur Bodenuntersuchung geht. Er hat sie erfunden und behauptet, dass er damit in Rekordzeit ein Grundstück auf Leichen absuchen kann.«

»Dafür ist das Gebiet zu groß.«

»Aber wir können es doch mal versuchen, oder? Barrett ist ganz wild darauf, seine neue Erfindung zu testen. Er sagt, er braucht dringend ein paar praktische Erfahrungen im Feld.«

»Haben Sie schon mit ihm gesprochen?«

»Klar. Was denken Sie?«

Ich zuckte die Achseln. »Für die Ermittlungen sind Sie zuständig.«

Ich sah auf den Fernseher. Bobs Spießrutenlauf wurde schon wiederholt. Es kam mir vor, als würde er dieses Mal noch jämmerlicher drein blicken. Ich ballte die Fäuste.

»Cope?«

Ich sah sie an.

»Wir müssen ins Gericht«, sagte sie.

Ich nickte und stand schweigend auf. Sie öffnete die Tür. Ein paar Minuten später sah ich EJ Jenrette in der Lobby. Er trat mir absichtlich in den Weg. Außerdem grinste er mich an.

Muse blieb stehen und versuchte, mich an ihm vorbeizuschleusen. »Gehen wir links rum. Wir können auch durch den ...«

»Nein.«

Ich ging geradeaus weiter. Mich packte die Wut. Muse musste sich beeilen, um mit mir mithalten zu können. EJ Jenrette blieb ruhig stehen und sah mich an, während ich auf ihn zulief.

Muse legte mir die Hand auf die Schulter: »Cope ...«

Ich ging unbirrt weiter. »Ist schon okay.«

EJ grinste mir weiter zu. Ich sah ihm in die Augen. Er blieb im Weg stehen. Ich ging weiter und hielt erst, als unsere Gesichter nur noch ein paar Handbreit voneinander entfernt waren. Der Idiot grinste mich immer noch an.

»Ich habe Sie gewarnt«, sagte EJ.

Ich erwiderte sein Grinsen und beugte mich zu ihm.

»Die Nachricht ist schon im Umlauf«, sagte ich.

»Welche?«

»Jeder Insasse, der den kleinen Edward rannimmt, bekommt eine Vorzugsbehandlung. Ihr Junge wird die Hure des Trakts.«

Ich ging, ohne auf eine Reaktion zu warten. Muse stolperte hinter mir her.

»Na, das war ja echt klasse«, sagte sie.

Ich ging weiter. Selbstverständlich war das eine leere Drohung - die Sünden des Vaters dürfen nicht auf den Sohn zurückfallen -, aber wenn der Gedanke EJ heute Abend nicht mehr aus dem Kopf ging, wenn er ihn aufs Daunenkissen legte, sollte mir das recht sein.

Muse sprang mir in den Weg. »Sie müssen ein bisschen runterkommen, Cope.«

»Wie war das noch, Muse - sind Sie meine Ermittlerin oder meine Psychiaterin?«

Sie hob ergeben die Hände und ließ mich vorbei. Ich setzte mich auf meinen Platz und wartete auf den Richter.

Was um alles in der Welt hatte Bob sich dabei gedacht?

Manchmal geht es im Gericht nur um Märchen, voller Klang und Wut, die nichts bedeuten. Heute war so ein Tag. Flair und Mort wussten, dass sie tief in der Scheiße steckten. Sie wollten die Porno-DVD als Beweismittel ausschließen lassen, weil wir sie nicht früher vorgelegt hatten.

Sie versuchten, einen fehlerhaften Prozess herbeizureden. Sie probierten alles Mögliche, reichten Fundstücke und Forschungsergebnisse und Präzedenzfälle ein. Ihre Rechtsberater und sonstigen Mitarbeiter mussten die ganze Nacht durchgemacht haben.

Richter Pierce hörte sich alles mit gesenkten Augenbrauen an. Er hatte die Hand am Kinn und sah extrem richterlich aus. Er gab keine Kommentare ab. Er verwendete Floskeln wie »zu Rate ziehen«. Ich machte mir keine Sorgen. Sie hatten nichts in der Hand. Aber dann begann ein Gedanke an mir zu nagen. Sie hatten versucht, mich unter Druck zu setzen. Und zwar mir allen Mitteln.

Würden sie das nicht auch bei dem Richter versuchen?

Ich sah ihm ins Gesicht. Es verriet nichts. Ich sah mir seine Augen an, suchte nach den verräterischen Zeichen dafür, dass

er nicht schliefl. Ich konnte keine entdecken, aber das hatte nichts zu bedeuten.

Um drei Uhr nachmittags waren wir fertig. Ich ging zurück in mein Büro und ging meine Nachrichten durch. Nichts von Greta. Ich rief noch einmal bei ihr an. Sie ging immer noch nicht ans Telefon. Ich probierte es auch auf Bobs Handy. Wieder nichts. Ich hinterließ eine Nachricht.

Ich sah mir die beiden Fotos an - das vom künstlich gealterten Gil Perez und das von Manolo Santiago. Dann rief ich Lucy an. Sie meldete sich nach dem ersten Klingeln.

»Hey«, sagte Lucy. Und anders als gestern Abend lallte sie leicht. Ich fühlte mich wieder zurückgeworfen.

»Hey.«

Es entstand eine seltsame, fast fröhliche Pause.

»Ich hab die Adresse von Mr und Mrs Perez«, sagte ich. »Ich will noch mal mit ihnen reden.«

»Wann?«

»Jetzt. Sie wohnen nicht weit von dir weg. Ich kann dich auf dem Weg abholen.«

»Ich mach mich fertig.«

23

Lucy sah großartig aus.

Sie trug einen engen, grünen Pullover, der sich genauso an ihren Körper schmiegte, wie es sich für einen engen Pullover gehörte. Die Haare hatte sie zu einem Pferdeschwanz zusammengebunden. Sie schob sich eine Strähne hinters Ohr. Heute Abend trug sie eine Brille, und auch die gefiel mir.

Sobald sie im Wagen saß, guckte Lucy sich meine CDs an. »Die Counting Crows«, sagte sie. »August and Everything After.«

»Magst du die?«

»Das beste Debüt der letzten zwanzig Jahre.«

Ich nickte.

Sie legte die CD ein. Round *Here* fing an. Wir fuhren und hörten die Musik. Als Adam Duritz über eine Frau sang, die sagte: »You should try to take a shot, can't you see my walls are crumbling«, riskierte ich einen Blick zur Seite. Lucy hatte feuchte Augen.

»Alles klar bei dir?«

»Was hast du noch für CDs?«

»Was willst du denn hören?«

»Irgendwas, das heiß und sexy ist.«

»Meat Loaf?« Ich hielt die CD-Hülle hoch. »Was von Bat *Out of Hell*?«

»Ach herrje«, sagte sie. »Erinnerst du dich noch daran?«

»Ich hab sie fast immer dabei.«

»Herrgott, du bist damals schon ein hoffnungsloser Romantiker gewesen.«

»Wie wäre es mit *Paradise By The Dashboard Light*?«

»Warum nicht, aber überspring den Teil, wo sie ihn dazu nötigt, dass er ihr ewige Liebe schwört, bevor sie ihn ranlässt.«

»Ihn ranlässt«, wiederholte ich. »Darauf steh ich ja.«

Sie drehte sich zu mir um, so dass ihr Körper mir ganz zugewandt war. »Mit welchem Spruch hast du mich rumgekriegt?«

»Wahrscheinlich doch mit meinem patentierten Herzensbrecher.«

»Und wie lautet der?«

Ich greinte jämmerlich: »Ach bitte. Komm schon, Kleine, bitte.«

Sie lachte.

»Hey, bei dir hat's funktioniert.«

»Aber ich bin auch leicht rumzukriegen.«

»Stimmt, das hatte ich vergessen.«

Sie schlug mir leicht auf den Arm. Ich lächelte. Sie wandte sich ab. Dann hörten wir schweigend ein bisschen Meat Loaf.

»Cope?«

»Was ist?«

»Du warst der Erste.«

Fast wäre ich voll auf die Bremse getreten.

»Ich weiß, dass ich dir damals was anderes erzählt hab. Mein Vater und ich hatten diesen ganzen verrückten Lebensstil mit der freien Liebe und so. Aber ich hatte es noch nie getan. Du warst mein Erster. Du warst der erste Mann, den ich je geliebt habe.«

Das Schweigen lag schwer im Wagen.

»Hinterher bin ich natürlich sofort mit jedem ins Bett gehüpft.«

Ich schüttelte den Kopf und sah nach rechts. Sie lächelte wieder.

Auf Anweisung der forschenden Stimme meines Navigationssystems bog ich rechts ab.

Die Perez' wohnten in einer Eigentumswohnung in Park Ridge.

»Erwarten sie uns?«, fragte Lucy.

»Nein.«

»Woher weißt du dann, ob sie zu Hause sind?«, fragte sie.

»Bevor ich dich abgeholt habe, habe ich bei ihnen angerufen. Ich hatte die Rufnummer unterdrückt. Als Mrs Perez sich gemeldet hat, habe ich meine Stimme ver stellt und nach Harold gefragt. Sie sagte, ich hätte mich verwählt. Ich habe mich entschuldigt und aufgelegt.«

»Wow, du bist gut in so was.«

»Ich bemühe mich, dass mir das nicht zu Kopf steigt.«

Wir stiegen aus. Das Grundstück war hübsch gestaltet. Ein schwerer Blütenduft lag in der Luft. Ich konnte ihn nicht genau bestimmen. Flieder oder so etwas. Er war viel zu stark und daher

unangenehm, fast so als ob jemand eine Flasche billiges Shampoo verschüttet hätte.

Noch bevor ich klopfen konnte, wurde die Tür von innen geöffnet. Mrs Perez erschien. Sie sagte nicht hallo und nickte auch nicht. Sie sah mich nur mit verschleiertem Blick an und wartete.

»Wir müssen reden«, sagte ich.

Sie sah Lucy an. »Wer sind Sie?«

»Lucy Silverstein«, sagte sie.

Mrs Perez schloss die Augen. »Iras Tochter.«

»Ja.«

Ihre Schultern sanken noch tiefer.

»Dürfen wir reinkommen?«, fragte ich.

»Und wenn ich ablehne?«

Ich sah ihr in die Augen. »Ich lass Sie damit nicht einfach so davonkommen.«

»Womit? Der Mann war nicht mein Sohn.«

»Bitte«, sagte ich. »Fünf Minuten.«

Mrs Perez seufzte und trat zur Seite. Wir gingen ins Haus. Drinnen roch es noch stärker nach Shampoo. Viel zu stark. Sie schloss die Tür und führte uns zu einer Couch.

»Ist Ihr Mann zu Hause?«

»Nein.«

Aus einem Schlafzimmer waren Geräusche zu hören. In einer Ecke lagen ein paar Pappkartons. Den Aufschriften konnte man entnehmen, dass sie Medikamente enthalten hatten. Ich sah mich im Zimmer um.

Mit Ausnahme dieser Pappkartons war alles so aufgeräumt und ordentlich, dass ich darauf geschworen hätte, dass sie das Musterhaus gekauft hatten.

Im Wohnzimmer war ein Kamin. Ich stand auf und sah mir den Sims an, auf dem wie fast immer die Familienfotos standen. Ich betrachtete sie. Von den Eltern waren keine Fotos da. Von

Gil auch nicht. Auf dem Kaminsims waren Fotos von Menschen, von denen ich annahm, dass es Gils Brüder und seine Schwester waren.

Einer der beiden Brüder saß im Rollstuhl.

»Das ist Tomas«, sagte sie und deutete auf das Bild des lächelnden jungen Mannes bei der Abschlussfeier der Kean University.

»Er hat CP. Wissen Sie, was das ist?«

»Cerebrale Parese oder Bewegungsstörungen.«

»Ja.«

»Wie alt ist er?«

»Tomas ist jetzt dreiunddreißig.«

»Und wer ist das?«

»Eduardo«, sagte sie. Ihre Miene verriet mir, dass ich nicht unbedingt weiterfragen sollte. Eduardo sah aus wie ein Ganove. Ich weiß noch, wie Gil mir damals erzählt hatte, dass sein Bruder Mitglied in einer Gang war oder so etwas, was ich ihm aber nicht geglaubt hatte.

Ich deutete auf das Mädchen. »Gil hat von ihr erzählt«, sagte ich. »Sie muss ungefähr zwei Jahre älter gewesen sein als er. Er war ganz stolz darauf, bei welchen Unis sie sich überall beworben hat und so.«

»Glenda ist Anwältin«, sagte Mrs Perez mit breiter Brust.

»Sie war auf der Columbia Law School.«

»Wirklich? Da war ich auch«, sagte ich.

Mrs Perez lächelte. Sie ging zur Couch zurück. »Tomas wohnt in der Wohnung nebenan«, sagte sie. »Wir haben eine Zwischenwand rausgerissen.«

»Er kann alleine wohnen?«

»Ich kümmere mich um ihn. Und dann kommt noch jemand für die Pflege.«

»Ist er jetzt zu Hause?«

»Ja.«

Ich nickte und setzte mich wieder hin. Ich wusste selbst nicht

genau, warum ich das gefragt hatte. Trotzdem überlegte ich, inwiefern er in die Sache eingeweiht war und wusste, was mit seinem Bruder geschehen war oder wo er die letzten zwanzig Jahre verbracht hatte.

Lucy war sitzen geblieben. Sie hielt sich zurück und überließ mir die Gesprächsführung. Sie nahm alles in sich auf, sah sich das Haus und die Einrichtung an und versuchte wohl, das persönliche auszublenden und ganz die Rolle der Psychologin einzunehmen.

Mrs Perez sah mich an. »Was wollen Sie hier?«

»Die Leiche, die wir gefunden haben, das ist Gil.«

»Ich habe Ihnen doch schon erklärt ...«

Ich hob den braunen Umschlag hoch.

»Was ist das?«

Ich steckte die Hand hinein und zog das obere Foto raus. Es war das alte aus dem Lager. Ich legte es auf den Couchtisch. Sie starnte das Bild ihres Sohnes an. Ich betrachtete ihr Gesicht. Sie zeigte keine erkennbare Reaktion, was aber vielleicht auch nur bedeutete, dass sie sich so gut unter Kontrolle hatte, dass ich nichts davon sah. Im ersten Moment wirkte sie vollkommen entspannt. Dann brach ihre Fassade urplötzlich zusammen, und die Zerstörungen der letzten Jahre kamen zum Vorschein.

Sie schloss die Augen. »Warum zeigen Sie mir das?«

»Die Narbe.«

Sie öffnete die Augen nicht.

»Sie haben gesagt, dass Gil seine Narbe am rechten Arm hatte. Dieses Foto beweist das Gegenteil. Sie war links.«

Sie sagte nichts.

»Mrs Perez?«

»Dieser Tote war nicht mein Sohn. Mein Sohn ist vor zwanzig Jahren von Wayne Steubens ermordet worden.«

»Nein.«

Ich griff in den Umschlag. Lucy beugte sich vor. Sie hatte das

Foto noch nicht gesehen. »Das ist Manolo Santiago, der Mann aus dem Leichenschauhaus.«

Lucy schreckte auf. »Wie heißt der?«

»Manolo Santiago.«

Lucy sah mich perplex an.

»Was ist?«, fragte ich.

Sie schüttelte nur den Kopf. Ich wandte mich wieder an Mrs Perez.

»Und dies ...«, ich zog das letzte Bild heraus, »... ist ein mit einem Alterungsprogramm bearbeitetes Bild. Zur Erklärung: Mein Mitarbeiter hat das alte Foto von Gil genommen und ihn mit Hilfe dieses Programms zwanzig Jahre altern lassen. Dann hat er den rasierten Kopf und die Gesichtsbehaarung so gestaltet, dass sie der von Manolo Santiago entspricht.«

Ich legte die Bilder nebeneinander.

»Gucken Sie sich das an, Mrs Perez.«

Das tat sie. Sie sah ihn lange an. »Er sieht ihm ziemlich ähnlich. Mehr aber auch nicht. Aber vielleicht gehören Sie zu den Menschen, die glauben, dass alle Latinos gleich aussehen.«

»Mrs Perez?«

Lucy sprach Gils Mutter zum ersten Mal direkt an. »Warum sind da keine Fotos von Gil?«

Sie deutete auf den Kaminsims. Mrs Perez sah nicht in die Richtung, in die sie zeigte. Sie starrte Lucy an. »Haben Sie Kinder, Mrs Silverstein?«

»Nein.«

»Dann verstehen Sie das nicht.«

»Bei allem Respekt, Mrs Perez, das ist Unsinn, was Sie erzählen.«

Mrs Perez sah aus, als hätte sie eine Ohrfeige bekommen.

»Da stehen auch Fotos von den Kindern, als sie noch klein waren. Und da hat Gil noch gelebt. Aber er ist auf keinem Bild zu sehen. Ich habe mit trauernden Eltern gearbeitet. Die haben

alle irgendwo in der Wohnung Fotos von ihren verstorbenen Kindern gehabt. Alle, ohne Ausnahme. Dann haben Sie darüber gelogen, an welchem Arm Gil seine Narbe hatte. Sie hatten das nicht vergessen. So einen Fehler macht eine Mutter nicht. Dazu kommen diese Fotos. Die lügen nicht. Und unseren letzten Trumpf hat Paul noch gar nicht ausgespielt.«

Ich hatte keine Ahnung, was der letzte Trumpf war, also verhielt ich mich ruhig.

»Der DNA-Test, Mrs Perez. Das Ergebnis ist so gut wie fertig. Endgültig ist es noch nicht, die bisherigen Daten passen aber. Es ist Ihr Sohn.«

Mann, dachte ich, sie ist gut.

»DNA-Test?«, rief Mrs Perez. »Ich habe nicht erlaubt, dass ein DNA-Test durchgeführt werden darf.«

»Die Polizei braucht Ihre Genehmigung nicht«, sagte Lucy. »Laut Ihrer Aussage ist Manolo Santiago ja schließlich gar nicht Ihr Sohn.«

»Aber ... aber wie sind Sie an meine DNA gekommen?«

Die Antwort übernahm ich. »Diese Frage darf ich Ihnen leider nicht beantworten.«

»Sie ... das können Sie nicht machen.«

»Doch, das können wir.«

Mrs Perez lehnte sich zurück. Sie sagte lange nichts. Wir warteten einfach ab.

»Sie lügen.«

»Was?«

»Die Ergebnisse vom DNA-Test können nicht übereinstimmen«, sagte sie. »Oder Sie lügen. Der Mann ist nicht mein Sohn. Mein Sohn wurde vor zwanzig Jahren ermordet. Genau wie Ihre Schwester. Die beiden sind da im Ferienlager von Ihrem Vater gestorben, weil keiner auf sie aufgepasst hat. Und aus irgendeinem Grund scheuchen Sie jetzt die Geister der Vergangenheit wieder auf.«

Ich sah Lucy an und hoffte, dass sie eine Idee hatte.

Mrs Perez erhob sich.

»Ich möchte, dass Sie jetzt gehen.«

»Bitte«, sagte ich. »Meine Schwester ist damals auch verschwunden. «

»Ich kann Ihnen nicht helfen.«

Ich wollte noch mehr sagen, aber Lucy hielt mich davon ab. Ich sah ein, dass es besser war, wenn wir die Situation besprachen und uns auf ein gemeinsames Vorgehen einigten, bevor ich weiter Druck ausühte.

Als wir vor der Tür standen, sagte Mrs Perez: »Kommen Sie nicht wieder her. Lassen Sie mich in Ruhe trauern.«

»Ich dachte, Ihr Sohn wäre schon vor zwanzig Jahren gestorben?«

»So etwas lässt einen nie ganz los«, sagte Mrs Perez.

»Nein«, fuhr Lucy fort. »Aber irgendwann will man nicht mehr allein sein, um in Ruhe trauern zu können.«

Mehr sagte Lucy nicht. Ich folgte ihr nach draußen. Die Tür wurde geschlossen. Als wir in meinem Wagen saßen, sagte ich: »Und?«

»Mrs Perez lügt.«

*

»Guter Bluff«, sagte ich.

»Der DNA-Test?«

»Ja.«

Lucy überging das. »Du hast da drinnen den Namen Manolo Santiago erwähnt.«

»Das war Gils Deckname.«

Sie dachte nach. Ich wartete einen Moment, dann fragte ich: »Was ist damit?«

»Ich war gestern bei meinem Vater. In seinem, äh, Heim. Beim Austragen aus der Gästeliste habe ich gesehen, dass er

noch einen Besucher gehabt hat. Und der hieß Manolo Santiago.«

»Holla«, sagte ich.

»Genau.«

Ich versuchte, diese neue Information sacken zu lassen. Das klappte nicht. »Und was wollte Gil von deinem Vater?«

»Gute Frage.«

Ich überlegte: Raya Singh hatte mir erzählt, Gil hätte behauptet, dass Lucy und ich gelogen haben. »Kannst du Ira danach fragen?«

»Ich kann's versuchen. Es geht ihm nicht gut. Er kann sich kaum mal auf irgendwas konzentrieren.«

»Einen Versuch wär's aber wert.«

Sie nickte. Ich bog nach rechts ab und beschloss, das Thema zu wechseln.

»Wie kommtst du darauf, dass Mrs Perez lügt?«, fragte ich.

»Erstens trauert sie. Dieser aufdringliche Geruch kommt von Kerzen. Sie war schwarz gekleidet. Ihre Augen waren gerötet. Dazu noch die hängenden Schultern. Das reicht schon fast, und dann noch die Fotos.«

»Was ist damit?«

»Das stimmte, was ich gesagt habe. Es ist äußerst ungewöhnlich, dass man Familienfotos aus der Zeit in der Wohnung hat, als die Kinder noch klein waren, und das verstorbene Kind ist nicht dabei. Für sich hätte das vielleicht nicht viel zu sagen, aber sind dir die seltsamen Lücken aufgefallen? Da war viel zu viel Platz auf dem Sims. Ich vermute, dass sie die Fotos mit Gil entfernt hat. Für solche Fälle wie eben.«

»Du meinst, falls jemand vorbeikommt?«

»Ganz genau kann ich es nicht sagen, aber ich vermute, dass Mrs Perez Beweise vernichtet hat. Wahrscheinlich ist sie davon ausgegangen, dass sie die Einzige ist, die noch alte Fotos von Gil hat, die zur Identifizierung herangezogen werden können.«

Sie hat einfach nicht damit gerechnet, dass du auch noch eins hattest.«

Ich überlegte.

»Ihre Reaktion war vollkommen absurd. Sie hat eine Rolle gespielt. Sie lügt.«

»Die Frage ist also, in welchem Punkt lügt sie.«

»In solchen Situationen sollte man sich zuerst einmal mit dem Naheliegendsten auseinandersetzen.«

»Und das wäre?«

Lucy zuckte die Achseln. »Gil hat Wayne geholfen, die anderen zu ermorden. Das würde alles erklären. Die Polizei hat eigentlich von Anfang an vermutet, dass Wayne einen Komplizen hatte - wie hätte er die Leichen sonst so schnell vergraben können? Aber vielleicht musste er ja auch nur eine Leiche vergraben.«

»Die von meiner Schwester.«

»Genau. Und dann haben Wayne und Gil die blutige Kleidung hingelegt, damit es so aussieht, als ob Gil auch ermordet worden wäre. Vielleicht ist Gil von Anfang an Waynes Komplize gewesen. Wer weiß?«

Ich sagte nichts.

»Nach dieser Theorie«, sagte ich, »wäre meine Schwester tot.«

»Ich weiß.«

Ich sagte nichts.

»Cope?«

»Was ist?«

»Es war nicht deine Schuld.«

Ich sagte nichts.

»Wenn überhaupt«, sagte sie, »war es meine.«

Ich hielt den Wagen an. »Wie kommst du darauf?«

»Du wolltest an dem Abend auf dem Posten bleiben. Du wolltest deinen Wachdienst schieben. Ich hab dich in den Wald gelockt.«

»Gelockt?«

Sie sagte nichts.

»Das ist doch wohl ein Witz, oder?«

»Nein«, sagte sie.

»Ich hatte meinen eigenen Kopf, Lucy. Du hast mich nicht zu irgendwas überredet, was ich nicht tun wollte.«

Sie schwieg. Dann sagte sie: »Du gibst dir immer noch die Schuld.«

Ich spürte, wie ich das Lenkrad fester umklammerte. »Nein, tu ich nicht.«

»Doch, Cope, das tust du. Hör zu. Trotz dieser neuen Enthüllungen musst du gewusst haben, dass deine Schwester tot ist. Du hoffst immer noch auf eine zweite Chance. Du suchst immer noch nach Erlösung.«

»Dieser Abschluss in Psychologie«, sagte ich, »der macht sich wirklich bezahlt, was?«

»Ich wollte dich nicht ...«

»Und was ist mit dir, Luce?« Das klang aggressiver, als ich es geplant hatte. »Gibst du dir die Schuld? Trinkst du deshalb so viel?«

Schweigen.

»Tut mir leid, das hätte ich nicht sagen dürfen«, entschuldigte ich mich.

Sie sagte leise: »Du weißt doch gar nichts über mein Leben.«

»Ich weiß. Das geht mich auch nichts an.«

»Das mit der Trunkenheit am Steuer ist lange her.«

Ich sagte nichts. Sie wandte sich ab und sah aus dem Fenster. Wir fuhren schweigend weiter.

»Aber vielleicht hast du Recht«, sagte ich.

Sie schaute weiter aus dem Fenster.

»Eins hab ich bisher noch niemandem erzählt«, sagte ich. Ich spürte, dass mir Tränen in die Augen stiegen. »Mein Vater hat mich nach jener Nacht nie mehr so angeguckt wie früher.«

Sie sah mich an.

»Das kann natürlich auch eine Projektion sein. Ich meine, du hast Recht. Zu einem gewissen Grad habe ich mir die Schuld daran gegeben, was damals passiert ist. Was wäre gewesen, wenn wir nicht abgehauen wären? Was wäre passiert, wenn ich einfach auf meinem Posten geblieben wäre, wo ich hingehörte? Und vielleicht zeigte sein Blick nur den Schaden, den der Verlust seiner Tochter in ihm angerichtet hatte. Aber ich habe immer den Eindruck gehabt, dass mehr dahintersteckt. Ich habe immer etwas Anklagendes darin gesehen.«

Sie legte mir die Hand auf den Arm. »Ach, Cope.«

Ich fuhr weiter. »Na ja, womöglich hast du da tatsächlich was gefunden. Vielleicht will ich wirklich noch was aus der Vergangenheit wiedergutmachen. Und wie ist das bei dir?«

»Wie ist was bei mir?«

»Warum stürzt du dich da so hinein? Was erhoffst du dir davon, nach all den Jahren?«

»Soll das ein Witz sein?«

»Nein. Was genau willst du damit erreichen?«

»In jener Nacht war das Leben, das ich bis dahin kannte, mit einem Schlag beendet. Begreifst du das nicht?«

Ich sagte nichts.

»Die Familien - auch deine - haben meinen Vater vor Gericht gezerrt. Ihr habt uns alles genommen, was wir hatten. Ira war nicht stark genug und hat diesen Schlag nicht verkraftet.«

Ich wartete, dass sie weitererzählte. Aber das tat sie nicht.

»Das ist mir schon klar«, sagte ich. »Aber was willst du jetzt erreichen? Ich versuche also immer noch, meine Schwester zu retten, hast du eben festgestellt. Und wenn ich das nicht kann, will ich wenigstens rauskriegen, was damals wirklich mit ihr passiert ist. Aber was erhoffst du dir davon?«

Sie antwortete nicht. Wir fuhren weiter. Dunkle Wolken zogen am Himmel auf.

»Du weißt gar nicht, wie verletzlich ich mich hier fühle«, sagte sie.

Ich wusste nicht, was ich darauf sagen sollte. Also erwiderte ich: »Ich würde dir niemals wehtun.«

Schweigen.

»Ein Punkt, der da auf jeden Fall mit reinspielt«, sagte sie, »ist, dass ich das Gefühl habe, als hätte ich zwei Leben gelebt. Das eine vor jener Nacht, in dem alles ziemlich gut gelaufen ist, und das andere danach, das ein einziger Kampf war. Und ja, ich weiß, wie jämmerlich das klingt. Aber manchmal kommt es mir vor, als ob mich damals jemand einen Berg runtergestoßen hat und ich immer noch falle. Ich komme zwar zwischendurch immer mal auf die Beine, aber der Berg ist so steil, dass ich nie ganz zum Stehen komme und dann wieder ins Stolpern gerate. Also kann ich vielleicht - ich weiß nicht -, aber vielleicht hilft es mir, wenn ich rauskriege, was damals wirklich passiert ist, weil ich dann etwas Gutes aus dem ganzen Übel ziehen und mich daran festhalten kann.«

Sie war früher, als ich sie kannte, eine so tolle Frau gewesen. Ich wollte sie daran erinnern. Ich wollte ihr sagen, dass sie ihr Leben zu sehr dramatisierte, dass sie schließlich immer noch eine schöne und erfolgreiche Frau war und viel zu bieten hatte. Aber ich merkte rechtzeitig, wie herablassend das geklungen hätte.

Also sagte ich stattdessen: »Es tut verdammt gut, dich wiederzusehen, Lucy.«

Sie kniff die Augen zu, als ob ich sie geschlagen hätte. Ich überlegte, dass sie gesagt hatte, sie wollte nicht zu verletzlich sein. Ich dachte an den Erlebnisbericht, in dem stand, dass sie Angst hatte, nie wieder so eine Liebe zu finden. Ich wollte ihre Hand ergreifen und sie drücken, aber ich wusste, dass wir beide noch nicht so weit waren und ich mit dieser Geste gleichzeitig zu weit und nicht weit genug gehen würde.

24

Ich brachte Lucy zu ihrem Büro zurück.

»Gleich morgen früh fahr ich zu Ira«, sagte sie, »und guck mal, ob er mir was über Manolo Santiago erzählen kann.«

»Gut.«

Lucy öffnete die Tür. »Ich muss noch einen ganzen Haufen Arbeiten korrigieren.«

»Ich bring dich rein.«

»Nein.«

Lucy stieg aus.

Ich sah ihr nach, als sie zur Tür ging. Meine Brust zog sich zusammen. Ich wollte verstehen, was ich gerade empfand, es war aber ein ganzer Schwung verschiedenster Gefühle, aus dem ich kein dominierendes herausfiltern konnte.

Mein Handy klingelte. Auf dem Display sah ich, dass es Muse war.

»Wie ist es bei Mrs Perez gelaufen?«, fragte sie.

»Ich glaube, sie lügt.«

»Ich hab da noch was, das Sie interessant finden könnten.«

»Und?«

»Mr Perez geht öfter in eine Bar, das *Smith Brothers*, gleich um die Ecke von seinem Haus. Er hängt da mit seinen Kumpels rum, spielt Darts und so. Trinkt auch das eine oder andere Bier. Gestern und vorgestern hat er sich aber so richtig volllaufen lassen. Er hat viel geweint und Streit angefangen.«

»Auch so kann Trauer aussehen«, sagte ich.

In der Leichenhalle war Mrs Perez die Stärkere von beiden gewesen. Mr Perez musste sich auf sie stützen, um nicht zusammenzubrechen.

»Und Alkohol löst auch die Zunge«, sagte Muse.

»Wohl wahr.«

»Im Moment ist Perez übrigens da. In der Bar. Wäre vielleicht einen Versuch wert, da mal ein paar Worte mit ihm zu reden.«

»Bin schon unterwegs.«

»Noch was.«

»Ich höre.«

»Wayne Steubens hat sich bereiterklärt, Sie zu empfangen.«

Mir blieb der Atem stehen. »Wann?«

»Morgen. Er sitzt im *Red Onion State Prison* in Virginia. Und weil Sie schon da sind, hab ich Ihnen gleich noch einen Termin mit Geoff Bedford in der dortigen FBI-Dienststelle gemacht. Er hat damals die Ermittlungen in dem Fall geleitet.«

»Das geht nicht. Morgen ist Prozesstag.«

»Doch das geht. Den einen Tag kann auch einer Ihrer Mitarbeiter übernehmen. Ich hab Ihnen für morgen früh einen Flug gebucht.«

*

Ich weiß nicht genau, was für eine Bar ich erwartet hatte. Wohl eine dunklere und verruchtere. Das *Smith Brothers* war eher ein Familienrestaurant im Stile der Ketten wie *T.G.I. Friday's* oder *Bennigan's*, mit der Ausnahme, dass die Bar relativ groß und das Restaurant demzufolge etwas kleiner war. In der Bar waren die Wände mit Holz vertäfelt, das frische Popcorn war umsonst, und es lief laute Musik aus den Achtzigern - im Moment *Head over Heels* von *Tears for Fears*.

Als ich jung war, hätte man das als Yippie-Bar bezeichnet. Die jungen Männer hatten ihre Krawatten gelockert, und die Frauen versuchten, möglichst geschäftsmäßig auszusehen. Die Männer tranken Flaschenbier und taten so, als würden sie die Zeit mit ihren Kumpels genießen, während sie heimlich die Frauen abcheckten. Die Damen tranken Wein oder Pseudo-Martinis und beäugten die Männer verstohlen. Ich schüttelte den Kopf.

Vielleicht sollte der *Discovery Channel* hier mal eine Sonder-Sendung über Paarungsrituale drehen.

Eigentlich sah es nicht aus wie das Stammlokal von Jorge Perez, aber dann entdeckte ich ihn im hinteren Teil der Bar. Er saß mit vier oder fünf Kampfgefährten an der Theke - Männer, die richtig trinken konnten und sich schützend über ihre Gläser beugten. Mit trüben Augen beobachteten sie von dort die Yuppies des einundzwanzigsten Jahrhunderts bei ihrem Treiben.

Ich trat hinter Mr Perez und legte ihm die Hand auf die Schulter. Er drehte sich langsam zu mir um. Seine Kameraden machten es genauso. Perez' Augen waren rot unterlaufen. Er hatte Schwierigkeiten, den Blick zu fokussieren. Ich versuchte es ganz direkt.

»Mein Beileid«, sagte ich.

Er war verwirrt. Seine Freunde, alle in den Fünfzigern und lateinamerikanischer Abstammung, musterten mich mit finsternen Blicken, als ob ich einer ihrer Töchter hinterhergepfiffen hätte. Alle waren dunkel gekleidet. Mr Perez trug ein Polohemd und Khakis. Ich fragte mich, ob das etwas bedeutete, konnte mir aber keinen Reim darauf machen.

»Was wollen Sie?«, fragte er.

»Reden.«

»Wie haben Sie mich gefunden?«

Ich ignorierte die Frage. »Ich habe Ihre Miene in der Leichenhalle gesehen. Warum lügen Sie über Gil?«

Seine Augen verengten sich. »Wen nennen Sie hier einen Lügner?«

Die Blicke der anderen Männer verfinsterten sich noch weiter.

»Vielleicht sollten wir uns lieber unter vier Augen unterhalten?«

Er schüttelte den Kopf. »Nein.«

»Sie wissen doch, dass meine Schwester damals auch verschwunden ist, oder?«

Er drehte sich um und griff nach seinem Bier. Als er mir den Rücken zugewandt hatte, antwortete er: »Ja, weiß ich.«

»Der Mann im Leichenschauhaus war Ihr Sohn.«

Er saß immer noch mit dem Rücken zu mir.

»Mr Perez?«

»Machen Sie, dass Sie hier rauskommen.«

»Ich geh hier nicht weg.«

Die anderen Männer, lauter harte Burschen, die ihr Leben lang irgendwo an der frischen Luft körperlich gearbeitet hatten, starrten mich weiter an. Einer glitt von seinem Hocker.

»Setzen Sie sich wieder hin«, sagte ich zu ihm.

Er rührte sich nicht. Ich sah ihm in die Augen und hielt seinem Blick stand. Ein anderer Mann stand auf und verschränkte die Arme vor der Brust.

»Wissen Sie, wer ich bin?«, fragte ich.

Ich griff in die Tasche und zog meine Staatsanwalts-Marke. Ja, ich habe eine. Schließlich bin ich der höchste Beamte der Strafverfolgungsbehörden in Essex County. Ich lasse mich nicht gerne bedrohen. Rowdys ekeln mich an. Sie kennen die alte Binsenweisheit, dass man Rowdys nur loswerden kann, indem man dagegenhält? Das klappt nur, wenn man die nötigen Mittel dazu hat. Und die hatte ich.

»Dann hoffe ich mal«, sagte ich, »dass keiner von Ihnen illegal in dieses Land gekommen ist. Auch Ihre Familien sollten auf legalem Wege eingereist sein und Ihre Freunde selbstverständlich genauso. Und natürlich die Leute, die Sie zufällig auf der Straße treffen. Jeder Einzelne aus Ihrem Umfeld sollte legal eingewandert sein.«

Die schmalen Augen öffneten sich etwas.

»Und jetzt möchte ich Ihre Ausweise sehen«, sagte ich.
»Alle.«

Derjenige, der zuerst aufgestanden war, hob die Hände. »Hey, wir wollen keinen Ärger machen.«

»Dann verschwinden Sie.«

Sie legten ein paar Scheine auf die Theke und gingen. Sie rannten nicht, sie beeilten sich nicht, aber sie wollten auch nicht mehr bleiben. Normalerweise spreche ich nicht gerne leere Drohungen aus und missbrauche meine Macht auf diese Art, aber in diesem Fall hatten sie diese Reaktion mehr oder weniger selbst provoziert.

Perez sah mich unglücklich an.

»Hey«, sagte ich, »was bringt mir so eine Marke, wenn ich sie nicht ab und zu einsetze?«

»Haben Sie nicht schon genug Schaden angerichtet?«, fragte er.

Der Barhocker neben ihm war frei, also setzte ich mich. Ich winkte dem Barkeeper und bestellte ein Glas von »dem, was er hat«, wobei ich auf das Getränk vor Jorge Perez zeigte.

»Der Mann im Leichenschauhaus war Ihr Sohn«, sagte ich. »Ich könnte es Ihnen beweisen, aber das ist nicht nötig, weil wir beide das wissen.«

Er kippte sein Bier runter und bestellte sich ein neues. Die beiden Biere kamen zusammen. Ich hob mein Glas, als wollte ich einen Trinkspruch aussprechen. Er sah mich nur an und ließ sein Bier auf der Theke stehen. Ich trank einen kräftigen Schluck. Der erste Schluck Bier an einem heißen Tag ist wie das Eintauchen des Fingers in ein frisch geöffnetes Glas Erdnussbutter. Ich genoss das, was man nur als Gottes Nektar bezeichnen konnte.

»Wir haben jetzt zwei Möglichkeiten«, fuhr ich fort. »Sie behaupten weiter, dass er nicht Ihr Sohn ist. Der DNA-Test ist schon in Auftrag gegeben. Sie wissen, was ein DNA-Test ist, oder, Mr Perez?«

Er blickte über die Gäste hinweg ins Leere. »Das weiß doch inzwischen jeder.«

»Natürlich. Durch CSI und die ganzen Krimiserien im Fern-

sehen. Also wissen Sie auch, dass es kein Problem für uns ist zu beweisen, dass Manolo Santiago und Gil Perez ein und derselbe Mensch waren.«

Perez trank sein frisches Bier an. Seine Hand zitterte. Er hatte tiefe Falten im Gesicht. Ich setzte ihn weiter unter Druck.

»Die Frage ist also, was passiert, nachdem wir bewiesen haben, dass der Tote Ihr Sohn ist. Ich nehme an, Sie und Ihre Frau werden ein paar Mal erstaunt nach Luft schnappen und behaupten, Sie hätten ja keine Ahnung gehabt und so weiter. Das wird Ihnen allerdings nichts nützen. Sie werden als Lügner dastehen. Und dann fangen meine Leute richtig an zu ermitteln. Wir schicken unsere Leute los, damit sie Erkundigungen bei Ihren Nachbarn und Freunden einholen. Wir fragen nach Ihnen, nach Ihren Kindern ...«

»Lassen Sie meine Kinder aus dem Spiel.«

»Die Hoffnung können Sie sich abschminken«, sagte ich.

»Das ist nicht richtig.«

»Finden Sie es denn richtig, dass Sie Ihren Sohn verleugnen?«

Er schüttelte den Kopf. »Das verstehen Sie nicht.«

»Erzählen Sie keinen Scheiß. Meine Schwester war damals auch im Wald.«

Tränen schossen ihm in die Augen.

»Ich werde Ermittlungen gegen Sie, gegen Ihre Frau und gegen Ihre Kinder aufnehmen. Ich werde immer weiter graben, und irgendwann stoße ich auf etwas, das können Sie mir glauben.«

Er starrte in sein Bier. Tränen liefen ihm über die Wangen. Er wischte sie nicht ab. »Scheiße«, sagte er.

»Was ist passiert, Mr Perez?«

»Nichts.«

Er senkte den Kopf. Ich beugte mich vor, so dass mein Gesicht ganz nah an seinem war.

»Hat Ihr Sohn meine Schwester ermordet?«

Er blickte auf. Er sah mir ins Gesicht, suchte da wohl nach irgendetwas, das ihn trösten konnte, was er dort jedoch niemals finden würde. Ich gab keinen Millimeter nach.

»Ich red nicht mehr mit Ihnen«, sagte Perez.

»Hat er das? Versuchen Sie, das zu vertuschen?«

»Wir vertuschen nichts.«

»Das sind keine leeren Drohungen, Mr Perez. Ich werde gegen Sie ermitteln. Ich werde auch gegen Ihre Kinder ermitteln.«

Seine Hand bewegte sich so schnell, dass ich keine Zeit hatte zu reagieren. Er packte meine beiden Revers und zog mich zu sich heran. Er war gut zwanzig Jahre älter als ich, aber ich spürte seine Kraft.

Meine Schrecksekunde war nur kurz, dann erinnerte ich mich an einen Kampfsport-Trick, den ich in meiner Jugend gelernt hatte, und schlug von oben auf seine Unterarme.

Er ließ los. Ich weiß nicht, ob das an meinem Schlag lag oder ob er das sowieso gerade vorhatte. Aber er ließ mich los. Er erhob sich von seinem Barhocker. Ich stellte mich vor ihn. Der Barkeeper beobachtete uns.

»Brauchen Sie Hilfe, Mr Perez?«, fragte er.

Ich hatte meine Marke wieder in der Hand. »Melden Sie sämtliche Trinkgelder, die Sie hier kriegen, beim Finanzamt?«

Er wich zurück. Alle lügen. Alle haben irgendetwas zu verbergen. Alle brechen irgendwie das Gesetz und haben ihre Geheimnisse.

Perez und ich starrten uns an. Dann sagte Perez zu mir: »Ich werde es Ihnen leicht machen.«

Ich wartete.

»Wenn Sie etwas gegen meine Kinder unternehmen, werde ich etwas gegen Ihre unternehmen.«

Mir gefror das Blut in den Adern: »Was soll das bedeuten?«

»Es bedeutet«, sagte er, »es interessiert mich nicht, was für

eine Marke Sie in der Tasche haben. Man droht einem Mann nicht damit, dass man etwas gegen seine Kinder unternimmt.«

Er ging raus. Ich dachte über seine Worte nach. Sie gefielen mir nicht. Dann nahm ich mein Handy und rief Muse an.

»Durchleuchten Sie die Perez' von oben bis unten«, sagte ich.

25

Endlich rief Greta zurück.

Ich war noch im Wagen unterwegs und musste erst mit diesem Mini-Headset kämpfen, damit sich der Bezirksstaatsanwalt von Essex County nicht eines Gesetzesbruchs schuldig machte.

»Wo bist du?«, fragte Greta.

Ich hörte Tränen in ihrer Stimme.

»Auf dem Nachhauseweg.«

»Hast du was dagegen, wenn ich zu dir komme?«

»Natürlich nicht. Ich hab schon ein paar Mal angerufen ...«

»Ich war im Gericht.«

»Haben sie Bob auf Kautions entlassen?«

»Ja. Er ist oben und bringt Madison ins Bett.«

»Hat er dir erzählt ...?«

»Wie lange brauchst du noch nach Hause?«

»Eine Viertelstunde. Höchstens zwanzig Minuten.«

»Dann komm ich in einer Stunde vorbei, okay?«

Bevor ich ihr eine Antwort geben konnte, hatte Greta schon aufgelegt.

Als ich nach Hause kam, war Cara noch wach. Ich freute mich darüber. Ich brachte sie ins Bett, und wir spielten ihr aktuelles Lieblingsspiel, nämlich Verstecken mit Freischlagen. Besonders albern war es, weil wir es in ihrem Bett spielten. Das begrenzte die Anzahl der Verstecke naturgemäß ungemein, und

auch das Freischlagen war nicht leicht. Cara kroch unter die Decke, und ich tat so, als könnte ich sie nicht finden. Im nächsten Durchgang schloss sie dann die Augen, und ich steckte den Kopf unter die Decke. Sie konnte ebenso gut vorgeben, mich nicht zu finden, wie ich. Manchmal versteckte ich mich, indem ich meinen Kopf direkt vor ihre Augen hielt, so dass sie mich sofort sah, wenn sie die Augen öffnete. Wir lachten beide - na ja - wie Kinder eben. Das Ganze war töricht und dumm, und Cara würde schnell zu alt dafür werden, wobei ich hoffte, dass es noch ewig so weiterging.

Greta klingelte nicht, sondern kam mit dem Schlüssel herein, den ich ihr schon vor Jahren gegeben hatte. Ich hatte nur noch Augen für die Glückseligkeit meiner Tochter gehabt, und die Welt um mich herum - studentische Vergewaltiger, verschwundene Schwestern, kehleschlitzende Serienkiller, vertrauenbrechende Schwager und trauernde Väter, die kleine Mädchen bedrohen - hatte ich vollkommen vergessen. Aber als ich hörte, wie unten die Haustür geöffnet wurde, war alles mit einem Schlag wieder da.

»Ich muss runter«, sagte ich zu Cara.

»Einmal noch«, flehte sie.

»Deine Tante Greta ist gekommen. Ich muss mit ihr reden, okay?«

»Einmal noch. Bitte.«

Wenn irgendetwas zu Ende geht, wollen Kinder es immer noch ein einziges Mal machen. Und wenn man nachgibt, wollen sie es hinterher noch einmal. Lässt man sich also breitschlagen, hören sie nie mehr auf. Sie wollen es immer noch einmal mehr machen. Also sagte ich: »Na gut, aber wirklich nur noch einmal.«

Cara lächelte und versteckte sich, und ich fand sie, und sie fing mich, und dann sagte ich, dass ich jetzt aber gehen musste, und sie wollte es noch einmal machen, aber jetzt blieb ich kon-

sequent, also gab ich ihr einen Gutenachtkuss und ließ sie bettelnd und den Tränen nahe zurück.

Greta wartete unten an der Treppe auf mich. Sie war nicht blass. Ihre Augen waren trocken. Ihr Mund war ein gerader Strich, was die sowieso etwas zu weit herausragenden Wangenknochen noch mehr betonte.

»Ist Bob nicht mit?«, fragte ich.

»Er passt auf Madison auf. Außerdem kommt seine Anwältin noch vorbei.«

»Wen hat er genommen?«

»Hester Crimstein.«

Ich kannte sie. Sie war sehr gut.

Ich ging die Treppe hinunter. Für gewöhnlich gab ich ihr einen Wangenkuss. Heute nicht. Ich wusste nicht genau, was ich tun sollte. Ich wusste auch nicht, was ich sagen sollte. Greta ging ins Wohnzimmer. Ich folgte ihr. Wir setzten uns auf die Couch. Ich nahm ihre Hände und hielt sie fest. Ich betrachtete ihr Gesicht, das schlichte Gesicht, und wie immer sah ich einen Engel. Ich verehrte Greta. Ganz ehrlich. Es brach mir das Herz, als ich sie so vor mir sah.

»Was ist los?«, fragte ich.

»Du musst Bob helfen«, sagte sie. »Uns helfen.«

»Ich tu, was ich kann. Das weißt du doch.«

Ihre Hände waren eiskalt. Sie senkte den Kopf und sah mir direkt in die Augen.

»Du musst sagen, dass du uns das Geld geliehen hast«, sagte Greta monoton. »Dass du Bescheid wusstest. Dass wir das Geld mit Zinsen zurückzahlen wollten.«

Ich saß reglos da.

»Paul?«

»Ich soll lügen?«

»Gerade eben hast du gesagt, dass du tust, was du kannst.«

»Willst du damit sagen ...«, ich musste Luft holen, »... dass

Bob das Geld wirklich genommen hat? Er hat die Stiftung beklaut?«

Sie sagte bestimmt: »Er hat sich das Geld geliehen, Paul.«

»Das ist doch ein Witz, oder?«

Greta zog ihre Hände weg. »Das verstehst du nicht.«

»Dann erklär's mir.«

»Er kommt ins Gefängnis«, sagte sie. »Bob, mein Mann, Madi-
sons Vater kommt ins Gefängnis. Verstehst du das? Das würde
unser Leben zerstören. Unser aller Leben.«

»Daran hätte Bob denken müssen, bevor er die Stiftung beklaut hat.«

»Er hat sie nicht beklaut. Er hat sich das Geld geliehen. Er
hatte Probleme in seinem Job. Wusstest du, dass er seine beiden
größten Kunden verloren hat?«

»Nein. Warum hat er mir das nicht erzählt?«

»Was hätte er denn sagen sollen?«

»Also hielt er es für besser, das Geld zu klauen?«

»Er hat es nicht ...« Sie brach mitten im Satz ab. »So ein-
fach ist das nicht. Die Verträge waren schon unterzeichnet, und
die Bauarbeiten hatten angefangen. Wir haben einen Fehler ge-
macht. Wir haben uns einfach finanziell übernommen.«

»Aber deine Familie hat doch Geld.«

»Nach Janes Tod haben meine Eltern es für das Beste gehalten,
alles auf ein Treuhandkonto zu legen. Da komm ich nicht ran.«

Ich schüttelte den Kopf. »Also hat er geklaut?«

»Kannst du jetzt endlich damit aufhören? Guck dir das an.«
Sie gab mir ein paar Fotokopien. »Bob hat jeden Cent festge-
halten, den er aus der Stiftung genommen hat. Er hat alles mit
sechs Prozent verzinst. Er hätte alles zurückgezahlt, sobald er
wieder auf die Beine gekommen war. Damit wollte er nur die
Durststrecke überbrücken.«

Ich überflog die Fotokopien, suchte nach irgendetwas, das
ihre Worte belegte, nach einem Beweis, dass er das, was sie

sagte, wirklich getan hatte. Aber ich fand nichts. Das waren lauter Kopien von handgeschriebenen Zetteln, die er irgendwann gemacht haben konnte. Mein Mut sank.

»Wusstest du davon?«, fragte ich.

»Das spielt keine Rolle.«

»Natürlich tut's das. Wusstest du das?«

»Nein«, sagte sie. »Er hat mir nicht erzählt, woher das Geld stammte. Aber hör zu, weißt du, wie viele Stunden Bob für Jane-Care arbeitet? Er leitet es. Das ist keine ehrenamtliche Tätigkeit mehr, sondern im Prinzip ein Vollzeitjob, für den er ein volles Gehalt verdient hätte. Und zwar mindestens sechsstellig pro Jahr.«

»Jetzt erzähl mir bitte nicht, dass du sein Verhalten auf die Art rechtfertigen willst.«

»Ich werde es auf jede Art rechtfertigen, die mir einfällt. Ich liebe meinen Mann. Du kennst ihn. Er ist ein guter Mensch. Er hat sich das Geld geliehen und hätte es zurückgezahlt, bevor irgendjemand was davon gemerkt hätte. Solche Sachen passieren andauernd. Das weißt du auch. Aber wegen deiner Sturheit und diesem Scheiß Vergewaltigungsfall hat jemand die Polizei darauf gebracht. Und weil du der Bezirksstaatsanwalt bist, werden sie an ihm ein Exempel statuieren. Sie werden den Mann zerstören, den ich liebe. Und wenn sie ihn zerstören, zerstören sie auch mich und meine Familie. Ist dir das klar, Paul?«

Es war mir klar. Ich hatte so etwas schon erlebt. Sie hatte Recht. Die Polizei würde die ganze Familie in die Mangel nehmen. Ich versuchte, meine Wut herunterzuschlucken. Ich versuchte, es mit Gretas Augen zu sehen, ihre Rechtfertigungen zu akzeptieren.

»Ich weiß nicht, was du von mir erwartest«, sagte ich.

»Wir reden hier über mein Leben.«

Als sie das sagte, zuckte ich zusammen.

»Rette uns. Bitte.«

»Durch Lügen?«

»Es war ein Darlehen. Er hatte einfach nicht die Zeit, dir davon zu erzählen.«

Ich schloss die Augen und schüttelte den Kopf. »Er hat eine Wohltätigkeitsstiftung bestohlen. Er hat die Stiftung deiner Schwester bestohlen.«

»Nicht die Stiftung meiner Schwester«, sagte sie. »Deine.«

Darauf ging ich nicht ein. »Ich wünschte, ich könnte dir helfen, Greta.«

»Also lässt du uns im Stich?«

»Ich lasse euch nicht im Stich. Aber ich werde eurewegen nicht lügen.«

Sie starre mich nur an. Der Engel war verschwunden. »Ich würde es für dich tun. Das weißt du.«

Ich sagte nichts.

»Du hast jeden Menschen in deinem Leben im Stich gelassen«, sagte Greta. »Damals im Camp hast du nicht auf deine Schwester aufgepasst. Und am Ende, als meine Schwester am meisten gelitten hat, da ...« Sie brach ab.

Es war fünf Grad kälter geworden im Zimmer. Ich spürte, wie die Leichen in meinem Keller aus ihren Gräbern stiegen.

Ich sah ihr in die Augen. »Sag's doch. Sprich weiter und sag es.«

»Bei JaneCare geht es nicht um Jane. Es geht nur um dich und um deine Schuld. Meine Schwester lag im Sterben. Sie hat gelitten. Ich habe am Totenbett ihre Hand gehalten. Und du warst nicht da.«

Das unendliche Leiden. Tage waren zu Wochen geworden, Wochen zu Monaten. Ich war bei ihr gewesen. Ich hatte alles miterlebt. Oder wenigstens das meiste. Ich hatte gesehen, wie die Frau, die ich anbetete, mein Fels in der Brandung, dahinwelkte. Ich hatte gesehen, wie das Licht in ihren Augen trüber wurde. Ich hatte den Tod in ihr gerochen, in der Frau, die

nach Flieder geduftet hatte, als ich sie an einem regnerischen Nachmittag im Freien geliebt hatte. Und am Ende hatte ich es nicht mehr ausgehalten. Ich hatte nicht zusehen können, wie auch der letzte Funke erlosch. Ich war eingeknickt. Es war der schlimmste Augenblick meines Lebens gewesen. Ich war eingeknickt und vor dieser Situation geflohen, so dass meine Jane ohne mich gestorben war. Greta hatte Recht. Ich hatte meinen Posten vorzeitig verlassen. Schon wieder. Ich werde nie darüber hinwegkommen - und diese Schuldgefühle waren tatsächlich der Auslöser für die Gründung von JaneCare gewesen.

Und Greta wusste ganz genau, was ich getan hatte. Denn sie hatte, wie sie gerade noch einmal betont hatte, als Einzige bis zum bitteren Ende an Janes Seite durchgehalten. Aber wir hatten nie darüber gesprochen. Sie hatte mir meine größte Schande nie zum Vorwurf gemacht. Ich wollte immer wissen, ob Jane am Ende nach mir gefragt hatte. Ob sie wusste, dass ich nicht bei ihr war. Aber das hatte ich Greta nie gefragt. Ich überlegte, ob ich sie jetzt fragen sollte, aber welche Rolle spielte das noch? Welche Antwort würde mich zufriedenstellen? Welche Antwort hatte ich verdient?

Greta stand auf. »Du willst uns also nicht helfen?«

»Ich helfe euch. Aber ich werde nicht lügen.«

»Hättest du gelogen, wenn du Jane damit hättest retten können?«

Ich sagte nichts.

»Wenn du mit einer Lüge Jane das Leben hättest retten können - wenn eine Lüge deine Schwester zurückbringen könnte -, würdest du dann lügen?«

»Das ist alles sehr hypothetisch.«

»Nein, das ist es nicht. Weil wir jetzt über mein Leben reden. Du bist nicht bereit zu lügen, um mein Leben zu retten. Und das ist typisch für dich, Cope. Für die Toten würdest du alles tun. Aber mit den Lebenden hast du es nicht so.«

26

Muse hatte mir eine dreiseitige Zusammenfassung über Wayne Steubens gefaxt.

Auf Muse war Verlass. Sie hatte mir nicht die ganze Akte geschickt. Sie hatte sie selbst gelesen und die wichtigsten Punkte herausgesucht. Das meiste kannte ich. Ich weiß noch, dass die Leute sich bei Waynes Festnahme gefragt hatten, warum er ausgerechnet Jugendliche in Ferienlagern umgebracht hatte. Hatte er früher in einem solchen Camp irgendetwas Schlimmes durchgemacht? Ein Psychiater hatte erklärt, Steubens hätte zwar nichts gesagt, trotzdem glaubte er, dass Steubens als Kind in einem Ferienlager missbraucht worden sei. Ein anderer Psychiater mutmaßte hingegen, dass es einfach auf eine grundlegende menschliche Bequemlichkeit zurückzuführen wäre. Schließlich hätte Steubens seine ersten vier Opfer im Camp PLUS umgebracht und wäre damit davongekommen. Er verbände diesen Rausch und die Erregung, die er dabei empfunden hat, mit einem Ferienlager, also hätte er dann einfach so weitergemacht.

In den anderen Lagern hatte Wayne natürlich nicht als Betreuer gearbeitet. Das wäre zu offensichtlich gewesen. Aber irgendwann hatten sich die Indizien gegen ihn verdichtet. Geoff Bedford, einer der besten Profiler des FBI, hatte ihn festgenagelt. Wayne hatte schon bei den ersten Morden zum Kreis der Verdächtigen gehört. Als der Junge in Indiana ermordet worden war, hatte Bedford sich alle angeguckt, die zur Tatzeit an den jeweiligen Tatorten gewesen sein konnten, und dabei mit den Betreuern aus den Lagern anfangen.

Dazu hatte ich natürlich auch gehört.

In Indiana, am zweiten Tatort, hatte Bedford ursprünglich nichts gefunden, aber dann stellte er fest, dass in der Nähe des dritten Tatorts in Virginia von Wayne Steubens Konto Geld

abgehoben worden war. Das war der Durchbruch. Also hatte Bedford seine Ermittlungen in diese Richtung verstrkrt und herausgefunden, dass Wayne Steubens zwar in Indiana kein Geld geholt hatte, in Everett, Pennsylvania und in Columbus, Ohio, aber jeweils Geld aus dem Automaten gezogen hatte, was darauf hindeutete, dass er mit dem Wagen dahin unterwegs war. Wayne hatte kein Alibi, und irgendwann hatte Bedford den Besitzer eines kleinen Motels in der Nähe von Muncie ausfindig gemacht, der Wayne eindeutig identifizierte. Bedford hatte noch etwas weitergegraben, dann hatte der Richter einen Haftbefehl ausgestellt.

Wayne Steubens hatte sich Souvenirs von seinen Opfern mitgenommen und sie in seinem Garten vergraben.

Von den ersten Morden fand man dort allerdings keine Souvenirs. Die Experten gingen davon aus, dass es seine ersten Morde waren und er entweder keine Zeit dafür gehabt hatte, sich Souvenirs mitzunehmen, oder dass er noch nicht darauf gekommen war, sich welche zu suchen.

Wayne verweigerte die Aussage. Er behauptete, unschuldig zu sein. Er sagte, man hätte ihn reingelegt.

Er wurde nur wegen der Morde in Virginia und Indiana verurteilt. In diesen Fällen gab es klare Beweise, also hatte die Staatsanwaltschaft ihn nur dafür angeklagt. Die Beweislage bei den Morden im Camp PLUS war zweifelhaft. Außerdem hatten sich da noch weitere Probleme herauskristallisiert. Der Täter hatte nur ein Messer benutzt. Wie war es ihm gelungen, damit vier Personen umzubringen? Wie hatte er sie in den Wald gelockt? Wie hatte er allein zwei Leichen beseitigen können? Auf all diese Fragen gab es Antworten - die Zeit hatte nur dazu gereicht, zwei Leichen zu beseitigen, er hatte die Opfer tief in den Wald gejagt -, trotzdem wirkte es etwas konstruiert. Bei den Morden in Indiana und Virginia war schon vor der Verhandlung klar, dass er verurteilt werden würde.

Kurz vor Mitternacht rief Lucy an.

»Bist du mit der Aussage von Mrs Perez noch weitergekommen?«, fragte sie.

»Ich habe noch mit Jorge Perez gesprochen. Der rückt aber auch nicht mit der Sprache raus. Aber du hattest Recht. Die beiden lügen.«

»Und jetzt?«

»Ich treff mich mit Wayne.«

»Wirklich?«

»Ja.«

»Wann?«

»Morgen Vormittag.«

Schweigen.

»Lucy?«

»Ja.«

»Als sie ihn damals verhaftet haben, was hast du dir da gedacht?«

»Wie meinst du das?«

»Wayne war damals so um die zwanzig, oder?«

»Ja.«

»Ich war Betreuer in der roten Hütte«, sagte ich. »Er war unten in der gelben. Ich hab ihn jeden Tag gesehen. Eine Woche lang waren wir gemeinsam für den Basketballplatz zuständig. Ich fand ihn zwar ein bisschen seltsam. Aber ein Mörder?«

»Das steht denen ja nicht auf die Stirn geschrieben oder so. Du hast doch genug mit Verbrechern zu tun. Du müsstest das doch eigentlich wissen.«

»Eigentlich schon. Du kanntest ihn auch, oder?«

»Ja.«

»Was hast du von ihm gehalten?«

»Ich habe ihn für einen Idioten gehalten.«

Gegen meinen Willen musste ich lächeln. »Hättest du gedacht, dass er zu so etwas fähig wäre?«

»Wozu? Menschen die Kehle aufzuschlitzen und sie lebendig zu begraben? Nein, Cope, das hätte ich nicht gedacht.«

»Gil Perez hat er nicht umgebracht.«

»Aber die anderen. Und das weißt du auch.«

»Irgendwie schon.«

»Na komm, du weißt, dass er Margot und Doug umgebracht hat. Wie soll das denn sonst gelaufen sein - er war zufällig in einem Ferienlager, in dem Menschen ermordet wurden, und das fand er dann so klasse, dass er sich überlegt hat, es selber mal zu probieren?«

»Ganz ausgeschlossen wäre es nicht«, sagte ich.

»Was?«

»Vielleicht haben diese Morde irgendwas in Wayne ausgelöst, das sowieso in ihm angelegt war. Vielleicht hatte er das Potential dazu, und der Sommer, in dem Menschen die Kehlen durchgeschnitten wurden, ist so eine Art Katalysator gewesen.«

»Glaubst du das wirklich?«

»Nicht ganz, aber wer weiß?«

»Aber an eine Sache kann ich mich noch ganz genau erinnern«, sagte Lucy.

»Was?«

»Wayne war ein pathologischer Lügner. Das hab ich damals schon gemerkt, obwohl ich den Fachbegriff dafür erst seit meinem Psychologiestudium kenne. Aber das ist mir damals schon aufgefallen. Erinnerst du dich noch daran? Er hat immer gelogen. Einfach um zu lügen. Das war seine natürliche Reaktion. Er log sogar, wenn man ihn fragte, was er zum Frühstück gegessen hatte.«

Ich überlegte. »Ja, ich erinnere mich. Zum Teil gehörte diese Angeberei in so einem Ferienlager zum guten Ton. Wayne stammte aus einem wohlhabenden Elternhaus und wollte mit denen, die sich durchs Leben schlagen mussten, klarkommen. Er hat behauptet, dass er Drogendealer und Mitglied einer Stra-

ßengang ist. Und dass eine Exfreundin von ihm im *Playboy* gewesen wäre. Eigentlich hat er die ganze Zeit nur irgendwelchen Mist erzählt.«

»Denk dran«, sagte sie, »wenn du mit ihm sprichst.«

»Mach ich.«

Schweigen. Die Leichen waren in ihre Gräber zurückgekehrt. Vorerst jedenfalls. Jetzt regten sich andere Gefühle, die lange geschlummert hatten. Ich hatte noch Gefühle für Lucy. Ich weiß nicht, ob sie echt waren, der Nostalgie entsprangen oder nur das Ergebnis dieser Stresssituation waren, aber irgendetwas war da, das ich nicht einfach ignorieren wollte, wobei ich wusste, dass ich zumindest vorerst keine andere Wahl hatte.

»Bist du noch da?«, fragte sie.

»Ja.«

»Das ist immer noch komisch, oder? Das mit uns, meine ich.«

»Ja, ist es.«

»Nur damit du's weißt«, sagte Lucy. »Du bist nicht allein. Ich bin bei dir, okay?«

»Okay.«

»Hilft dir das?«

»Ja. Und dir?«

»Klar. Es wäre doch Scheiße, wenn es nur mir so gehen würde.«

Ich lächelte.

»Gute Nacht, Cope.«

»Gute Nacht, Luce.«

*

Als Serienmörder - oder wenigstens als Mensch mit einem schwer gestörten Bewusstsein - lebte man offenbar relativ stressfrei, denn Wayne Steubens war in den zwanzig Jahren kaum gealtert. Er war damals ein attraktiver junger Mann gewesen, und so

sah er immer noch aus. Er hatte jetzt einen Bürstenschnitt statt der früheren »Ich geh mit Mami segeln«-Locken, der ihm aber gut stand. Ich wusste, dass er seine Zelle am Tag nur eine Stunde lang verlassen durfte. Die verbrachte er dann allerdings offensichtlich in der Sonne, denn diese typische Gefängnisblässe war bei ihm nicht zu sehen.

Wayne Steubens begrüßte mich mit einem gewinnenden, fast perfekten Lächeln. »Bist du hier, weil du mich zum Jubiläumstreffen des Ferienlagers einladen willst?«

»Wir haben dafür den Rainbow-Room in Manhattan gemietet. Mann, ich hoffe nur, dass du Zeit hast.«

Er johlte vor Lachen, als hätte ich gerade den Witz des Jahres gerissen. Eigentlich war es nicht besonders komisch, zeigte mir aber, dass diese Befragung ein ziemlich heißes Tänzchen werden würde. Er war von den besten FBI-Agenten des Landes vernommen worden. Er war von Psychiatern getestet worden, die jeden erdenklichen Psychopathentrick kannten. Eine formale Herangehensweise brachte mich nicht weiter. Wir kannten uns von früher. Wir waren sogar so etwas wie Freunde gewesen. Diese Trümpfe musste ich ausspielen.

Sein Lachen legte sich, und dann verschwand auch das Lächeln aus seinem Gesicht. »Nennt man dich immer noch Cope?«

»Ja.«

»Und wie geht's dir, Cope?«

»Groovy«, sagte ich.

»Groovy«, wiederholte Wayne. »Du klingst wie Onkel Ira.«

Im Ferienlager hatten wir die Älteren Onkel und Tante genannt.

»Ira ist schon ein verrückter Typ gewesen, was, Cope?«

»Er war ziemlich durch den Wind.«

»Das kann man wohl sagen.« Wayne blickte zur Seite. Ich versuchte, den Blick aus seinen himmelblauen Augen einzufangen, aber sie schossen unruhig hin und her. Er schien etwas manisch

zu sein. Ich fragte mich, ob er Beruhigungsmittel bekam - was eigentlich anzunehmen war -, und dann fragte ich mich, warum ich das nicht überprüft hatte.

»Und«, sagte Wayne, »verrätst du mir, was du wirklich von mir willst?« Und dann, bevor ich antworten konnte, hob er eine Hand. »Nein, warte, sag's mir nicht. Noch nicht.«

Ich hatte etwas anderes erwartet. Was genau, wusste **ich** nicht. Wahrscheinlich, dass er noch viel verrückter war oder leichter zu durchschauende Spielchen mit mir spielte. Dabei dachte ich allerdings nicht an den klassischen Irren, also das Bild, das einem in den Sinn kommt, wenn man an einen Serienmörder denkt: durchdringender Blick, malerisches Brüten und intensives Grübeln, leichtes Schmatzen, Händeringen, also lauter Anzeichen, dass die Verrücktheit direkt unter der Oberfläche lag und jederzeit herausbrechen könnte. Wayne zeigte keins dieser Zeichen. Und die durchschaubaren Spielchen sind die der Soziopathen, die uns täglich über den Weg laufen, die glatten Typen, von denen man weiß, dass sie oft lügen und einem schreckliche Dinge antun können. Auch solche Vibratiosn empfing ich nicht.

Ich erlebte etwas weitaus Furcht einflößenderes. Es fühlte sich ganz normal an, hier zu sitzen und mich mit diesem Mann zu unterhalten - mit dem Mann, der höchstwahrscheinlich meine Schwester und sieben andere Menschen umgebracht hatte. Es war sogar fast angenehm.

»Es ist jetzt zwanzig Jahre her, Wayne. Ich muss wissen, was damals im Wald passiert ist.«

»Warum?«

»Weil meine Schwester davon betroffen war.«

»Nein, Cope, das meine ich nicht.« Er beugte sich leicht vor. »Warum jetzt? Wie du gerade erwähnt hast, ist es zwanzig Jahre her. Also warum, alter Freund, willst du es ausgerechnet jetzt wissen?«

»Das weiß ich selbst nicht so genau«, sagte ich.

Das hektische Flackern in seinem Blick ließ nach, und er sah mir in die Augen. Ich versuchte, ruhig zu bleiben. Rollentausch. Der Psychotiker versucht zu erkennen, ob ich lüge.

»Das Timing«, sagte er, »finde ich sehr interessant.«

»Wieso?«

»Weil du nicht der einzige Überraschungsgast bist, den ich in letzter Zeit hatte.«

Ich nickte langsam und versuchte, nicht zu begierig zu wirken. »Wer war noch da?«

»Warum sollte ich dir das sagen?«

»Warum nicht?«

Wayne Steubens lehnte sich zurück. »Du bist immer noch ein gutaussehender Mann, Cope.«

»Du auch«, sagte ich. »Aber ein Date kommt trotzdem nicht in Frage.«

»Eigentlich müsste ich sauer auf dich sein.«

»Ach?«

»Du hast mir damals den Sommer verdorben.«

Abschottung. Ich habe schon darüber gesprochen. Ich weiß, dass man es mir nicht anmerkte, aber es kam mir vor, als wäre er mit einer Rasierklinge durch meine Eingeweide gefahren. Ich plauderte mit einem Massenmörder. Ich sah mir seine Hände an. Ich stellte mir das Blut vor. Ich stellte mir die Klinge auf der nackten Kehle vor. Diese Hände. Diese scheinbar harmlosen Hände, die nebeneinander auf dem Stahltisch lagen. Was hatte er damit getan?

Ich atmete ruhig weiter.

»Wieso?«, fragte ich.

»Sie wäre meine Freundin gewesen.«

»Wer wäre deine Freundin gewesen?«

»Lucy. Sie war damals einfach reif für eine Beziehung. Und wenn du nicht da gewesen wärst, hätte ich freie Bahn gehabt.«

Ich wusste nicht, was ich sagen sollte, ließ mich aber darauf ein. »Ich dachte, du wärst an Margot Green interessiert gewesen?«

Er lächelte. »Die war aber auch scharf, was?«

»Auf jeden Fall.«

»Eine echte Sahneschnitte. Erinnerst du dich noch, als wir da auf dem Basketballplatz waren?«

Ich erinnerte mich. Sofort. Schon seltsam, was das Gehirn sich merkt. Margot war die Mega-Sahneschnitte des Ferienlagers gewesen. Und das hatte sie ganz genau gewusst. Sie hatte immer diese unerträglichen Trägerhemdchen getragen, deren einziger Zweck darin bestand, die Männer mehr zu reizen, als echte Nacktheit es konnte. An dem Tag hatte sich ein Mädchen auf dem Volleyballplatz verletzt. Ich weiß nicht: mehr, wie sie hieß.

Ich glaube, sie hatte sich das Bein gebrochen, aber ich bin mir nicht sicher. Wir beide, dieser Perverse und ich, erinnerten uns aber an das gleiche Bild: Margot Green sprintete panisch und um Hilfe rufend am Basketballfeld vorbei, wobei alles unter diesem verdammten Trägerhemdchen bebte und wackelte. Die vielleicht dreißig oder vierzig Jungs auf den Basketballfeldern hatten einfach aufgehört zu spielen und sie mit offenem Mund angestarrt.

Männer sind Schweine, ja. Aber das gilt auch für Jugendliche. Die Welt ist schon seltsam. Die Natur hat es so eingerichtet, dass männliche Jugendliche im Alter so zwischen vierzehn und siebzehn zu wandelnden hormonell bedingten Erektionen werden. Das kann man nicht ändern. Die gesellschaftlichen Regeln verlangen aber, dass man nichts dagegen tut, außer zu leiden. Und dieses Leiden verzehnfacht sich, wenn eine Margot Green in der Nähe ist.

Gott hat einen seltsamen Humor, oder?

»Ich erinnere mich«, sagte ich.

»Das war der Hammer«, sagte Wayne. »Wusstest du, dass sie mit Gil Schluss gemacht hatte?«

»Margot?«

»Ja. Direkt vor dem Mord.« Er zog eine Augenbraue hoch.
»Da kommt man ins Grübeln, was?«

Ich rührte mich nicht, ließ ihn reden, hoffte, dass er mehr erzählte. Das tat er auch.

»Ich hab sie gehabt, weißt du. Margot, meine ich. Aber sie war nicht so gut wie Lucy.« Er legte sich die Hand auf den Mund, als hätte er zu viel gesagt. Was für eine Vorstellung. Ich blieb ganz ruhig sitzen.

»Du weißt doch bestimmt, dass ich mit ihr eine kurze Affäre hatte, bevor du ins Camp gekommen bist? Mit Lucy, meine ich?«

»Mhm.«

»Du bist ein bisschen grün im Gesicht, Cope. Du wirst doch nicht eifersüchtig sein, oder?«

»Das ist zwanzig Jahre her.«

»Stimmt, das ist es. Und um ehrlich zu sein, ich bin auch nur bis aufs zweite Base gekommen. Wette, du bist weitergekommen, Cope. Ich würde wetten, du hast die Süße gepoppt, was?«

Er wollte mich wütend machen. Aber da spielte ich nicht mit.

»Ein wahrer Gentleman erzählt so etwas nicht.«

»Klar, logisch. Und versteh mich nicht falsch, ihr beide seid schon ein tolles Paar gewesen. Das hat ein Blinder mit Krückstock gesehen. Das war die große Liebe. Es war was ganz Besonderes, stimmt's?«

Er lächelte und blinzelte dabei schnell.

»Das war's«, sagte ich. »Damals.«

»Das glaubst du doch selbst nicht. Natürlich werden wir älter, aber in den meisten Dingen bleiben wir genauso, wie wir damals waren. Meinst du nicht?«

»Eigentlich nicht, Wayne.«

»Na ja, das Leben schreitet wohl schon ganz schön voran. Wir haben hier jetzt auch einen Internet-Zugang, weißt du? Aber wir können keine Porno-Seiten aufrufen oder so, und sie checken auch unsere Mails und so. Aber ich habe dich gegoo-gelt. Ich weiß, dass du Witwer bist und eine sechsjährige Tochter hast. Ihren Namen konnte ich aber nicht finden. Wie heißt sie?«

Dieses Mal konnte ich nichts dagegen tun - ich reagierte instinktiv. Als dieser Psycho meine Tochter erwähnte, war es viel schlimmer, als ihr Foto bei mir im Büro zu sehen. Ich brauchte einen Moment, um meinen Abscheu zu unterdrücken, dann sprach ich an, warum ich hier war.

»Was ist damals im Wald passiert, Wayne?«

»Da sind Menschen gestorben.«

»Fang keine Spielchen mit mir an.«

»Du bist derjenige, der hier spielen will, Cope. Wenn du die Wahrheit wissen willst, fangen wir doch bei dir an. Warum bist du hier? Heute. Das Timing ist nämlich kein Zufall. Das weißt du genauso gut wie ich.«

Ich drehte mich um. Ich wusste, dass wir beobachtet wurden. Ich hatte allerdings verlangt, dass das Gespräch nicht abgehört wurde. Ich winkte, dass jemand hereinkommen sollte. Ein Wärter öffnete die Tür.

»Sir?«, sagte er zu mir.

»Hat Mr Steubens in den letzten, na sagen wir zwei Wochen Besuch gehabt?«

»Ja, Sir. Einen Besucher.«

»Wen?«

»Wenn Sie wollen, kann ich den Namen für Sie feststellen.«

»Bitte tun Sie das.«

Der Wärter ging. Ich sah Wayne an. Den schien das nicht aus der Fassung zu bringen. »Touche«, sagte er. »Das wäre aber

gar nicht nötig gewesen. Ich hätt's dir schon noch gesagt. Der Mann hieß Curt Smith.«

»Das sagt mir nichts.«

»Ach, aber er kennt dich. Weißt du, er arbeitet für eine Firma namens MVD.«

»Ein Privatdetektiv?«

»Ja.«

»Und er war hier, weil er ...«, die verdammten Schweine, es war ganz offensichtlich, »... wissen wollte, ob ich Dreck am Stecken habe.«

Wayne Steubens tippte sich auf die Nase und zeigte dann auf mich.

»Und was hat er dir dafür geboten?«, fragte ich.

»Sein Boss soll ein großes Tier beim FBI gewesen sein. Er sagte, dieser Boss würde dafür sorgen, dass ich besser behandelt werde.«

»Hast du ihm was gesagt?«

»Nein. Und zwar aus zwei Gründen. Erstens war sein Angebot absoluter Quatsch. Ein Ex-FBIler kann nichts für mich tun.«

»Und zweitens?«

Wayne Steubens beugte sich vor. Er achtete darauf, dass ich ihm direkt in die Augen sah. »Hör mir gut zu, Cope. Hör mir ganz genau zu.«

Ich hielt seinem Blick stand.

»Ich habe in meinem Leben viele schlimme Dinge getan. Ich werde keine Einzelheiten nennen, das ist nicht nötig. Ich habe Fehler gemacht. Und die letzten achtzehn Jahre habe ich in diesem Höllenloch dafür bezahlt. Ich gehöre hier nicht her. Wirklich nicht. Ich rede nicht über Virginia oder Indiana oder so. Die Leute, die da gestorben sind, kannte ich überhaupt nicht. Das waren Fremde.«

Er brach ab, schloss die Augen, rieb sich übers Gesicht. Er hatte ein breites Gesicht. Es glänzte leicht, fast etwas wächsern.

Er öffnete wieder die Augen und guckte, ob ich ihn noch ansah. Das tat ich. Selbst wenn ich gewollt hätte, hätte ich den Blick nicht von ihm abwenden können.

»Aber - und das ist der zweite Grund, Cope - ich habe einfach keine Ahnung, was damals vor zwanzig Jahren im Wald passiert ist. Weil ich nicht da war. Ich weiß nicht, was mit meinen *Freunden* passiert ist - das waren keine *Fremde*, Cope, das waren Freunde -, mit Margot Green, Doug Billingham, Gil Perez und mit deiner Schwester.«

Schweigen.

»Hast du die Jungs in Indiana und Virginia umgebracht?«, fragte ich.

»Würdest du mir glauben, wenn ich nein sage?«

»Es gab reichlich Beweise.«

»Ja, die gab es.«

»Aber du behauptest immer noch, dass du unschuldig bist.«

»Das tu ich.«

»Bist du unschuldig, Wayne?«

»Gehen wir eins nach dem anderen durch, ja? Jetzt sprechen wir über jenen Sommer. Wir sprechen über das Ferienlager. Und da habe ich niemanden umgebracht. Ich habe keine Ahnung, was da im Wald passiert ist.«

Ich sagte nichts.

»Du bist jetzt Staatsanwalt, stimmt's?«

Ich nickte.

»Die Leute stochern in deiner Vergangenheit rum. Das versteh ich. Ich hatte dem keine allzu große Bedeutung beigemessen. Aber jetzt bist du bei mir. Und das heißt, dass irgendwas passiert sein muss. Da muss irgendwas Neues zum Vorschein gekommen sein. Und das hat mit der Nacht damals zu tun.«

»Worauf willst du hinaus, Wayne?«

»Du hast immer gedacht, ich hätte sie umgebracht«, sagte er.

»Aber jetzt bist du dir nicht mehr ganz sicher, stimmt's?«

Ich sagte nichts.

»Irgendwas hat sich verändert. Das seh ich dir am Gesicht an. Du denkst zum ersten Mal ernsthaft darüber nach, ob ich wirklich was mit jener Nacht zu tun hatte. Und wenn du was Neues erfährst, bist du dazu verpflichtet, mir das zu erzählen.«

»Ich bin zu gar nichts verpflichtet, Wayne. Wegen der Morde in New Jersey bist du gar nicht angeklagt worden. Du wurdest nur für die Morde verurteilt, die du in Indiana und Virginia begangen hast.«

Er breitete die Arme aus. »Und was kann es dann schaden, wenn du mir erzählst, was du erfahren hast?«

Ich überlegte kurz. Er hatte nicht ganz Unrecht. Wenn ich ihm sagte, dass Gil Perez bis vor kurzem am Leben gewesen war, konnte er die Wiederaufnahme seines Verfahrens damit nicht vorantreiben - weil er dafür gar nicht verurteilt worden war. Trotzdem würden Zweifel aufkommen. Die Verurteilung eines Serienmörders ist ein bisschen wie ein Kartenhaus: Wenn jetzt bekannt wurde, dass ein Opfer gar nicht ermordet wurde - wenigstens nicht damals und nicht vom verurteilten Serienmörder -, konnte so ein Kartenhaus leicht in sich zusammenbrechen.

Ich beschloss, ihm erst einmal nichts zu sagen. Bis wir Gil Perez offiziell identifiziert hatten, gab es dafür sowieso keinen Grund. Ich sah ihn an. War er ein Irrer? Ich nahm es an. Aber woher konnte ich das mit Sicherheit wissen? Heute hatte ich jedenfalls alles erfahren, was ich erfahren konnte. Also stand ich auf.

»Wiedersehen, Wayne.«

»Wiedersehen, Cope.«

Ich ging zur Tür.

»Cope.«

Ich drehte mich um.

»Du weißt, dass ich sie nicht umgebracht habe, oder?«

Ich antwortete nicht.

»Und wenn ich sie nicht umgebracht habe«, fuhr er fort, »musst du über alles nachdenken, was in jener Nacht passiert ist - nicht nur über Margot, Doug, Gil und Camille. Sondern auch über das, was mit mir passiert ist. Und mit dir.«

27

»Ira, guck mich doch mal an.«

Lucy hatte gewartet, bis ihr Vater relativ klar bei Verstand zu sein schien. Sie saß ihm gegenüber in seinem Zimmer. Ira hatte heute seine alten Schallplatten rausgeholt. Auf dem Cover von *Sweet Baby Jane* war der langhaarige James Taylor zu sehen, auf einem anderen überquerten die Beatles die Abbey Road (wobei Paul barfuß und damit »tot« war). Marvin Gaye trug auf *What's Going On* einen Schal, und Jim Morrison ließ auf dem Cover der ersten Platte von den Doors sexy den Kopf hängen.

»Ira?«

Er betrachtete lächelnd ein altes Foto aus dem Ferienlager. Der gelbe VW-Käfer war von der Gruppe der ältesten Mädchen geschmückt worden. Sie hatten ihn überall mit Blumen und Peace-Zeichen verziert. Ira stand mit verschränkten Armen in der Mitte. Die Mädchen standen ums Auto herum. Alle trugen Shorts und T-Shirts und lächelten mit braungebrannten Gesichtern. Lucy erinnerte sich noch an den Tag. Es war ein schöner Tag gewesen, einer von denen, die man in eine Schachtel steckte und irgendwo ganz unten in eine Schublade legte, um ihn irgendwann wieder hervorzuholen, wenn es einem mal besonders schlecht ging.

»Ira?«

Er sah sie an. »Ich hör dir zu.«

Barry McGuires klassische Antikriegs-Hymne aus dem Jahr

1965 *Eve of Destruction* lief. Trotz des beklemmenden Texts beruhigte das Stück Lucy doch immer. Es malte ein extrem düstres Bild der Welt. McGuire sang, dass die Welt explodiert, über Leichen im Jordan, über die Angst, über den Atomkrieg, über Hass in Rotchina und Selma, Alabama (ein etwas erzwungener Reim, aber er funktionierte), über die Heuchelei und den Hass auf der Welt - und im Refrain fragte er fast spöttisch, wie der Zuhörer so naiv sein könne zu glauben, dass wir nicht am Rande des Abgrunds stünden.

Und warum beruhigte der Song sie?

Weil er zutraf. Die Welt war dieser furchtbare und grausame Ort. Damals stand der Planet kurz vor dem Abgrund. Aber er hatte überlebt - manche Menschen würden sogar sagen, er sei gediehen. Auch heutzutage schien die Welt ziemlich schrecklich zu sein. Unvorstellbar, dass wir das überstehen.

Aber McGuires Welt war ebenso furchteinflößend gewesen. Vielleicht war sie sogar noch furchteinflößender. Und wenn man noch zwanzig Jahre weiter zurückblickte, stieß man auf den Zweiten Weltkrieg und die Nazis. Dagegen waren die Sechziger das reinste Disneyland. Aber sogar die Vierziger hatten wir überstanden.

Offenbar standen wir immer kurz vor dem Abgrund. Aber irgendwie konnten wir den nächsten Schritt dann doch noch vermeiden.

Vielleicht gelang es uns ja auch, die Abgründe in uns selbst zu umgehen.

Sie schüttelte den Kopf. Wie naiv. Wie einfältig. Eigentlich müsste sie es besser wissen.

Iras Bart war frisch geschnitten. Seine Haare waren immer noch widerspenstig. Das Grau bekam schon fast einen Blauanstich. Seine Hände zitterten, und Lucy überlegte, ob zu der Demenz womöglich noch ein Parkinson-Syndrom kam. Sie wusste, dass Iras letzte Jahre unangenehm werden würden. Andererseits

waren die vergangenen zwanzig Jahre auch kein Zuckerschlecken gewesen.

»Was ist, mein Schatz?«

Man merkte ihm seine Besorgnis deutlich an. Vielleicht hatte Ira's Zauber in erster Linie darauf beruht, dass er sich ernsthaft um Menschen kümmerte. Er war ein fantastischer Zuhörer gewesen. Er hatte sofort gemerkt, wenn jemand bedrückt war, und nach einer Möglichkeit gesucht, seinem Mitmenschen zu helfen. Alle hatten Ira's Einfühlungsvermögen gesehen - die Camper, die Eltern, die Freunde. Aber für sein einziges Kind, für den Menschen, den er am meisten liebte, war es wie die wärmste Decke am kältesten Tag.

Herrgott, er war so ein toller Vater gewesen. Und diesen Menschen vermisste sie so sehr.

»Im Gästebuch steht, dass ein Manolo Santiago dich besucht hat.« Sie legte den Kopf schräg. »Erinnerst du dich an ihn, Ira?«

Sein Lächeln verschwand.

»Ira?«

»Ja«, sagte er. »Ich erinnere mich.«

»Was wollte er?«

»Reden.«

»Worüber wollte er reden?«

Er sog die Lippen über die Zähne, als müsste er sie für immer verschließen.

»Ira?«

Er schüttelte den Kopf.

»Erzähl's mir bitte«, sagte sie.

Ira öffnete den Mund, aber es kam nichts heraus. Schließlich flüsterte er: »Du weißt, worüber er reden wollte.«

Lucy sah über ihre Schulter. Sie waren allein im Zimmer. *Eve of Destruction* war zu Ende. *All the Leaves Are Brown* erzählten ihnen jetzt The Mamas and the Papas.

»Das Ferienlager?«, fragte sie.

Er nickte.

»Was wollte er wissen?«

Ira fing an zu weinen.

»Ira?«

»Ich wollte nicht wieder dahin zurück«, sagte er.

»Das weiß ich.«

»Er hat immer weiter gefragt.«

»Was hat er gefragt, Ira? Was wollte er wissen?«

Ira vergrub sein Gesicht in den Händen. »Bitte ...«

»Bitte was?«

»Ich kann nicht mehr dahin zurückgehen. Verstehst du? Ich kann nicht dahin zurück.«

»Es kann dir nichts mehr tun.«

Er nahm das Gesicht nicht aus den Händen. Seine Schultern zuckten. »Die armen Kinder.«

»Ira?« Er wirkte ungeheuer verängstigt. »Daddy?«

»Ich hab alle im Stich gelassen.«

»Nein, das hast du nicht.«

Er schluchzte jetzt haltlos. Lucy kniete sich vor ihn. Sie spürte, wie ihr Tränen in die Augen traten. »Bitte, Dad, sieh mich an.«

Er tat es nicht. Die Schwester — Rebecca - erschien in der Tür.

»Ich hol was«, sagte die Schwester.

Lucy hob eine Hand. »Nein.«

Ira schluchzte weiter.

»Ich glaube, er braucht was. Zur Beruhigung.«

»Noch nicht«, sagte Lucy. »Wir unterhalten uns ... lassen Sie uns bitte allein.«

»Ich bin für ihn verantwortlich.«

»Ihm geht's gut. Das ist ein Privatgespräch. Da kommen schon mal Gefühle hoch, das ist alles.«

»Ich hol die Ärztin.«

Lucy wollte ihr sagen, dass sie das nicht sollte, da war sie aber schon verschwunden.

»Ira, hör mir bitte zu.«

»Nein ...«

»Was hast du ihm gesagt?«

»Ich konnte nur ein paar beschützen. Verstehst du das?«

Sie verstand ihn nicht. Sie legte ihre Hände auf seine Wangen und versuchte, seinen Kopf anzuheben. Er schrie so laut, dass sie fast nach hinten umgefallen wäre. Sie ließ ihn los. Er sprang auf, und der Stuhl fiel um. Er kauerte sich in die Ecke:
»Nein ...!«

»Schon gut, Daddy. Es ist...«

»Nein!«

Schwester Rebecca kam mit zwei anderen Frauen zurück. Eine erkannte Lucy als die Ärztin. Die andere - Lucy nahm an, dass es sich um eine weitere Schwester handelte - hatte eine Injektionsspritze in der Hand.

Rebecca sagte. »Alles in Ordnung, Ira.«

Sie gingen auf ihn zu. Lucy trat ihnen in den Weg. »Raus hier«, sagte sie.

Die Ärztin - auf dem Namensschild stand Julie Contrucci - räusperte sich. »Er ist sehr erregt.«

»Das bin ich auch«, sagte Lucy.

»Wie bitte?«

»Sie haben gesagt, dass er erregt ist. Na toll. Erregung ist Teil des Lebens. Ich bin manchmal sehr erregt. Sie sind bestimmt auch manchmal sehr erregt, oder? Wieso darf er nicht erregt sein?«

»Weil es ihm nicht gut geht.«

»Das wird schon wieder. Ich brauche ihn noch ein paar Minuten klar.«

Wieder schluchzte Ira.

»Wollen Sie behaupten, dass alles in Ordnung ist?«

»Ich brauche Zeit mit ihm.«

Dr Contrucci verschränkte die Arme. »Das liegt nicht in Ihrem Ermessen.«

»Ich bin seine Tochter.«

»Ihr Vater ist freiwillig hier. Er kann kommen und gehen, wann er will. Sie haben Betreuungsvollmacht. Es ist seine Entscheidung.«

Contrucci sah Ira an. »Sollen wir Ihnen ein Beruhigungsmittel geben, Mr Silverstein?«

Iras Blicke schossen hin und her, wie bei einem in die Ecke getriebenen Tier, zu dem er jetzt geworden war.

»Mr Silverstein?«

Er sah seine Tochter an. Dann fing er wieder an zu weinen. »Ich hab ihm nichts gesagt, Lucy. Was hätte ich ihm auch sagen sollen?«

Er schluchzte. Die Ärztin sah Lucy an. Lucy sah ihren Vater an. »Ist schon okay, Ira.«

»Ich liebe dich, Luce.«

»Ich liebe dich auch.«

Die Schwestern traten zu ihm. Ira streckte den Arm aus. Als die Nadel in seinen Arm drang, lächelte er verträumt. Es erinnerte Lucy an ihre Kindheit. Er hatte ganz unbefangen in ihrer Anwesenheit Gras geraucht. Sie erinnerte sich, wie er tief inhaliert und dabei so gelächelt hatte, und jetzt fragte sie sich, warum er das gebraucht hatte. Sie erinnerte sich auch noch, dass sein Drogenkonsum nach dem Ferienlager zugenommen hatte.

Als sie klein war, waren die Drogen nur ein Teil seines Lebens gewesen - sie hatten einfach dazugehört, waren ein Teil der »Bewegung« gewesen. Doch jetzt fragte sie sich, ob nicht noch mehr dahintergesteckt hatte. Genau wie bei ihrem Trinken. Gab es so etwas wie ein Sucht-Gen? Oder nutzte Ira, wie

Lucy, diese Mittelchen - Drogen, Alkohol - als Fluchtweg, um sich abzustumpfen, damit er der Wahrheit nicht ins Auge blitzen musste?

28

»Bitte erzählen Sie mir, dass das ein Witz ist.«

Ich saß mit dem FBI-Agenten Geoff Bedford in einem klassischen amerikanischen Diner mit Aluminium-Verkleidung und Fotos von lokalen Nachrichtensprechern an der Wand. Bedford war adrett gekleidet und hatte einen Schnauzbart mit zusammengedrehten Spitzen. Ich war mir sicher, dass ich irgendwann im Leben schon mal so einen gesehen hatte, konnte mich aber beim besten Willen nicht erinnern, wo das gewesen sein könnte. Ich wartete die ganze Zeit darauf, dass noch drei andere Männer hereinkamen, damit sie als Barbershop-Quartett ein paar A-cappella-Songs zum Besten gaben.

»Das ist kein Witz«, sagte ich.

Die Kellnerin kam. Sie nannte uns nicht Schätzchen. Ich hasse das nämlich. Bedford hatte auch in die Speisekarte geguckt, bestellte sich aber nur einen Kaffee. Ich verstand ihn und folgte seinem Beispiel. Wir reichten der Kellnerin die Speisekarten. Bedford wartete, bis sie wieder gegangen war.

»Steubens ist der Mörder. Ohne jede Frage. Er hat all diese Menschen umgebracht. Da bestanden bisher keinerlei Zweifel. Und die bestehen auch jetzt nicht. Und dabei spreche ich nicht nur von berechtigten Zweifeln. Es bestehen überhaupt keine Zweifel.«

»Die ersten Morde. Die vier im Wald.«

»Was ist damit?«

»Da gab es doch keine Beweise, dass er dafür verantwortlich war?«, fragte ich.

»Da gab es tatsächlich keine stichhaltigen Beweise, nein, da hatten wir nur Indizien.«

»Es gab vier Opfer«, sagte ich. »Darunter zwei junge Frauen. Margot Green und meine Schwester.«

»Das ist richtig.«

»Unter Steubens' weiteren Opfern war dann aber keine Frau mehr.«

»Korrekt.«

»Das waren alles Männer im Alter zwischen sechzehn und achtzehn Jahren. Finden Sie das nicht seltsam?«

Er sah mich an, als ob mir plötzlich ein zweiter Kopf gewachsen wäre. »Hören Sie, Mr Copeland, ich habe mich bereiterklärt, mich mit Ihnen zu treffen, und zwar erstens, weil Sie Bezirksstaatsanwalt sind, und zweitens, weil Ihre Schwester durch die Hand dieses Monsters gestorben ist. Aber die Richtung Ihrer Fragen ...«

»Ich habe vor kurzem mit Wayne Steubens gesprochen«, sagte ich.

»Das ist mir bekannt. Und ich kann Ihnen sagen, dass er ein verdammt überzeugender Psychopath und pathologischer Lügner ist.«

Ich erinnerte mich, dass Lucy fast das Gleiche gesagt hatte. Außerdem musste ich daran denken, dass er behauptet hatte, er hätte mit Lucy eine Affäre gehabt, bevor ich ins Lager gekommen war.

»Ich weiß«, sagte ich.

»Leider bin ich nicht davon überzeugt. Ich möchte Ihnen etwas erklären. Ich beschäftige mich seit fast zwanzig Jahren intensiv mit Wayne Steubens. Denken Sie mal darüber nach. Ich weiß, wie überzeugend er die dicksten Lügen vorbringen kann.«

Da ich nicht wusste, wie ich weitermachen sollte, trat ich erst einmal auf der Stelle. »Es gibt neue Beweise«, sagte ich.

Bedford runzelte die Stirn. Die Schnurrbartspitzen folgten den Mundwinkeln nach unten. »Was wollen Sie mir damit sagen?«

»Wissen Sie, wer Gil Perez ist?«

»Selbstverständlich. Ich weiß alles über diesen Fall und kenne auch jeden Beteiligten.«

»Seine Leiche wurde nie gefunden.«

»Das stimmt. Genau wie die Ihrer Schwester.«

»Wie erklären Sie sich das?«

»Sie waren doch in diesem Ferienlager. Dann kennen Sie das Gelände doch.«

»Ja.«

Er hob die rechte Hand und sah sie an. »Hallo, Mr Nadel.« Dann hob er die linke. »Ich möchte Ihnen meinen Freund Mr Heuhaufen vorstellen.«

»Wayne Steubens ist relativ schmächtig.«

»Und?«

»Doug war über eins fünfundachtzig groß. Gil war ein harter Bursche. Wie soll dieser schmächtige Wayne alle vier überrascht oder überwältigt haben?«

»Er hatte ein Messer. So einfach ist das. Margot Green war gefesselt. Ihr hat er einfach die Kehle durchgeschnitten. Bei den anderen dreien sind wir uns über die Reihenfolge nicht ganz im Klaren. Vielleicht hatte er sie auch gefesselt - an unterschiedlichen Stellen im Wald. Wir wissen es einfach nicht. Doug Billingham hat er jedenfalls verfolgt. Billinghams Leichnam haben wir in einem flachen Grab knapp einen Kilometer von Margots entfernt gefunden. Er hatte mehrere Stichwunden und ein paar Schnittwunden an der Hand und den Armen, die dadurch verursacht wurden, dass er die Stiche abwehren wollte. Außerdem haben wir Blut und Kleidungsstücke von Gil Perez und Ihrer Schwester gefunden. Aber das wissen Sie doch alles.«

»Ja.«

Bedford kippte seinen Stuhl so weit nach hinten, dass er nur

noch mit den Zehenspitzen auf den Boden kam. »Dann erzählen Sie mir doch bitte, Mr Copeland, was da plötzlich für neue Beweise aufgetaucht sind.«

»Gil Perez.«

»Was ist mit ihm?«

»Er ist nicht in jener Nacht gestorben. Er ist erst diese Woche gestorben.«

Der Stuhl fiel nach vorn. »Wie bitte?«

Ich erzählte ihm, dass Manolo Santiago und Gil Perez ein und dieselbe Person waren. Ich könnte sagen, dass er mich skeptisch ansah, aber das wäre eine massive Beschönigung seiner Reaktion auf meine Worte. Agent Bedford starre mich an, als hätte ich versucht, ihm zu erzählen, dass es den Osterhasen wirklich gab.

»Lassen Sie mich kurz rekapitulieren«, sagte er, als ich fertig war. Die Kellnerin brachte unseren Kaffee. Bedford trank ihn schwarz. Er führte die Tasse vorsichtig zum Mund, wobei es ihm gelang, den Schnurrbart nicht zu berühren. »Perez' Eltern bestreiten, dass es ihr Sohn ist. Die Detectives der Mordkommission in Manhattan glauben auch nicht, dass er es ist. Und trotzdem wollen Sie mir erzählen ...«

»Er ist es.«

Bedford glückste. »Ich glaube, Sie haben jetzt genug von meiner Zeit in Anspruch genommen, Mr Copeland.«

Er stellte seine Tasse auf den Tisch, rutschte von der Bank und wollte aufstehen.

»Ich weiß, dass er es ist. Es ist nur eine Frage der Zeit, bis ich es bewiesen habe.«

Bedford blieb sitzen. »Also gut«, sagte er. »Spielen wir es mal durch. Nehmen wir einfach mal an, der Mann ist wirklich Gil Perez. Nehmen wir an, er hätte die Nacht überlebt.«

»Okay.«

»Damit wäre Wayne Steubens noch längst nicht aus dem Schneider. Absolut nicht. Viele Leute, die sich mit dem Fall

beschäftigt haben ...«, er sah mir direkt in die Augen, »... glaubten damals, dass Steubens bei den ersten Morden einen Komplizen gehabt hat. Sie haben ja auch gerade gefragt, wie er es allein mit so vielen anderen aufnehmen konnte. Wenn es also zwei Täter und nur drei Opfer waren, kommt das Ganze schon besser hin, oder?«

»Also glauben Sie jetzt, dass Perez ein Komplize war?«

»Nein, um Himmels willen. Ich glaube nicht mal, dass er die Nacht überlebt hat. Das ist alles reine Spekulation. Falls die Leiche in Manhattan wirklich Gil Perez sein sollte.«

Ich tat ein Päckchen Süßstoff und etwas Milch in meinen Kaffee. »Kennen Sie Sir Arthur Conan Doyle?«, fragte ich.

»Ist das nicht der Autor von Sherlock Holmes?«

»Genau. Einer von Sherlocks Grundsätzen lautete etwa folgendermaßen: Es ist ein großer Fehler, Theorien zu entwickeln, bevor man richtige Daten hat - weil man dann anfängt, die Fakten den Theorien anzupassen, statt die Theorien den Fakten.«

»Sie fangen an, meine Geduld zu strapazieren, Mr Cope-land.«

»Ich habe Ihnen einen neuen Fakt genannt. Statt darüber nachzudenken, was damals passiert ist, haben Sie sofort eine Möglichkeit gefunden, diesen Fakt so hinzudrehen, dass er in Ihre Theorie passt.«

Er starrte mich nur an. Ich konnte es ihm nicht verübeln. Schließlich sprang ich ziemlich hart mit ihm um, aber ein bisschen Druck musste ich schon machen.

»Wissen Sie etwas über Wayne Steubens' Vorgeschichte?«, fragte er.

»Ein bisschen.«

»Er passt absolut perfekt in das Profil, das wir vom Mörder erstellt haben.«

»Profile sind keine Beweise«, sagte ich.

»Aber sie sind eine Hilfe. Haben Sie zum Beispiel gewusst,

dass in Steubens' Nachbarschaft Haustiere verschwunden sind, als er noch ein Teenager war?«

»Ehrlich? Na, damit wäre dann ja alles geklärt.«

»Darf ich das mit einem Beispiel illustrieren?«

»Bitte.«

»Wir haben dafür einen Augenzeugen. Charlie Kadison, er war damals noch ein Kind. Er hatte niemandem etwas davon erzählt, weil er zu viel Angst hatte. Als Wayne Steubens sechzehn Jahre alt war, hat er einen kleinen weißen Hund begraben - wie heißt die Rasse noch, so ein französischer Name ...«

»Ein Bichon Frise?«

»Genau. Er hat den Hund bis zum Hals eingegraben. So dass nur der Kopf rausguckte. Das Tier konnte sich nicht bewegen.«

»Ziemlich pervers.«

»Nein, es wird noch schlimmer.«

Behutsam trank er einen weiteren Schluck von seinem Kaffee. Ich wartete. Er stellte die Tasse auf den Tisch und tupfte sich den Mund mit einer Serviette ab.

»Nachdem er ihn also eingegraben hat, ist Ihr alter Freund aus dem Lager zum Haus von diesem Kadison-Jungen gegangen. Die Familie hat so einen Aufsitz-Rasenmäher. Er hat gefragt, ob er ihn ausleihen kann ...«

Er brach ab, sah mich an und nickte.

»Igitt«, sagte ich.

»Ich kenn noch mehr solche Berichte. Mindestens zehn, fünfzehn Stück.«

»Und trotzdem ist Wayne Steubens irgendwie an diesen Job im Ferienlager für Jugendliche rangekommen ... ?«

»Darüber sind Sie jetzt doch nicht wirklich überrascht, oder? Dieser Ira Silverstein war ja auch ein echter Pedant, was die Überprüfung der Vorgeschichten seiner Mitarbeiter betraf.«

»Und nach den ersten Morden hat niemand Wayne verdächtigt?«

»Wir haben nichts davon gewusst. Außerdem war anfangs noch die örtliche Polizei für die Morde im Camp PLUS zuständig gewesen, nicht wir. Das kam erst später. Außerdem hatten die Leute in den Jahren, die für Steubens' Entwicklung prägend waren, viel zu viel Angst, mit dem, was sie wussten, zur Polizei zu gehen. Charlie Kadison ist dafür ein gutes Beispiel. Außerdem stammte Steubens aus einem reichen Elternhaus. Sein Vater war gestorben, als er noch klein war, aber seine Mutter hat ihn vor allem beschützt, sie hat ihn zum Teil vollkommen abgeschirmt und Leuten Schweigegeld bezahlt und so weiter. Sie war überfürsorglich, extrem konservativ und sehr streng.«

»Noch ein Häkchen auf Ihrem Fallanalyse Testbogen für Serienmörder. «

»Es geht nicht nur um sein Profil, Mr Copeland. Sie kennen die Fakten. Steubens hat in New York gewohnt, war aber zufällig immer gerade dann in der Gegend - Virginia, Indiana, Pennsylvania -, als dort die Morde stattfanden. Es ist äußerst unwahrscheinlich, dass es sich dabei um Zufall handelte. Und der springende Punkt ist doch, nachdem wir den Durchsuchungsbeschluss endlich bekommen hatten, haben wir bei ihm auf dem Grundstück klassische Trophäen von allen Opfern gelrunden.«

»Nicht von allen Opfern«, sagte ich.

»Es hat gereicht.«

»Aber es gab nicht eine einzige Trophäe von den ersten vier Opfern.«

»Das ist korrekt.«

»Warum nicht?«

»Meine Vermutung ist, dass er es eilig gehabt hat. Steubens war noch damit beschäftigt, sich der Leichen zu entledigen. Er hat einfach keine Zeit gehabt, sich darum zu kümmern.«

»Wieder«, sagte ich, »klingt das ein bisschen so, als würden Sie sich die Fakten zurecht drehen.«

Er lehnte sich zurück und sah mich an. »Und wie sieht Ihre

Theorie aus, Mr Copeland? Die würde mich nämlich brennend interessieren.«

Ich sagte nichts.

Er breitete die Arme aus. »Dass ein Serienmörder, der Campers in Indiana und Virginia die Kehlen durchschnitten hat, zufällig Betreuer in einem Ferienlager war, bei dem mindestens zwei anderen Campern die Kehlen durchschnitten wurden?«

Da hatte er Recht. Es hatte mich von Anfang an gestört, und ich hatte einfach keine Lösung gefunden.

»Sie kennen die Fakten, die auch dann noch erdrückend sind, wenn ich sie mir hier und da ein bisschen zurecht gedreht haben sollte. Sie sind Staatsanwalt. Erzählen Sie mir, was Ihrer Ansicht nach passiert ist.«

Ich überlegte. Er wartete. Ich überlegte weiter.

»Ich weiß es noch nicht«, sagte ich. »Vielleicht ist es noch zu früh für eine Hypothese. Vielleicht brauchen wir erst noch ein paar Fakten mehr.«

»Und während Sie danach suchen«, sagte er, »bringt ein Typ wie Wayne Steubens noch ein paar Camper um.«

Auch da hatte er Recht. Ich dachte an die Beweise im Vergewaltigungsprozess gegen Jenrette und Marantz. Wenn man das objektiv betrachtete, hatte mindestens ebenso viel-wahrscheinlich sehr viel mehr - gegen Wayne Steubens gesprochen.

Zumindest bis vor ein paar Tagen.

»Er hat Gil Perez nicht umgebracht«, sagte ich.

»Ich habe es vernommen. Meinetwegen streichen Sie ihn aus der Gleichung, damit wir diese fruchtlose Diskussion zu einem Ende bringen können. Also sagen wir, er hat den Perez-Jungen nicht umgebracht.« Er hob die Hände. »Und was machen Sie jetzt damit?«

Ich dachte nach. Was mir in diesem Fall blieb, war, mich zu fragen, was damals wirklich mit meiner Schwester passiert ist.

29

Eine Stunde später saß ich im Flugzeug. Die Türen waren noch nicht geschlossen, als Muse mich anrief.

»Wie lief's mit Steubens?«, fragte sie.

»Das erzähl ich Ihnen später. Wie war's im Gericht?«

»Lauter große aber bedeutungslose Gesten, wenn ich das richtig mitgekriegt habe. Die Verteidigung hat dauernd Unterbrechungen für Beratungen beantragt. Anwalt muss ein verdammt langweiliger Job sein. Wie schaffen Sie es, sich an solchen Tagen keine Kugel durch den Kopf zu jagen?«

»Eiserne Selbstdisziplin und jahrelanges Training. Also ist nichts passiert?«

»Nein, aber Sie haben morgen frei. Der Richter hat alle Anwälte am Donnerstagmorgen in sein Büro bestellt.«

»Wozu?«

»Da wurde schon wieder was von »Beratungen« gesagt, aber Ihr Assistent - wie heißt der noch? - meinte, dass da wohl nicht viel dahintersteckt. Ach, und außerdem hätte ich noch was.«

»Und?«

»Ich habe unseren besten Computer-Fuzzi darauf angesetzt, diese Berichte abzuchecken, die Ihre Freundin Lucy gekriegt hat.«

»Und?«

»Und es hat zu dem gepasst, was sie schon wusste. Wenigstens am Anfang.«

»Was heißt wenigstens am Anfang?«

»Ich hab die Informationen genommen, die er zusammengetragen hat, und dann hab ich ein bisschen rumtelefoniert, und dabei hat sich was Interessantes ergeben.«

»Was?«

»Ich glaub, ich weiß, wer diesen Bericht geschickt hat.«

»Wer?«

»Haben Sie Ihren BlackBerry dabei?«

»Ja.«

»Das sind Berge von Daten hier. Ist vielleicht einfacher, wenn ich Ihnen die Einzelheiten eben per Mail schicke.«

»Okay.«

»Mehr möchte ich dazu noch nicht sagen. Ich hoffe, dass Sie zu dem gleichen Ergebnis kommen wie ich.«

Ich überlegte kurz und erkannte darin eine Art Nachhall meiner Unterhaltung mit Geoff Bedford. »Sie wollen wohl nicht, dass ich die Fakten so hindrehe, dass sie zur Theorie passen, was?«

»Hä?«

»Vergessen Sie's, Muse. Schicken Sie mir einfach die Mail.«

*

Vier Stunden nachdem ich mich von Geoff Bedford verabschiedet hatte, saß ich in dem leeren Büro neben Lucys, das normalerweise von einem Englisch Professor benutzt wurde, der gerade in einem Forschungssemester war. Lucy hatte einen Schlüssel.

Sie sah aus dem Fenster, als ihr wissenschaftlicher Mitarbeiter, ein Lonnie Berger, ohne anzuklopfen hereinkam. Lonnie erinnerte mich seltsamerweise etwas an Lucys Vater Ira. Er hatte diese Peter-Pan-Aura des Möchtegern-Aussteigers. Ich will Hippies oder Linksradikale und solche Leute nicht heruntermachen. Wir brauchen sie. Ich bin fest davon überzeugt, dass man die Menschen an beiden Rändern des politischen Spektrums braucht, sogar (und vielleicht besonders) diejenigen, mit denen man nicht übereinstimmt, und die man hassen will. Ohne sie wäre es langweilig. Die eigenen Argumente würden nicht mehr so zur Kenntnis genommen werden. Im Kern ist es doch so: Ohne die Linken gäbe es keine Rechten. Und um in der Mitte zu sein, braucht man auch beide.

»Was gibt's, Luce? Ich hab eine wichtige Verabredung mit meiner scharfen Kellnerin ...« Lonnie sah mich und seine Stimme wurde immer leiser. »Wer ist das?«

Lucy sah immer noch aus dem Fenster.

»Und warum sind wir in Professor Mitnicks Büro?«

»Ich heiße Paul Copeland«, sagte ich.

Ich streckte die Hand aus. Er schüttelte sie.

»Hey«, sagte Lonnie. »Sie sind der Typ aus dem Bericht, stimmt's? Mr P oder so. Naja, ich hab das über den Fall im Internet nachgelesen, und ...«

»Ja, Lucy hat mir von Ihrer Amateur-Schnüffelei erzählt. Wie Sie vermutlich wissen, habe ich ein paar sehr gute Schnüffler - professionelle Ermittler, um genau zu sein -, die für mich arbeiten.«

Er ließ meine Hand los.

»Wollten Sie uns vielleicht etwas sagen?«, fragte ich.

»Wovon reden Sie?«

»Sie hatten übrigens Recht. Die E-Mail wurde wirklich um achtzehn Uhr zweiundvierzig von einem Computer in der Frost-Bibliothek abgeschickt. Aber Sylvia Potter war zwischen sechs und sieben nicht in der Bibliothek.«

Er wich langsam zurück.

»Sie waren da, Lonnie.«

Er lächelte gezwungen und schüttelte den Kopf. Er wollte Zeit gewinnen. »Das ist doch Schwachsinn. Hey, Moment mal ...« Das Lächeln verschwand, als er versuchte, den Schockierten und Gekränkten zu spielen. »Ach, komm, Luce, du glaubst doch nicht, dass ich ...«

Lucy drehte sich am Fenster um und sah ihn an. Sie sagte nichts.

Lonnie zeigte auf mich. »Du glaubst diesem Typen doch nicht, oder? Er ist ...«

»Was bin ich?«

Keine Antwort. Lucy starrte ihn nur an. Sie sagte kein Wort. Sie starrte ihn nur weiter an, bis er den Blick abwandte. Dann sank Lonnie auf den Stuhl.

»Scheiße«, sagte er.

Wir warteten. Er ließ den Kopf hängen.

»Sie verstehen das nicht.«

»Erzählen Sie«, sagte ich.

Er sah Lucy an. »Vertraust du diesem Typ wirklich?«

»Viel mehr als dir«, sagte sie.

»Würd ich an deiner Stelle nicht machen«, sagte er. »Das ist 'ne ziemlich finstere Gestalt, Luce.«

»Danke für die überschwängliche Empfehlung«, sagte ich.

»Und jetzt verraten Sie uns, warum Sie Lucy diesen Bericht geschickt haben?«

Er zupfte an seinem Ohrring herum. »Ich brauch Ihnen gar nichts zu sagen.«

»Natürlich müssen Sie das«, sagte ich. »Ich bin Bezirksstaatsanwalt.«

»Und?«

»Und daher, Lonnie, kann ich Sie wegen Belästigung verhaften lassen.«

»Nein, können Sie nicht. Erstens können Sie nicht beweisen, dass ich das geschickt habe.«

»Natürlich kann ich das. Sie glauben vielleicht, dass Sie sich gut mit Computern auskennen, und das tun Sie wahrscheinlich auch auf eine schlichte Art, mit der Sie Studentinnen beeindrucken können. Aber die Fachleute, die für mich arbeiten - na ja, das sind eben ausgebildete Profis. Wir wissen schon, dass Sie die Berichte geschickt haben. Wir haben den Beweis schon in der Hand.«

Er überlegte, ob er das Ganze weiter abstreiten oder einen neuen Weg einschlagen sollte. Er entschied sich für den neuen Weg. »Na und? Selbst wenn ich das geschickt habe. Wieso ist

das eine Belästigung? Seit wann ist es verboten, einer Professorin für Literatur eine fiktionale Geschichte zu schicken?«

Da hatte er nicht ganz Unrecht.

Lucy sagte: »Ich lass dich feuern.«

»Kann schon sein. Aber eins ist dir dabei doch wohl klar, Lucy: Du hast viel mehr zu erklären als ich. Du bist diejenige, die ihre Vergangenheit versteckt hat. Du hast deinen Namen geändert, um deine Vorgeschichte geheim zu halten.«

Das Argument gefiel Lonnie. Er richtete sich auf, verschränkte die Arme und sah uns herausfordernd an. Ich hatte große Lust, ihm eine reinzuhaben. Lucy starre ihn weiter an. Er konnte ihr nicht in die Augen sehen. Ich hielt mich zurück und überließ ihr das Feld.

»Ich dachte, wir sind Freunde«, sagte sie.

»Sind wir auch.«

»Und?«

Er schüttelte den Kopf. »Das verstehst du nicht.«

»Dann erklär's mir.«

Lonnie begann wieder, an seinem Ohrring herum zu zupfen.
»Nicht, wenn er dabei ist.«

»Doch, wenn ich dabei bin.«

So viel zur Zurückhaltung.

Ich gab ihm einen Klaps auf die Schulter. »Ich bin Ihr neuer bester Kumpel. Wissen Sie, warum?«

»Nein.«

»Weil ich ein mächtiger und wütender Staatsanwalt bin. Und ich gehe einfach mal davon aus, dass meine Ermittler auf etwas stoßen, wenn sie nur lange genug in Ihrer Vergangenheit suchen.«

»Keine Chance.«

»Aber klar doch«, sagte ich. »Wollen Sie ein paar vorläufige Ergebnisse hören?«

Er blieb ruhig.

Ich zeigte ihm meinen BlackBerry. »Hier habe ich Ihr Vorstrafenregister. Soll ich von oben anfangen?«

Der herausfordernde Blick verabschiedete sich.

»Ich hab sie alle hier, mein Freund. Sogar das offiziell gesperrte Zeug. Und genau das meinte ich eben, als ich gesagt habe, dass ich ein mächtiger und wütender Staatsanwalt bin. Wenn ich will, krieg ich Sie von heute bis Sonntag fünfmal am Arsch. Also hören Sie mit dem Scheiß auf und erzählen Sie uns, warum Sie die Berichte geschickt haben.«

Ich sah Lucy an. Sie nickte fast unmerklich. Sie hatte es wohl verstanden. Bevor Lonnie hier war, hatten wir eine Strategie verabredet. Aber wenn sie mit ihm allein war, würde Lonnie wieder zu Lonnie werden - er würde lügen, Geschichten erzählen, steppen und skaten und die enge Beziehung ausnutzen, die er zu ihr hatte. Ich kannte diesen Typ. Er würde die coole *Yah-Dude*-Nummer abziehen und versuchen, sein charmantes, schräges Lächeln aufzusetzen. Aber wenn man genug Druck ausübt, brachen Typen wie Lonnie ein. Mehr noch, durch Angst würden wir aus Lonnie schneller eine ehrlichere Antwort herausbekommen, als wenn wir an sein vermeintliches Mitleid appellierten.

Jetzt sah er Lucy an. »Ich hatte keine Wahl«, sagte er.

Er fing an, sich zu rechtfertigen. Gut.

»Die Wahrheit ist, dass ich es nur für dich gemacht hab, Luce. Weil ich dich schützen wollte. Und mich auch, ja. Also, ich hab die Verhaftungen nicht angegeben, als ich mich in Reston beworben habe. Wenn die Uni das rauskriegt, bin ich raus hier. Einfach so. Das hat er mir erzählt.«

»Wer hat Ihnen das erzählt?«, fragte ich.

»Die Namen kenne ich nicht.«

»Lonnie ...«

»Das ist mein Ernst. Sie haben sie mir nicht gesagt.«

»Und was haben sie gesagt?«

»Sie haben mir versprochen, dass es Lucy nicht schaden wird.«

An ihr haben sie kein Interesse. Sie haben behauptet, dass das, was ich mache, nur zu Lucys Bestem ist, weil sie ...«, Lonnie drehte sich umständlich zu mir um, »... einen Mörder überführen wollen.«

Er sah mich so bedrohlich an, wie er konnte, was nicht sehr bedrohlich war. Ich wartete auf seinen Aufschrei: »*J'accuse!*« Als der ausblieb, sagte ich zu ihm: »Nur damit Sie's wissen. Tief im Innersten zittere ich vor Angst.«

»Die glauben, dass Sie was mit diesen Morden zu tun hatten.«

»Wunderbar, danke. Und was ist dann passiert, Lonnie? Sie haben ihnen gesagt, dass Sie Luce diese Berichte zuspielen sollen, stimmt's?«

»Ja.«

»Wer hat sie geschrieben?«

»Das weiß ich nicht. Die, die sie mir gegeben haben, nehme ich an.«

»Sie sprechen von ihnen, also im Plural. Wie viele waren es denn?«

»Zwei.«

»Und wie hießen sie, Lonnie?«

»Keine Ahnung. Es waren Privatdetektive, okay? Mehr weiß ich nicht. Eine der Opferfamilien hat ihnen den Auftrag gegeben.«

Eine der Opferfamilien. Das war gelogen. Einfach glatt gelogen. Die Leute waren von MVD, der Privatdetektei aus Newark. Plötzlich passte alles zusammen. Die ganze Geschichte.

»Haben sie den Namen ihres Klienten erwähnt?«

»Nein. Sie sagten, das wäre vertraulich.«

»Kann ich mir vorstellen. Was haben sie sonst noch gesagt?«

»Sie haben mir erzählt, dass ihre Firma die alten Morde untersucht. Sie würden nicht an die offizielle Version glauben, dass der Sommer-Schlitzer der Täter war.«

Ich sah Lucy an. Ich hatte ihr von meinen Besuchen bei Wayne Steubens und Geoff Bedford erzählt. Wir hatten uns über jene Nacht unterhalten, über die Rollen, die wir darin gespielt hatten, über die Fehler, die wir gemacht hatten, und darüber, dass mir die Gewissheit fehlte, dass alle vier tot waren und Wayne Steubens sie umgebracht hatte.

Wir hatten keine Ahnung, was wir noch glauben sollten.

»Sonst noch was?«

»Das ist alles.«

»Ach, kommen Sie, Lonnie.«

»Mehr weiß ich nicht. Das schwöre ich.«

»Nein, das glaub ich nicht. Schließlich haben die Kerle Lucy ja diesen Bericht geschickt, um sie zu einer Reaktion zu verleiten, stimmt's?«

Er sagte nichts.

»Sie sollten sie im Auge behalten. Sie sollten denen sagen, was Lucy sagt und tut. Deshalb sind Sie letztens hier reingeplatzt und haben ihr erzählt, dass Sie diese Sachen über ihre Vergangenheit im Internet gefunden haben. Sie haben gehofft, dass sie sich Ihnen anvertraut. Das gehörte zum Auftrag, stimmt's? Sie sollten ihr Vertrauen ausnutzen und sie langsam weichkochen.«

»So war das nicht.«

»Klar war das so. Haben die Ihnen einen Bonus angeboten, wenn Sie ihnen Dreck über mich liefern?«

»Einen Bonus?«

»Ja, Lonnie, einen Bonus. Im Sinne von mehr Geld.«

»Ich hab das nicht für Geld gemacht.«

Ich schüttelte den Kopf. »Das ist gelogen.«

»Was?«

»Tun Sie doch nicht so, als hätten Sie es nur aus Angst vor der Enthüllung gemacht oder aus Menschenfreundlichkeit, weil Sie ihnen bei der Suche nach einem Mörder helfen wollten. Die haben Sie bezahlt, stimmt's?«

Er öffnete den Mund und wollte es abstreiten. Ich nahm ihm die Möglichkeit, indem ich einfach weitersprach.

»Dieselben Ermittler, die auch alte Vorstrafenregister ausfindig machen«, sagte ich, »haben auch Zugang zu Bankkonten. Die entdecken da zum Beispiel auch Bareinzahlungen von fünftausend Dollar. Wie die, die Sie vor fünf Tagen bei der Chase in West Orange gemacht haben.«

Der Mund klappte zu. Das verdankte ich alles Muses Fähigkeiten als Ermittlerin. Sie war einfach unglaublich.

»Ich habe nichts Illegales gemacht«, sagte er.

»Darüber könnte man streiten, mir ist aber jetzt nicht danach. Wer hat den Bericht geschrieben?«

»Ich weiß es nicht. Sie haben mir die Seiten gegeben und gesagt, dass ich sie Lucy nach und nach zuspielen soll.«

»Und haben die Ihnen auch gesagt, woher sie die Informationen haben?«

»Nein.«

»Und Sie haben auch keine Idee?«

»Sie haben gesagt, sie hätten ihre Quellen. Hören Sie, die wussten alles über mich. Die wussten alles über Lucy. Aber sie wollten *Sie*, Freundchen. Alles andere hat sie nicht interessiert. Sie wollten alles wissen, was ich über Paul Copeland rauskriegen kann - alles andere war ihnen egal. Die glauben, dass Sie ein Mörder sein könnten.«

»Nein, das tun sie nicht, Lonnie. Die glauben, dass Sie ein nützlicher Idiot sind, der ihnen helfen kann, mich unter Druck zu setzen.«

Bestürzt. Lonnie versuchte angestrengt, bestürzt auszusehen. Er sah Lucy an. »Tut mir wirklich leid. Ich würde niemals irgendwas tun, das dir schadet. Das weißt du doch.«

»Tu mir einen Gefallen, Lonnie«, sagte sie. »Mach, dass du mir aus den Augen kommst.«

30

Alexander »Sosch« Siekierky stand allein in seinem Penthaus.

Der Mensch gewöhnte sich an seine Umgebung. Das war immer so. Er wurde bequem. Zu bequem für einen Mann mit seiner Vergangenheit. Er hatte sich an seinen derzeitigen Lebensstil gewöhnt. Er fragte sich, ob er noch so hart war wie früher, ob er immer noch in diese Zimmer, diese Schlupfwinkel gehen und Verwüstung säen könnte, ohne dabei Angst zu empfinden. Die Antwort, da war er sich sicher, lautete nein. Aber das lag nicht am Alter, dass er weicher geworden war, sondern am Luxus.

Als er klein war, hatte Soschs Familie während der fürchterlichen Belagerung in Leningrad festgesessen. Die Nazis hatten die Stadt umzingelt und unsagbares Leid verursacht. Sosch war am 21. Oktober 1941, einen Monat nach Beginn der Belagerung, fünf Jahre alt geworden. An seinem sechsten und siebten Geburtstag war die Stadt immer noch belagert. Im Januar 1942, das Brot war auf hundert Gramm pro Tag und Person rationiert, waren Soschs zwölfjähriger Bruder Gavrel und seine achtjährige Schwester Aline verhungert. Sosch hatte überlebt, weil er streunende Tiere aß. Vor allem Katzen. Die Leute kannten diese Geschichten, hatten aber absolut keine Vorstellung von dem Leid und dem Schrecken, die damit verbunden waren. Man wurde machtlos. Man nahm es einfach hin.

Aber auch daran, selbst an diesen Schrecken - man gewöhnte sich daran. Genau wie Luxus kann auch Leid zum Normalfall werden.

Sosch erinnerte sich noch, wie er zum ersten Mal in die USA gekommen war. Man konnte überall etwas zu essen kaufen. Es gab keine langen Schlangen. Alles war reichlich vorhanden. Er wusste noch, dass er ein Huhn gekauft hatte. Er hatte es ins Gefrierfach gelegt. Es war ihm einfach unglaublich vorgekom-

men. Ein Huhn. Er war nachts schweißgebadet aufgewacht, zum Kühlschrank gerannt, hatte das Gefrierfach geöffnet, das Huhn einfach nur angestarrt und sich sicher gefühlt.

Gelegentlich machte er das immer noch.

Viele seiner ehemaligen Kollegen aus der Sowjetunion trauerten den alten Zeiten nach. Ein paar waren in die alte Heimat zurückgekehrt, aber die meisten waren geblieben. Sie waren verbittert. Sosch hatte einige seiner alten Kollegen eingestellt, weil er ihnen vertraute und ihnen helfen wollte. Sie hatten eine Vergangenheit. Und Sosch wusste, dass auch sie in besonders schlechten Zeiten, wenn das Selbstmitleid mit aller Macht über sie hereinbrach, zum Gefrierschrank gingen und darüber staunten, wie weit sie es gebracht hatten.

Wenn man am Verhungern war, spielten Glück und Erfüllung keine Rolle.

Das durfte man nie vergessen.

In diesem absurdem Wohlstand verlor man das Gefühl dafür, was wirklich wichtig war. Man machte sich Sorgen über so unnütze Dinge wie Spiritualität, geistige Gesundheit, Zufriedenheit und Beziehungen. Man vergaß, wie viel Glück man eigentlich hatte. Man hatte keine Vorstellung mehr davon, wie es war, wenn man hungrte, wenn man mit ansehen musste, wie man selbst vom Fleisch fiel, wenn man hilflos danebenstand, wie jemand, den man liebte, jemand, der ansonsten jung und gesund war, langsam einging und etwas in einem, ein furchtbarer Instinkt, heimliche Freude darüber empfand, weil man an diesem Tag anderthalb Bissen Brot bekam statt eines einzigen Bissens wie sonst immer.

Diejenigen, die glaubten, wir würden uns von den Tieren unterscheiden, waren blind. Alle Menschen waren Wilde. Die Wohlgenehrten waren nur fauler. Sie brauchten nicht zu töten, um an ihre Nahrung zu kommen. Also putzten sie sich heraus und suchten sich sogenannte höhere Ziele, die ihnen den Glau-

ben vermittelten, sie stünden über den anderen. Was für ein Quatsch. Die Wilden hatten nur mehr Hunger. Das war alles.

Menschen machten schreckliche Dinge, um zu überleben. Jeder, der glaubte, er stünde darüber, machte sich etwas vor.

Er hatte die Nachricht auf seinen Computer bekommen.

So ging das heutzutage. Nicht mehr per Telefon oder gar persönlich. Computer. E-Mails. Es war so einfach, auf diese Art zu kommunizieren, ohne dass jemand es zurückverfolgen konnte. Er fragte sich, wie das alte Sowjetregime mit dem Internet umgegangen wäre. Es hatte so unglaublich viel Energie in die Kontrolle von Informationen gesteckt. Aber wie sollte man Informationen kontrollieren, wenn es so etwas wie das Internet gab? Vielleicht war der Unterschied aber auch gar nicht so groß. Im Endeffekt fand man seine Feinde, indem man undichte Stellen suchte. Die Menschen redeten. Sie verpfiffen sich gegenseitig. Sie betrogen ihre Nachbarn und die, die sie liebten. Manchmal schon für einen Kanten Brot. Manchmal für eine Fahrkarte in die Freiheit. Es hing immer davon ab, wie hungrig sie waren.

Sosch hatte die Nachricht noch mal gelesen. Sie war kurz und einfach, und Sosch wusste nicht, was er jetzt damit machen sollte. Er hatte die Telefonnummer und die Adresse bekommen, trotzdem ging ihm immer wieder die erste Zeile der Mail durch den Kopf. Sie war so einfach.

Er las sie noch einmal:

WIR HABEN SIE GEFUNDEN.

Und jetzt dachte er darüber nach, wie er damit umgehen sollte.

*

Zwischendurch rief ich Muse an. »Können Sie Cingle Shaker für mich auftreiben?«

»Ich denke schon. Warum, was gibt's?«

»Ich muss ihr ein paar Fragen über die Arbeitsmethoden von MVD stellen.«

»Bin schon so gut wie dabei.«

Ich legte auf und wandte mich wieder an Lucy. Sie sah immer noch aus dem Fenster.

»Alles klar bei dir?«

»Ich hab ihm vertraut.«

Ich wollte schon »Tut mir leid« oder etwas ähnlich Abgedroschenes sagen, beschloss dann aber, es lieber für mich zu behalten.

»Du hattest Recht«, sagte sie.

»Wobei?«

»Lonnie Berger war wahrscheinlich mein engster Freund. Ich habe ihm mehr vertraut als jedem anderen. Na ja, außer Ira, aber der steckt schon fast mit einem Arm in der Zwangsjacke.«

Ich versuchte zu lächeln.

»Übrigens, was hältst du von meinem Selbstmitleid? Echt anziehend, oder?«

»Wenn ich ganz ehrlich sein soll«, sagte ich, »ja.«

Sie drehte sich um und sah mich an.

»Werden wir einen zweiten Versuch starten, Cope? Ich meine, wenn das alles erledigt ist und wir rausgekriegt haben, was mit deiner Schwester passiert ist? Kehren wir beide dann in unsere normalen Leben zurück — oder versuchen wir, rauszukriegen, was hätte sein können?«

»Ich finde es faszinierend, wenn du so um den heißen Brei herumredest.«

Lucy lächelte nicht.

»Ja«, sagte ich. »Ich möchte es gern versuchen.«

»Gute Antwort. Sehr gut.«

»Danke.«

»Ich will nicht immer die Einzige sein, die ein gebrochenes Herz riskiert.«

»Das bist du nicht«, sagte ich. »Ich bin auch noch da.«

»Und wer hat jetzt Margot und Doug umgebracht?«, fragte sie.

»Wow, das war ja mal ein nahtloser Übergang.«

»Klar, ist doch logisch. Je schneller wir rauskriegen, was passiert ist ...« Sie zuckte die Achseln.

»Weißt du was?«, sagte ich.

»Und?«

»Es fällt mir nicht schwer, mich zu erinnern, wieso ich mich in dich verliebt habe.«

Lucy wandte sich ab. »Nein, ich werde nicht weinen, ich werde nicht weinen, ich werde nicht weinen, ...«

»Ich hab jetzt keine Idee mehr, wer sie umgebracht haben könnte«, sagte ich.

»Okay. Was fangen wir mit Wayne Steubens an? Glaubst du immer noch, dass er das war?«

»Ich weiß es nicht. Wir wissen nur, dass er Gil Perez nicht umgebracht hat.«

»Glaubst du, dass er dir die Wahrheit gesagt hat?«

»Er hat behauptet, er hätte eine Affäre mit dir gehabt.«

»Igitt.«

»Er wäre aber nur bis aufs zweite Base gekommen.«

»Wenn er das mitzählt, wo er beim Baseballspiel absichtlich in mich reingerannt ist und mich betatscht hat, tja, dann könnte man das genaugenommen als Wahrheit sehen. Hat er das wirklich gesagt?«

»Ja. Er hat auch gesagt, dass er mit Margot geschlafen hat.«

»Kann sein. Mit Margot haben viele geschlafen.«

»Ich nicht.«

»Aber nur, weil ich dich sofort bei deiner Ankunft in Beschlag genommen habe.«

»Auch wieder wahr. Er hat auch gesagt, dass Gil und Margot sich getrennt hatten.«

»Und?«

»Glaubst du das?«, fragte ich.

»Keine Ahnung. Aber du weißt ja, wie es damals im Camp gelaufen ist. Da wurde ein kompletter Lebenszyklus in sieben Wochen gequetscht. Alle sind irgendwann miteinander gegangen, haben sich wieder getrennt und sich dann einen neuen Partner gesucht.«

»Schon.«

»Aber?«

»Aber die gängige Theorie über die Morde beruht darauf, dass beide Paare in den Wald gegangen sind, um, äh, rumzumachen.«

»So wie wir«, sagte sie.

»Genau. Und Camille und Doug waren noch zusammen. Das war zwar nicht die große Liebe oder so, aber du weißt schon, was ich meine. Aber wenn Gil und Margot nicht mehr zusammen waren, warum hätten sie dann in den Wald schleichen sollen?«

»Verstehe. Wenn Margot sich also von Gil getrennt hatte - und wir wissen inzwischen, dass Gil nicht im Wald gestorben ist ...«

Ich dachte an das, was Raya Singh gesagt hatte - eine Frau, die Gil Perez, alias Manolo Santiago, gekannt und ihm sogar nahegestanden hatte.

»Vielleicht hat Gil Margot ermordet. Vielleicht sind Camille und Doug dann einfach zufällig vorbeigekommen.«

»Und dann hat Gil sie zum Schweigen gebracht.«

»Genau. Und damit steckte er dann richtig in Schwierigkeiten. Überleg doch mal. Er kam aus armen Verhältnissen. Er hatte einen Bruder mit Vorstrafenregister. Natürlich wäre er sofort unter Verdacht geraten.«

»Also hat er so getan, als wäre er da auch gestorben«, sagte sie.

Schweigen.

»Irgendwas fehlt da noch«, sagte sie.

»Ich weiß.«

»Aber vielleicht kommen wir der Sache langsam näher.«

»Oder wir sind völlig auf dem Holzweg.«

»Eins von beiden«, stimmte Lucy zu.

Mann, es war toll, in ihrer Nähe zu sein.

»Da ist noch was«, sagte ich.

»Was?«

»Diese Erlebnisberichte. Was meinen die damit, dass du mich blutverschmiert gefunden und gesagt hättest, dass wir niemandem was davon erzählen dürfen?«

»Ich weiß es nicht.«

»Fangen wir ganz vorne an - der Anfang stimmt. Wie wir uns da weggeschlichen haben.«

»Okay.«

»Woher wissen die das?«

»Keine Ahnung«, sagte sie.

»Woher sollten die gewusst haben, dass du mich weggelockt hast?«

»Oder ...«, sie schluckte, »... was ich für dich empfunden habe?«

Schweigen.

Lucy zuckte die Achseln. »Vielleicht hat es einfach jeder gemerkt, der gesehen hat, wie ich dich angehimmelt habe.«

»Ich versuche gerade, mich zu konzentrieren und nicht zu lächeln.«

»Dann übernimm dich dabei mal nicht«, sagte sie. »Mit dem ersten Teil des Berichts sind wir jedenfalls durch. Was ist mit dem zweiten.«

»Die Stelle mit der Beschreibung von meinem blutverschmierten Gesicht. Wie kommen die darauf?«

»Keine Ahnung. Aber weißt du, was ich wirklich unheimlich finde?«

»Nein, was?«

»Dass die wissen, dass wir nicht mehr zusammen waren. Dass wir uns aus den Augen verloren hatten.«

Das hatte mich auch überrascht.

»Wer kann das wissen?«, fragte ich.

»Ich hab keiner Menschenseele was davon erzählt«, sagte sie.

»Ich auch nicht.«

»Vielleicht hat es jemand erraten«, sagte Lucy. Sie brach ab und sah zur Decke. »Oder ...«

»Oder was?«

»Du hast nie jemandem erzählt, dass wir uns verloren hatten, stimmt's?«

»Stimmt.«

»Und ich hab auch nie jemandem erzählt, dass wir uns verloren hatten.«

»Und?«

»Dann gibt es nur eine Erklärung«, sagte Lucy.

»Die wäre?«

Sie sah mich direkt an. »Irgendjemand muss uns da gesehen haben.«

Schweigen.

»Gil vielleicht«, sagte ich. »Oder Wayne.«

»Zufällig sind das auch unsere zwei Hauptverdächtigen für den Mord, stimmt's?«

»Stimmt.«

»Und wer hat Gil diese Woche ermordet?«

Ich schwieg.

»Jedenfalls hat er nicht Selbstmord begangen und seine Leiche dann noch an einen anderen Ort gebracht«, fuhr sie fort.

»Und Wayne Steubens sitzt in einem Hochsicherheitsgefängnis in Virginia.«

Ich überlegte.

»Wenn also weder Wayne noch Gil der Mörder war«, sagte sie, »wer bleibt uns dann noch?«

*

»Ich hab sie gefunden«, sagte Muse, als sie in mein Büro kam.

Cingle Shaker folgte ihr. Sie wusste, wie man Blicke auf sich zieht, wobei ich gar nicht sicher war, ob sie das absichtlich machte. Ihre Bewegungen hatten etwas Wildes, als wollte sie der Luft bedeuten, sie solle lieber machen, dass sie aus dem Weg kam. Muse war eigentlich auch kein Mauerblümchen, neben Cingle Shaker wirkte sie aber so.

Beide setzten sich. Cingle Shaker schlug die Beine übereinander.

»Also«, sagte Cingle, »MVD versucht mit allen Mitteln, Ihnen was anzuhängen.«

»Sieht so aus.«

»Das ist auch so. Ich hab das überprüft. Es ist eine Taktik der verbrannten Erde. Es werden keine Kosten gescheut und keine Gefangenen gemacht. Ihren Schwager haben sie schon erwischt. Sie haben einen ihrer besten Männer nach Russland geschickt. Und jede Menge andere Leute in alle Himmelsrichtungen ausgesandt. Wie viele sie auf Sie angesetzt haben, weiß ich nicht. Sie haben versucht, Ihren alten Kumpel Wayne Steubens zu bestechen. Um es kurz zu machen, MVD wird jedes noch so kleine Steinchen umdrehen, unter dem irgendwas versteckt sein könnte.«

»Wissen Sie, was sie schon gefunden haben?«

»Nein, bisher nicht. Nur das, was Sie auch schon wissen.«

Ich erzählte ihr von Lucy's Berichten. Cingle nickte.

»So etwas Ähnliches haben sie schon mal gemacht. Wie zutreffend sind diese Berichte?«

»Da stimmt einiges nicht. Ich bin nicht auf Blut gestoßen und hab auch nicht gesagt, dass wir das Ganze geheim halten müs-

sen oder so was. Aber sie wissen, welche Gefühle wir für einander empfunden hatten und dass wir uns weggeschlichen haben und solche Dinge.«

»Interessant.«

»Wie können die an solche Informationen rangekommen sein?«

»Schwer zu sagen.«

»Irgendeine Idee?«

Sie grübelte einen Moment lang. »Ich hab ja schon gesagt, dass sie öfter so vorgehen. Sie wollen einfach irgendwelchen Dreck aufwühlen. Ob das stimmt, spielt eigentlich keine Rolle. Manchmal muss man auch die Fakten etwas zurechtrücken. Wenn Sie verstehen, was ich meine?«

»Nicht so recht.«

»Wie soll ich ... ?« Cingle überlegte kurz. »Wissen Sie, wofür die mich eingestellt haben, als ich bei MVD angefangen habe?«

Ich schüttelte den Kopf.

»Ich sollte Ehemänner überführen, die ihre Frauen betrügen. Mit Ehebruch, Scheidungen und allem, was dazugehört, kann man viel Geld verdienen. Meine Firma ist da auch gut im Geschäft. Bei MVD hat das mindestens vierzig Prozent der Fälle ausgemacht, wenn nicht noch mehr. Und MVD sind die Besten, auch wenn sie gelegentlich etwas unorthodoxe Methoden anwenden.«

»Wieso?«

»Das hing immer ein bisschen vom Fall ab, aber der Anfang war immer der gleiche: Lies den Auftraggeber. Mit anderen Worten: Stell fest, was der Klient wirklich will. Will er die Wahrheit erfahren? Will er belogen werden? Will er nur beruhigt: schlafen, oder dient das dazu, eine Scheidung zu provozieren oder was auch immer.«

»Verstehe. Wollten nicht alle Klienten die Wahrheit wissen?«

»Ja und nein. Hören Sie, ich bin keineswegs glücklich über diesen Aspekt meiner Branche. Ich habe nichts gegen Beschattungen oder Background-Recherchen - Sie wissen schon, einem Ehemann oder einer Ehefrau folgen, Kreditkartenabrechnungen, Telefonlisten und Ähnliches prüfen. Das ist alles nicht die feine Art, aber damit komm ich ganz gut klar. Das gehört einfach dazu. Aber dann wäre da noch die andere Seite des Geschäfts.«

»Welche andere Seite?«

»Die Seite, die *will*, dass es ein Problem gibt. Einige Frauen wollen zum Beispiel, dass ihre Männer sie betrügen.«

Ich sah Muse an. »Das versteh ich nicht.«

»Doch, natürlich tun Sie das. Ein Mann muss immer treu sein, oder? Ich kenne diesen Typ. Wenn ich mit ihm telefonierte - und wir uns noch nicht von Angesicht zu Angesicht gegenübergestanden haben -, erzählt er mir, dass er seine Frau niemals betrügen würde, dass er sie liebt und so weiter. Aber dieser Kerl ist hässlich wie die Nacht und arbeitet als Verkäufer im Drogeriemarkt oder so - also denk ich mir: »Wer soll den auch schon anbaggern?« Richtig?«

»Ich versteh das immer noch nicht.«

»Es ist viel einfacher, ein guter, anständiger Ehemann zu sein, wenn man nicht in Versuchung gebracht wird. Und in solchen Fällen hat MVD die Realität etwas zurechtgerückt. Indem sie mich als Köder eingesetzt hat.«

»Wofür?«

»Was glauben Sie, wofür? Wenn eine Frau ihren Mann wegen Ehebruch dran kriegen wollte, bestand mein Job darin, ihn zu verführen. So arbeitet MVD. Sie haben gewartet, bis der Mann irgendwo in einer Bar sitzt, und mich dann losgeschickt, um ihn einem »Treue-Test« zu unterziehen.«

»Und?«

»Und ich möchte ja nicht unbescheiden klingen, aber gucken

Sie sich das an.« Cingle breitete die Arme aus. Selbst in ihrem weiten Pullover war sie ein wahrlich beeindruckender Anblick. »Wenn das keine hinterlistige Falle ist, dann weiß ich's auch nicht.«

»Weil Sie attraktiv sind?«

»Ja.«

Ich zuckte die Achseln. »Wenn der Kerl gebunden ist, dürfte es eigentlich keinen Unterschied machen, wie gut die Frau aussieht.«

Cingle Shaker zog eine Grimasse. »Bitte.«

»Bitte was?«

»Stellen Sie sich jetzt absichtlich dumm? Was glauben Sie, wie schwer es für mich wäre, dafür zu sorgen, dass zum Beispiel Mr Drogeriemarkt-Verkäufer hinter mir herguckt.«

»Gucken ist eine Sache. Anfassen eine andere.«

Cingle sah Muse an: »Meint der das ernst?«

Muse zuckte die Achseln.

»Dann will ich es Ihnen mal so erklären«, sagte Cingle. »Ich hab so um die dreißig oder vierzig dieser sogenannten Treue-Tests gemacht. Raten Sie mal, wie viele verheiratete Männer nichts mit mir angefangen haben.«

»Ich habe keine Ahnung.«

»Zwei.«

»Rein statistisch ist das kein besonders guter Wert, und ich muss zugeben ...«

»Warten Sie, ich bin noch nicht fertig. Diese beiden, können Sie sich vorstellen, warum die nicht darauf eingegangen sind?«

»Nein.«

»Sie haben was gemerkt. Ihnen ist klar geworden, dass da was nicht stimmen kann. Sie dachten: »Moment, warum sollte so eine Frau ausgerechnet mich anbaggern?« Sie haben erkannt, dass es eine Falle war - und deshalb haben sie die Finger von mir gelassen. Sind sie deshalb besser als die anderen Kerle?«

»Ja.«

»Wieso?«

»Weil sie die Finger von Ihnen gelassen haben.«

»Aber sollte der Grund nicht auch eine Rolle spielen? Ein Typ sagt nein, weil er Angst hat, erwischt zu werden. Ist er dem anderen Typen, der diese Angst nicht hatte, damit moralisch überlegen? Der Typ, der keine Angst hat, liebt seine Frau womöglich sehr viel mehr. Vielleicht ist er der bessere Ehemann und auch noch treuer. Vielleicht will der andere Typ mit einer Frau nach der anderen ins Bett springen, ist aber so feige und ängstlich, dass er sich nicht traut.«

»Na und?«

»Dann ist die Angst - nicht die Liebe, nicht das Hochzeitsgelübde und auch nicht das Verantwortungsbewusstsein — der Grund für seine Treue. Wer ist dann also der bessere Mann? Geht es um die Handlung oder um die Gefühle?•

»Schwierige Frage, Cingle.«

»Und für welche Seite würden Sie sich entscheiden, Herr Staatsanwalt?«

»Ganz genau. Ich bin Staatsanwalt. Bei mir geht es einzig und allein darum, was wir tun.«

»Unser Handeln bestimmt, wer wir sind.«

»Ja, aus juristischer Sicht schon.«

»Der Kerl, der zu ängstlich ist, etwas durchzuziehen, ist also sauber?«

»Ja. Er hat es eben nicht durchgezogen. Aus welchem Grund, spielt keine Rolle. Niemand verlangt von ihm, dass er sein Treuegelübde aus Liebe einhält. Die Angst ist ein ebenso guter Grund wie jeder andere.«

»Wow«, sagte sie. »Da bin ich aber anderer Meinung.«

»Das steht Ihnen frei. Aber worauf wollten Sie eigentlich hinaus?«

»Es geht um Folgendes: MVD will Dreck finden. Wie, ist ih-

nen egal. Wenn in der aktuellen Realität nichts zu holen ist - wenn der Ehemann also nicht schon fremdgeht -, dann beeinflussen sie die Realität - es wird also jemand wie ich auf den Ehemann losgelassen. Haben Sie's jetzt begriffen?«

»Ich glaub schon. Ich muss also nicht nur auf das aufpassen, was ich getan habe, sondern auch darauf, was ich vielleicht tun könnte oder wozu man mich vielleicht verleiten könnte.«

»Bingo.«

»Und Sie haben keine Ahnung, wer M V D die Informationen für diesen Bericht zugespielt haben könnte?«

»Noch nicht. Aber, hey, Sie haben mich jetzt mit der Gegen-spionage beauftragt. Mal sehen, was sich da finden lässt.« Sie stand auf. »Kann ich Ihnen sonst noch irgendwie helfen?«

»Nein. Danke, Cingle, ich glaube, das war's.«

»Cool. Ach, ich hab die Rechnung für den Jenrette-Marantz-Fall dabei. Wem soll ich die geben?«

Muse sagte: »Die übernehme ich.«

Cingle reichte sie ihr und lächelte mir zu. »Hat mir gefallen, wie Sie das im Gericht gemacht haben, Cope. Sie haben die richtig am Arsch gekriegt.«

»Ohne Ihre Hilfe wäre mir das nicht gelungen«, sagte ich.

»Ach was. Ich hab schon einige Staatsanwälte in Aktion gesehen. Sie sind aus dem richtigen Holz geschnitzt.«

»Danke. Ich frage mich allerdings gerade, ob wir die Realität nicht auch etwas zurechtgerückt haben, wenn wir Ihre Definition zugrunde legen?«

»Nein. Ich sollte ehrliche Informationen ans Tageslicht bringen. Das war keine Falle. Natürlich habe ich mein Aussehen benutzt, um an die Wahrheit heranzukommen. Aber dagegen ist nichts zu sagen.«

»Da stimme ich Ihnen zu.«

»Wow. Dann können wir dieses Gespräch jetzt in Harmonie beenden.«

Ich verschränkte die Finger und legte die Hände hinter den Kopf. »MVD muss Sie vermissen.«

»Ich habe gehört, dass sie eine neue *Hottie* haben. Sie soll sehr gut sein.«

»Aber bestimmt nicht mit Ihnen vergleichbar.«

»Da seien Sie sich mal nicht so sicher. Aber vielleicht kann ich sie abwerben. Ich könnte eine zweite *Hottie* brauchen, und sie scheint etwas andere Geschmäcker anzusprechen.«

»Inwiefern?«

»Ich bin blond. Die neue bei MVD ist dunkelhäutig.«

»Afroamerikanerin?«

»Nein.«

Und dann hatte ich das Gefühl, dass der Boden unter mir nachgab, als Cingle Shaker ergänzte: »Ich glaub, sie ist Inderin.«

31

Ich rief Raya Singh auf dem Handy an. Cingle Shaker war gegangen, aber Muse war noch im Büro geblieben.

Raya meldete sich nach dem dritten Klingeln. »Hallo?«

»Vielleicht hatten Sie Recht«, sagte ich zu ihr.

»Mr Copeland?«

Der Akzent klang so unecht. Wie hatte ich ihr das abnehmen können? Oder hatte ich es doch irgendwo schon die ganze Zeit gewusst?

»Nennen Sie mich Cope«, sagte ich.

»Okay, äh, Cope«, sagte sie herzlich. Ich hörte diesen wissen-den Unterton. »In welchem Punkt hatte ich vielleicht Recht?«

»Dass ich nicht wissen kann, ob Sie nicht womöglich die Richtige für mich sind? Dass ich nicht wissen kann, ob Sie mich nicht in einen Glückstaumel versetzen?«

Muse rollte die Augen. Dann steckte sie sich den Finger in den Mund und tat so, als ob sie sich übergeben müsste.

Ich versuchte, mich noch für diesen Abend mit Raya zu verabreden, aber sie wollte nichts davon wissen. Ich drängelte nicht. Wenn ich zu sehr drängelte, hätte sie vielleicht Verdacht geschöpft. Wir verabredeten uns für morgen früh.

Ich legte auf und sah Muse an. Muse schüttelte den Kopf.

»Fangen Sie gar nicht erst an.«

»Hat sie wirklich was von einem Glückstaumel gesagt?«

»Ich habe gesagt, Sie sollen gar nicht erst anfangen.«

Sie schüttelte noch einmal den Kopf.

Ich sah auf die Uhr. Halb neun.

»Ich muss mich auf den Heimweg machen«, sagte ich.

»Okay.«

»Was ist mit Ihnen, Muse?«

»Ich hab noch was zu erledigen.«

»Es ist spät. Gehen Sie nach Hause.«

Sie ignorierte mich. »Jenrette und Marantz«, sagte Muse, »arbeiten wirklich mit allen Mitteln.«

»Ich halt schon durch.«

»Ich weiß. Aber es ist doch beeindruckend, was Eltern alles tun, um ihre Kinder zu beschützen.«

Ich wollte schon sagen, dass ich das verstand, weil ich ja selbst eine Tochter hatte und alles tun würde, um Schaden von ihr abzuwenden, aber das hätte einfach zu herablassend geklungen.

»So leicht bin ich nicht zu beeindrucken, Muse. Sie arbeiten hier jeden Tag. Sie wissen, wozu Menschen fähig sind.«

»Genau darauf wollte ich hinaus.«

»Worauf?«

»Jenrette und Marantz haben mitgekriegt, dass Sie in die Politik gehen wollen. Sie halten das für Ihren Schwachpunkt. Also haben sie sich auf Sie gestürzt und versuchen jetzt, Sie mit allen Mitteln einzuschüchtern. Das ist ziemlich clever. Die meisten

Menschen hätten längst klein beigegeben. Ihr Fall ist sowieso nicht hundertprozentig wasserdicht. Die beiden dachten wohl, wenn Sie so unter Druck geraten, lassen Sie sich auf einen Vergleich ein.«

»Da haben sie sich vertan. Und jetzt?«

»Und jetzt scheinen Sie zu glauben, dass die beiden einfach aufgeben. Meinen Sie, die hätten es nur auf Sie abgesehen? Oder ist das vielleicht der Grund, dass Richter Pierce alle Anwälte für morgen früh in sein Büro bestellt hat?«

*

Als ich zu Hause ankam, hatte ich eine E-Mail von Lucy.

Erinnerst du dich noch daran, wie wir uns früher gegenseitig unsere Lieblingslieder vorgespielt haben? Ich weiß nicht, ob du das hier kennst, aber hör doch mal rein. Ich werde nicht so unverschämt sein und verlangen, dass du an mich denkst, wenn du es hörst. Aber hoffen kann ich ja.

Alles Liebe,

Lucy

Ich lud den Song im Anhang herunter. Es war Back *in Your Arms*, ein ziemlich selten gespielter Klassiker von Bruce Springsteen. Ich hörte ihn am Computer. Bruce sang etwas über Gleichgültigkeit und Bedauern, darüber, was er alles weggeworfen hat und dass er es wieder zurückhaben möchte und sich danach sehnt, wieder in ihren Armen zu liegen.

Ich fing an zu weinen.

Als ich so allein im Halbdunkel saß, diesen Song anhörte, dabei an Lucy und an jene Nacht dachte, habe ich doch tatsächlich zum ersten Mal seit dem Tod meiner Frau wieder geweint.

Ich kopierte den Song auf meinen iPod und nahm ihn mit ins

Schlafzimmer. Da hörte ich ihn mir noch einmal an. Und dann noch einmal. Irgendwann schlieffich endlich ein.

*

Am nächsten Morgen erwartete Raya mich vor dem Bistro Janice in Ho-Ho-Kus, einer Kleinstadt im Osten New Jerseys. Niemand wusste genau, ob der Ort Hohokus, Ho Ho Kus oder HoHoKus hieß. Manche Leute behaupteten, der Name basiere auf einem Wort aus der Sprache der Lenni Lenape, dem Indianervolk, das dieses Gebiet bewohnt hatte, bis die Holländer 1698 ihre ersten Siedlungen bauten. Es gibt jedoch keinen echten Beweis dafür, welche Aussprache richtig ist, was die Alten aber nicht davon abhält, darüber zu streiten.

Raya trug eine dunkle Jeans und eine weiße Bluse. Der oberste Knopf war offen. Sie sah teuflisch gut aus. Einfach teuflisch. Die weibliche Schönheit wirkte trotzdem, obwohl ich wusste, welches Spiel sie mit mir spielte. Ich war wütend auf sie, weil sie mich reingelegt hatte, fühlte mich aber trotzdem zu ihr hingezogen, und dafür hasste ich mich.

Andererseits, so schön und jung sie auch war, mit Lucy konnte sie doch nicht ganz mithalten. Der Gedanke beruhigte mich. Ich hielt mich daran fest. Ich dachte weiter an Lucy, und ein seltsames Lächeln breitete sich in meinem Gesicht aus. Ich atmete etwas flacher. So war es mir früher immer in Lucys Nähe gegangen. Jetzt geschah es wieder.

Versteh einer die Liebe.

»Ich bin ja so froh, dass Sie angerufen haben«, sagte Raya.

»Ich auch.«

Raya gab mir einen Kuss auf die Wange. Sie verströmte einen leichten Lavendelduft. Wir gingen nach hinten, wo ein bemerkenswertes Gemälde, das die Tochter des Besitzers gemalt hatte, die ganze Wand einnahm. Lebensgroße Gäste sahen uns darauf an, und ihre Blicke schienen uns überallhin zu folgen. Wir setz-

ten uns in die letzte Nische unter eine riesige Uhr. Ich kam seit vier Jahren zum Essen ins Bistro Janice. Die Uhr war noch nicht ein einziges Mal richtig gegangen. Es handelte sich wohl um einen kleinen Scherz des Besitzers.

Wir nahmen Platz. Raya versuchte, mich mit einem umwerfenden Lächeln zum Dahinschmelzen zu bringen. Ich dachte an Lucy. Die Wirkung war schlagartig verschwunden.

»Also«, sagte ich, »Sie sind also Privatdetektivin.«

Spitzfindigkeit brachte mir hier nichts. Dafür hatte ich jetzt weder Zeit noch Geduld. Ich sprach einfach weiter, bevor sie versuchte, das abzustreiten.

»Sie arbeiten für Most Valuable Detection in Newark, New Jersey. Sie arbeiten nicht als Bedienung in diesem indischen Restaurant. Das hätte ich da schon merken müssen, als die Frau am Empfang Sie nicht kannte.«

Ihr Lächeln flackerte kurz, strahlte dann aber mit derselben Intensität weiter. Sie zuckte die Achseln. »Wie sind Sie drauf gekommen?«

»Das sag ich Ihnen später. Wie viel von dem, was Sie mir erzählt haben, war gelogen?«

»Eigentlich nicht sehr viel.«

»Bleiben Sie dabei, dass Sie nicht wussten, wer Manolo Santiago wirklich war?«

»Ja. Ich habe erst erfahren, dass er Gil Perez war, als Sie es mir erzählt haben.«

Das überraschte mich.

»Wie haben Sie ihn kennengelernt?«, fragte ich.

Sie lehnte sich zurück und verschränkte die Arme. »Ich muss nicht mit Ihnen reden. Es geht um Ergebnisse einer Ermittlung, die ich im Auftrag eines Rechtsanwalts durchgeführt habe.«

»Das wäre ein Argument, wenn Jenrette Ihnen den Auftrag über Mort oder Flair gegeben hätte. Da gibt es allerdings ein Problem. Sie beobachten mich. Also werden Sie nicht belegen

können, dass zwischen Gil Perez und Ihrer Arbeit für Jenrette oder Marantz eine Verbindung besteht.«

Sie sagte nichts.

»Und da Sie keine Skrupel haben, mich unter Druck zu setzen, werde ich mich auch nicht zurückhalten. Ich darf davon ausgehen, dass Sie sich nicht ertappen lassen sollten. Und MVD braucht auch gar nichts davon zu erfahren. Eine Hand wäscht die andere, eine Win-Win-Situation, wenn Sie wollen, können Sie auch Ihr eigenes Klischee einsetzen.«

Sie lächelte.

»Ich habe ihn auf der Straße kennengelernt«, sagte sie. »Genau wie ich Ihnen erzählt habe.«

»Aber das war kein Zufall.«

»Nein, Zufall war das nicht. Meine Aufgabe bestand darin, ihm näherzukommen.«

»Warum ihm?«

John, der Besitzer vom Bistro Janice - Janice war seine Frau und die Köchin —, kam zu uns an den Tisch. Er schüttelte mir die Hand und fragte, wer die reizende Dame sei. Ich stellte ihn vor. Er küsste ihr die Hand. Ich sah ihn stirnrunzelnd an. Er ging.

»Er hatte behauptet, er hätte Informationen über Sie.«

»Das versteh ich nicht. Gil Perez ist einfach von sich aus an MVD herangetreten ...«

»Für uns war er Manolo Santiago.«

»Stimmt, okay, Manolo Santiago hat sich also bei MVD gemeldet und behauptet, dass er dabei helfen könnte, mich in den Dreck zu ziehen.«

»In den Dreck ziehen ist etwas stark, Paul.«

»Nennen Sie mich Staatsanwalt Copeland«, sagte ich. »Aber genau das war doch Ihr Job, oder? Sie sollten irgendwas finden, was mich belastet. Damit ich die Finger von dem Jenrette-Marantz-Fall lasse.«

Sie antwortete nicht. Das war auch nicht nötig.

»Und da Sie sich nicht auf die anwaltliche Schweigepflicht berufen können, beantworten Sie auch meine Fragen. Flair würde seinen Mandanten so etwas nicht durchgehen lassen. Und Mort ist zwar eine absolute Nervensäge, aber so unethische Sachen macht selbst der nicht mit. EJ Jenrette hat MVD auf eigene Faust beauftragt.«

»Dazu darf ich nichts sagen. Kann ich auch nicht, weil ich das nicht weiß. Ich arbeite im Außendienst. Für den Kontakt mit den Klienten sind andere zuständig.«

Der innere Aufbau von MVD interessierte mich eigentlich nicht, ich hatte aber den Eindruck, dass sie meine Vermutung indirekt bestätigte.

»Manolo Santiago ist also zu Ihnen gekommen«, fuhr ich fort. »Er hat gesagt, er hätte Informationen über mich. Und was ist dann passiert?«

»Er wollte nicht sagen, worum es geht. Er hat sich geziert. Er wollte Geld. Viel Geld.«

»Und Sie haben Jenrette diese Nachricht übermittelt.«

Sie zuckte die Achseln.

»Und Jenrette war bereit zu zahlen. Also machen wir am besten da weiter.«

»Wir haben auf einem Beweis bestanden. Manolo erzählte, dass er die Details noch festklopfen musste. Aber jetzt kommt's. Wir wussten inzwischen, dass Manolo Santiago nicht sein echter Name war. Aber wir wussten auch, dass er was Großes in der Hinterhand hatte. Vielleicht sogar was richtig Großes.«

»Zum Beispiel?«

Der Kellner brachte unser Wasser. Raya trank einen Schluck.

»Er hat behauptet, er wüsste, was damals wirklich in dieser Nacht im Wald passiert ist. Er könnte beweisen, dass Sie damals gelogen haben.«

Ich sagte nichts.

»Wie ist er an MVD geraten?«, fragte ich.

»Was meinen Sie damit?«

Aber ich überlegte noch einmal.

»Ihr wart in Russland, um Sachen über meine Eltern zu erfahren.«

»Ich nicht.«

»Nein, aber irgendwelche Leute von MVD. Und so habt ihr auch von den alten Morden erfahren und dass der Sheriff mich damals sogar vernommen hat. Also ...«

Jetzt hatte ich es.

»Also habt ihr mit allen gesprochen, die irgendwas mit dem Fall zu tun haben. Ich weiß, dass jemand bei Wayne Steubens war. Also wart ihr auch bei den Perez', stimmt's?«

»Keine Ahnung, klingt aber logisch.«

»Und dadurch hatte Gil davon erfahren. Ihr seid bei Mr oder Mrs Perez gewesen. Einer von ihnen hat ihn dann angerufen, und Gil hat das als seine Chance zum Absahnen gesehen. Also hat er sich bei euch gemeldet. Er hat nicht gesagt, wer er ist, euch aber so viele Informationen geliefert, dass ihr neugierig wurdet. Also wurden Sie losgeschickt, um ihn — was? - zu verführen?«

»Ich sollte ihm näherkommen. Von Verführen war nicht die Rede.«

»*You say »tomato«, I say »tomahto«.* Hat er den Köder geschluckt?«

»Im Allgemeinen neigen Männer dazu.«

Ich musste daran denken, was Cingle erzählt hatte. Ich wollte die Diskussion nicht noch einmal führen.

»Und was hat er Ihnen gesagt?«

»So gut wie nichts. Na ja, er hat gesagt, dass Sie in der Nacht mit einem Mädchen zusammen waren. Einer Lucy. Mehr weiß ich nicht - das habe ich Ihnen ja auch schon gesagt. Am Tag nach unserem Treffen habe ich Manolo auf dem Handy an-

gerufen. Detective York hat sich gemeldet. Den Rest wissen Sie.«

»Also ist Gil noch auf der Suche nach Beweisen gewesen? Damit er seinen großen Zahltag bekommt?«

»Genau.«

Ich überlegte. Er hatte Ira Silverstein besucht. Warum? Was hätte Ira ihm sagen können?

»Hat Gil irgendwas über meine Schwester gesagt?«

»Nein.«

»Hat er was, na ja, über Gil Perez gesagt? Oder über die anderen Opfer?«

»Nichts. Er wollte, wie gesagt, nicht mit der Sprache rausrücken. Aber es war ganz offensichtlich, dass er was Großes hatte.«

»Und dann war er plötzlich tot.«

Sie lächelte. »Sie können sich vorstellen, was wir gedacht haben.«

Der Kellner kam und fragte, was wir wollten. Ich bestellte den Salat von der Tageskarte, Raya einen Cheeseburger, medium durch.

»Ich höre«, sagte ich.

»Ein Mann sagt, dass er was gegen Sie in der Hand hat. Er will Geld dafür haben, dass er uns Beweise bringt. Und dann, bevor er uns sagen kann, worum es geht, liegt er plötzlich tot auf der Straße.« Raya riss ein kleines Stück Brot ab und dippte es in Olivenöl. »Was hätten Sie da gedacht?«

Ich sparte mir die offensichtliche Antwort. »Nachdem Gil tot aufgefunden worden war, hat sich Ihre Aufgabenstellung also geändert?«

»Ja.«

»Sie sollten mir näherkommen.«

»Ja. Ich dachte, meine hilflose Kalkutta-Story würde Ihnen ans Herz gehen. Ich dachte, Sie sind der richtige Typ für so was.«

»Was ist das für ein Typ?«

Sie zuckte die Achseln. »Einfach der richtige. Ich weiß auch nicht. Aber dann haben Sie nicht zurückgerufen. Also musste ich Sie anrufen.«

»Dieses Einzimmerapartment in Ramsey, wo Gil angeblich gewohnt hat ...«

»Das hatten wir angemietet. Ich wollte Sie da zum Reden bringen.«

»Und ich hab ja auch was erzählt.«

»Ja. Aber wir wussten nicht, ob das wahr ist. Wir haben nicht mal gewusst, ob da überhaupt was dran ist. Eigentlich hat keiner geglaubt, dass Manolo Santiago wirklich Gil Perez war. MVD ist davon ausgegangen, dass er ein Verwandter sein könnte.«

»Und Sie?«

»Ich habe Ihnen geglaubt.«

»Ich habe Ihnen auch erzählt, dass Lucy damals meine Freundin war.«

»Das wussten wir schon. Wir hatten sie auch schon ausfindig gemacht.«

»Wie?«

»Na ja, wir sind schließlich eine Detektei, oder? Aber laut Santiago hat auch sie irgendwie gelogen über das, was damals passiert ist. Also sind wir davon ausgegangen, dass es nichts bringt, wenn wir sie direkt fragen.«

»Und so ist MVD auf die Idee mit den Berichten gekommen.«

»Genau.«

»Woher stammen die Informationen?«

»Das weiß ich nicht.«

»Und Lonnie Berger hatte den Auftrag, Lucy auszuspionieren.«

Sie nickte nur kurz.

»Noch was?«, fragte ich.

»Nein«, sagte sie. »Außer dass ich eigentlich ziemlich erleichtert bin, dass Sie das rausgekriegt haben. Solange ich Sie für einen Mordverdächtigen gehalten habe, war das noch ganz okay. Danach bin ich mir nur noch schäbig vorgekommen.«

»Es wäre möglich, dass ich Ihre Aussage brauche.«

»Ich mache keine Aussage.«

»Ja«, sagte ich. »So was höre ich immer wieder.«

32

Loren Muse recherchierte den Background der Familie Perez.

Ein Punkt fiel ihr sofort ins Auge: Die Bar, in der Cope Gils Vater getroffen hatte, gehörte der Familie. Das war interessant. Die Perez' waren arme Einwanderer gewesen, und jetzt besaßen sie ein Gesamtvermögen von mindestens vier Millionen Dollar. Allerdings passte es natürlich auch, wenn man vor zwanzig Jahren mit einer knappen Million angefangen und das Geld auch nur halbwegs vernünftig angelegt hatte.

Sie fragte sich, ob das etwas zu bedeuten hatte, als das Telefon klingelte. Sie griff nach dem Hörer und klemmte ihn zwischen Schulter und Ohr.

»Muse.«

»Yo, Süße, Andrew hier.«

Andrew Barrett war ihr Kontaktmann am *John Jay College*, einem Universitätsinstitut, das sich auf Spurensicherung in Kriminalfällen spezialisiert hatte. Sie hatte ihm den Auftrag gegeben, den Wald um das ehemalige Ferienlager mit seinem neuartigen Bodenradar nach Leichen abzusuchen.

»Süße?«

»Ich arbeite fast nur mit Maschinen«, sagte er. »Mit Menschen bin ich nicht so gut.«

»Alles klar. Und, gibt's irgendwelche Probleme?«

»Äh, eigentlich nicht.«

Er klang seltsam verhalten.

»Sind Sie schon im Wald?«, fragte sie.

»Soll das ein Witz sein? Klar sind wir schon da. Wir sind gestern Abend gleich losgefahren, als Sie uns das Okay gegeben hatten. Dann haben wir im *Motel 6* übernachtet und waren mit dem ersten Tageslicht hier draußen.«

»Und?«

»Also waren wir dann im Wald, ja? Und da haben wir mit der Suche angefangen. Das XRJ - das ist das Radar -, also, das XRJ hat erst ein bisschen komisch reagiert, aber das haben wir dann wieder hingekriegt. Ach, ich hab auch noch ein paar Studenten mitgebracht. Das ist doch in Ordnung, oder?«

»Ich hab nix dagegen.«

»Dachte ich mir schon. Sie kennen auch keinen davon. Na ja, wie auch? Das sind gute Kids, die sich freuen, mal ein bisschen praktische Arbeit machen zu können. Sie erinnern sich bestimmt noch von früher an so was. Wenn man mal an einen echten Fall rankommt. Die haben im Motel noch die ganze Nacht im Internet recherchiert, haben alles über das Ferienlager und was da passiert ist, gelesen.«

»Andrew?«

»Ach ja, 'tschuldigung. Ich hab ja schon gesagt, dass ich mit Maschinen besser umgehen kann als mit Menschen. Wobei ich natürlich keine Maschinen unterrichte, klar. Also die Studenten sind schließlich Menschen aus Fleisch und Blut, aber trotzdem ...« Er räusperte sich. »Na ja, Sie erinnern sich doch noch, wie ich gesagt hab, dass dieses Bodenradar - das XRJ - ein echtes Wunderding ist?«

»Ja.«

»Also, na ja, ich hab Recht gehabt.«

Muse nahm den Hörer in die andere Hand. »Wollen Sie damit sagen ... ?«

»Ich will sagen, dass Sie schnell mal rauskommen sollten. Die Gerichtsmedizinerin ist natürlich auch schon unterwegs, aber wenn Sie sich das selbst noch angucken wollen ...«

Detective Yorks Telefon klingelte. Er nahm den Hörer ab.
»York.«

»Hey, hier ist Max, von der Spurensicherung.«

Max Reynolds war der Verbindungsmann zur Spurensicherung für diesen Fall. Das hatten sie unten bei der Spurensicherung neu eingerichtet. Verbindungsleute. Für jeden Mordfall bekam man einen neuen. York arbeitete gern mit Max. Er war ein cleverer Bursche und konnte die wichtigen Informationen gut übermitteln. Ein paar von denen da unten guckten einfach zu viel Fernsehen und meinten offenbar, sie müssten immer lange Erläuterungen von sich geben.

»Was gibt's, Max?«

»Das Ergebnis von dem Teppichfaser-Test ist da. Sie wissen schon, von Manolo Santiagos Leiche.«

»Okay.«

Normalerweise schickte der Verbindungsmann einfach einen Bericht.

»Irgendwas Ungewöhnliches?«

»Ja.«

»Was?«

»Die Fasern sind alt.«

»Was wollen Sie damit sagen?«

»Normalerweise bringt so ein Test nichts. Die Autohersteller kaufen alle mehr oder weniger die gleichen Teppiche. Also kriegt man bestenfalls raus, dass es ein Wagen von General Motors ist und hat dann noch eine Zeitspanne von fünf Jahren, in der dieser Teppich eingebaut worden ist. Manchmal hat man etwas mehr Glück, weil die Farbe nur in einem bestimmten Mo-

dell verwendet wurde oder nur für ein Jahr oder so. Also steht dann hinterher im Bericht zum Beispiel: Hersteller: Ford, Farbe der Inneneinrichtung: grau, Baujahr: 1999 bis 2004. So in der Art.«

»Okay.«

»Die Fasern von diesem Teppich sind alt.«

»Dann ist es vielleicht gar kein Autoteppich. Vielleicht hat der Täter ihn für den Transport in einen alten Teppich gewickelt.«

»Das haben wir auch erst gedacht. Aber wir sind dem weiter nachgegangen. Es ist ein Autoteppich, aber das Auto muss über dreißig Jahre alt sein.«

»Wow.«

»Dieser Teppichboden wurde zwischen 1968 und 1974 verwendet.«

»Sonst noch was?«

»Es stammt«, sagte Reynolds, »von einem deutschen Hersteller.«

»Mercedes Benz?«

»Nee, so was Nobles nicht«, sagte er. »Ich vermute, dass er aus einem Volkswagen stammt.«

*

Lucy beschloss, es noch einmal bei ihrem Vater zu versuchen.

Als sie ankam, malte Ira. Schwester Rebecca war bei ihm. Als Lucy eintrat, warf ihr die Schwester einen warnenden Blick zu. Ihr Vater hatte ihr den Rücken zugewandt.

»Ira?«

Er drehte sich um und sah sie an. Bei seinem Anblick wäre Lucy fast einen Schritt zurückgetreten. Ira sah furchtbar aus. Sein Gesicht war leichenblass. Er war schlecht rasiert, so dass spitze Stoppeln aus Wangen und Hals sprossen. Seine Haare waren immer etwas widerspenstig gewesen. Normalerweise stand

ihm das. Heute nicht, heute sah er aus, als hätte er zu lange unter Obdachlosen gelebt.

»Wie geht's dir?«, fragte Lucy.

Schwester Rebecca sah sie weiter missbilligend an.

»Nicht so gut«, sagte er.

»Was malst du da?«

Lucy ging zur Leinwand. Als sie das Motiv sah, zuckte sie zusammen.

Wald.

Es brachte sie zurück in die Vergangenheit. Natürlich war es ihr Wald. Der vom Ferienlager. Sie wusste genau, wo diese Stelle war. Jedes Detail stimmte. Faszinierend. Er hatte alle Fotos vom Lager vernichtet, und normalerweise hätte man aus dieser Perspektive auch kein Foto gemacht. Ira malte aus der Erinnerung. Dieser Anblick war ihm im Gedächtnis haften geblieben.

Das Bild zeigte eine Nachtszene. Der Mond erleuchtete die Baumwipfel.

Lucy sah ihren Vater an. Ihr Vater sah sie an.

»Wir würden gern allein sein«, sagte Lucy zur Schwester.

»Ich halte das für keine gute Idee.«

Schwester Rebecca glaubte, dass es durch Reden noch schlimmer werden würde. Das Gegenteil war der Fall. Irgendetwas hatte sich in Iras Kopf festgesetzt. Nach all den Jahren mussten Ira und Lucy sich jetzt endlich damit auseinandersetzen.

Ira sagte: »Rebecca?«

»Ja, Ira.«

»Gehen Sie.«

Einfach so. Es klang nicht kalt, aber auch nicht ausgesprochen freundlich. Rebecca ließ sich Zeit, strich ihren Rock glatt und stand seufzend auf.

»Wenn Sie mich brauchen«, sagte sie, »rufen Sie mich einfach. In Ordnung, Ira?«

Ira sagte nichts. Rebecca ging. Sie ließ die Tür offen.

In Iras Zimmer lief keine Musik. Das überraschte Lucy.

»Soll ich eine Platte auflegen? Vielleicht was von Hendrix?«

Ira schüttelte den Kopf. »Jetzt nicht, nein.«

Er schloss die Augen. Lucy setzte sich neben ihn und nahm seine Hände.

»Ich liebe dich«, sagte sie.

»Ich liebe dich auch. Mehr als alles andere. Immer. Und das wird auch immer so bleiben.«

Lucy wartete. Er hatte die Augen geschlossen.

»Du denkst an früher, an den Sommer«, sagte sie.

Seine Augen blieben geschlossen.

»Als Manolo Santiago zu dir gekommen ist..«

Er kniff sie fester zusammen.

»Ira?«

»Woher wusstest du das?«

»Was wusste ich?«

»Dass er bei mir war?«

»Es stand im Gästebuch.«

»Aber ...« Endlich öffnete er die Augen. »Da steckt noch mehr dahinter, oder?«

»Wie meinst du das?«

»Hat er dich auch besucht?«

»Nein.«

Das schien ihn zu überraschen. Lucy beschloss, es auf einem anderen Weg zu versuchen.

»Kannst du dich noch an Paul Copeland erinnern?«, fragte sie.

Wieder schloss er die Augen, als hätte sie ihm mit dieser Frage einen Schlag versetzt. »Natürlich.«

»Ich hab ihn getroffen«, sagte sie.

Seine Augen sprangen auf. »Was?«

»Er hat mich besucht.«

Seine Kinnlade fiel herunter.

»Irgendwas läuft hier, Ira. Irgendwie kommt das Ganze nach all den Jahren wieder zurück. Ich muss rauskriegen, woran das liegt.«

»Nein, musst du nicht.«

»Doch. Und du musst mir dabei helfen, okay?«

»Warum ...?« Er stockte. »Warum hat Paul Copeland dich besucht?«

»Weil er wissen will, was damals wirklich passiert ist.« Sie legte den Kopf schräg. »Was hast du Manolo Santiago erzählt?«

»Nichts!«, schrie er fast. »Absolut nichts!«

»Schon gut, Ira. Aber hör doch mal, ich muss wissen ...«

»Nein, musst du nicht.«

»Was muss ich nicht wissen? Was hast du ihm erzählt, Ira?«

»Paul Copeland.«

»Was?«

»Paul Copeland.«

»Ich hab den Namen verstanden, Ira. Was ist mit ihm?«

Seine Augen wirkten fast klar. »Ich will ihn sprechen.«

»Okay.«

»Jetzt. Ich will ihn jetzt sprechen.«

Er wurde mit jeder Sekunde aufgeregter. Sie sagte mit leiser Stimme: »Ich rufe ihn an, ja? Ich sag ihm, dass er ...«

»Nein!«

Er drehte sich um und starrte sein Bild an. Tränen traten ihm in die Augen. Er streckte die Hand in Richtung des gemalten Waldes aus, als ob er darin verschwinden könnte.

»Was ist los, Ira?«

»Allein«, sagte er. »Ich will allein mit Paul Copeland sprechen.«

»Ich soll nicht mitkommen?«

Er schüttelte den Kopf und starrte weiter auf den Wald.

»Ich kann's dir nicht erzählen, Luce. Ich würd ja gern. Aber ich kann nicht. Paul Copeland. Sag ihm, dass er herkommen

soll. Allein. Ich erzähl ihm, was er wissen muss. Vielleicht verschwinden die Geister aus der Vergangenheit dann ja wieder.«

Als ich wieder in meinem Büro ankam, erwartete mich der nächste Schock.

»Glenda Perez erwartet Sie«, sagte Jocelyn Durels.

»Wer?«

»Sie ist Anwältin. Aber sie meinte, Sie würden sie eher als Schwester von Gil Perez kennen.«

Der Name war mir entfallen. Als ich in den Wartebereich ging, erkannte ich sie sofort. Glenda Perez sah genauso aus wie auf den Fotos, die bei ihren Eltern auf dem Kaminsims standen.

»Miss Perez?«

Sie stand auf und schüttelte mir flüchtig die Hand. »Darf ich davon ausgehen, dass Sie Zeit haben, mit mir zu sprechen?«.

»Das dürfen Sie.«

Glenda Perez wartete nicht, dass ich ihr den Weg zeigte. Sie ging mit hocherhobenem Kopf voraus. Ich folgte ihr in mein Büro und schloss die Tür hinter mir. Normalerweise hätte ich auf die Taste der Gegensprechanlage gedrückt und »Keine Unterbrechungen, bitte«, gesagt, ich war aber sicher, dass Jocelyn das an unserer Körpersprache schon erkannt hatte.

Mit einer Geste forderte ich sie auf, Platz zu nehmen. Sie blieb stehen. Ich ging hinter meinen Schreibtisch und setzte mich. Glenda Perez stellte die Hände in die Hüften und starrte auf mich herab.

»Sagen Sie, Mr Copeland, macht es Ihnen Spaß, alten Leuten Angst einzuflößen?«

»Am Anfang nicht, da fand ich es etwas ermüdend. Aber wenn man erst mal den richtigen Dreh raus hat, tja, dann macht es schon irgendwie Spaß.«

Sie ließ die Hände sinken.

»Finden Sie das komisch?«

»Wie wäre es, wenn Sie sich setzen, Miss Perez?«

»Haben Sie meine Eltern bedroht?«

»Nein. Ach, Moment, doch. Ihren Vater. Ich habe gesagt, wenn er mir nicht die Wahrheit sagt, mache ich ihm sein Leben zur Hölle und werde Ermittlungen gegen ihn und seine Kinder aufnehmen. Wenn Sie das eine Drohung nennen, ja, dann habe ich ihn bedroht.«

Ich lächelte sie an. Sie hatte mit Dementi, Entschuldigungen und Rechtfertigungen gerechnet. Die hatte ich nicht geliefert, also auch kein Öl ins Feuer gegossen. Sie öffnete den Mund, schloss ihn wieder und setzte sich hin.

»Also«, sagte ich. »Sparen wir uns das Vorgeplänkel. Ihr Bruder hat diesen Wald vor zwanzig Jahren aus eigener Kraft verlassen. Ich muss wissen, was damals passiert ist.«

Glenda Perez trug ein graues Businesskostüm. Ihre Strümpfe waren strahlend weiß. Sie schlug die Beine übereinander und versuchte, entspannt auszusehen. Es gelang ihr nicht. Ich wartete.

»Das stimmt nicht. Mein Bruder ist gemeinsam mit Ihrer Schwester ermordet worden.«

»Ich dachte, wir wollten uns das Vorgeplänkel sparen?«

Sie richtete sich auf und klopfte sich mit dem Zeigefinger auf die Lippen.

»Haben Sie wirklich Ermittlungen gegen meine Familie aufgenommen?«

»Wir sprechen hier über die Ermordung meiner Schwester, Miss Perez. Gerade Sie sollten das eigentlich verstehen.«

»Das heißt dann wohl ja.«

»Es ist ein sehr deutliches und sehr gehässiges Ja.«

Sie klopfte sich weiter auf die Lippen. Ich wartete noch ein bisschen.

»Wie wäre es, wenn wir anfangen, ein bisschen zu spekulieren?«

Ich breitete die Hände aus. »Für Spekulationen bin ich immer zu haben.«

»Nehmen wir mal an«, fing Glenda Perez an, »dieser Mann, dieser Manolo Santiago, wäre tatsächlich mein Bruder gewesen. Beachten Sie bitte, dass das jetzt reine Spekulation ist.«

»Okay, ich nehme es an. Und jetzt?«

»Was denken Sie, was das für meine Familie bedeuten würde?«

»Dass sie mich belogen haben.«

»Aber nicht nur Sie.«

Ich lehnte mich zurück. »Wen noch?«

»Alle.«

Das Lippenklopfen ging wieder los.

»Wie Sie wissen, haben all unsere Familien einen Prozess angestrengt. Wir haben Schadenersatz in Höhe von mehreren Millionen Dollar erhalten. Das wäre dann ja wohl Betrug. Wenn unsere Spekulation zutreffen sollte.«

Ich sagte nichts.

»Mit dem Geld hat die Familie ein Geschäft gekauft, meine Ausbildung bezahlt und viel in die Gesundheit und Pflege meines Bruders gesteckt. Wenn wir dieses Geld nicht gehabt hätten, würde Tomas in einem Heim leben, sofern er überhaupt noch am Leben wäre. Verstehen Sie, was ich sagen will?«

»Ja.«

»Und wenn Gil jetzt, rein spekulativ, damals noch am Leben gewesen wäre und wir das gewusst hätten, dann hätten wir einen Schadenersatzprozess aufgrund von falschen Angaben geführt. Wir müssten das Geld zurückzahlen, dazu könnten noch Geld- oder womöglich sogar Gefängnisstrafen kommen. Außerdem haben die Strafverfolgungsbehörden damals wegen vierfachen Mordes ermittelt. Der Prozess basierte auf der Annahme,

dass alle vier Teenager im Wald gestorben sind. Wenn Gil aber überlebt hätte, könnte man uns außerdem der Behinderung eines laufenden Verfahrens beschuldigen. Verstehen Sie, was ich meine?«

Wir sahen uns an. Jetzt war sie mit Warten an der Reihe.

»Es gibt da noch ein weiteres Problem mit Ihrer Spekulation«, sagte ich.

»Und das wäre?«

»Vier Personen gehen in den Wald. Eine kommt lebend wieder heraus. Diese Person verheimlicht die Tatsache, dass sie noch am Leben ist. Aufgrund Ihrer Spekulation könnte man dann annehmen, dass diese Person die anderen drei ermordet hat.«

Lippenklopfen. »Ich kann durchaus nachvollziehen, dass Sie auch diese Möglichkeit in Erwägung ziehen.«

»Aber?«

»Das hat er nicht.«

»Und das soll ich Ihnen einfach glauben?«

»Spielt das eine Rolle?«

»Selbstverständlich.«

»Wenn mein Bruder sie umgebracht hätte, wäre damit doch alles vorbei, oder? Er ist tot. Sie können ihn nicht zurückbringen und juristisch belangen.«

»Da haben Sie Recht.«

»Danke.«

»Hat Ihr Bruder meine Schwester umgebracht?«

»Nein, das hat er nicht.«

»Wer war es dann?«

Glenda Perez stand auf. »Ich habe lange nichts davon gewusst. Innerhalb unserer Spekulation wusste ich nicht, dass mein Bruder am Leben war.«

»Und Ihre Eltern?«

»Ich bin nicht gekommen, um über meine Eltern zu reden.«

»Ich muss wissen ...«

»Wer Ihre Schwester ermordet hat. Das habe ich inzwischen verstanden.«

»Und?«

»Und eins werde ich Ihnen noch erzählen. Damit hat es sich dann aber auch. Und ich werde eine Bedingung stellen, bevor ich es Ihnen erzähle.«

»Die wäre?«

»Dass dies für alle Zeiten eine Spekulation bleibt. Dass Sie aufhören, den Behörden gegenüber zu behaupten, dass Manolo Santiago mein Bruder war. Dass Sie versprechen, meine Eltern in Frieden zu lassen.«

»Das kann ich Ihnen nicht versprechen.«

»Dann kann ich Ihnen nicht sagen, was ich über Ihre Schwester weiß.«

Schweigen. Jetzt war es so weit. Wir hatten eine Pattsituation. Glenda Perez stand auf, um zu gehen.

»Sie sind Anwältin«, sagte ich. »Wenn ich Ermittlungen gegen Sie einleite, verlieren Sie Ihre Zulassung.«

»Schluss mit den Drohungen, Mr Copeland.«

Ich schwieg.

»Ich weiß etwas darüber, was in jener Nacht mit Ihrer Schwester passiert ist. Wenn Sie das erfahren wollen, werden Sie auf den Deal eingehen.«

»Und Sie akzeptieren mein Ehrenwort?«

»Nein. Ich habe einen Vertrag aufgesetzt.«

»Das ist doch wohl ein Witz?«

Glenda Perez griff in ihre Jackentasche und zog die Papiere heraus. Sie faltete sie auseinander. Es war im Prinzip eine Geheimhaltungsverpflichtung. Darin stand, dass ich nicht behaupten durfte, dass Manolo Santiago Gil Perez war, und dass ich als Staatsanwalt ihren Eltern in diesem Punkt Immunität gewährte.

»Ihnen ist natürlich klar, dass das vor Gericht keinen Bestand haben kann«, sagte ich.

Sie zuckte die Achseln. »Das ist das Beste, was ich in der kurzen Zeit hingekriegt habe.«

»Ich werde solange nichts verraten«, sagte ich, »wie es sich irgendwie vermeiden lässt. Ich habe kein Interesse daran, Ihnen oder Ihrer Familie Schaden zuzufügen. Ich höre auch auf, York oder irgend jemanden zu erzählen, dass ich Manolo Santiago für Ihren Bruder halte. Das kann ich alles machen. Aber wenn's hart auf hart kommt, bringt das nichts, und das wissen Sie ebenso gut wie ich.«

Glenda Perez zögerte. Dann faltete sie die Papiere zusammen, stopfte sie in die Tasche und ging zur Tür. Sie legte die Hand auf den Knauf und drehte sich zu mir um.

»Spekulieren wir noch?«, fragte sie.

»Ja.«

»Falls mein Bruder den Wald aus eigener Kraft verlassen hat, dann hat er das nicht allein getan.«

Mir gefror das Blut in den Adern. Ich konnte mich nicht bewegen. Ich versuchte, etwas zu sagen, bekam aber keinen Laut heraus. Ich sah Glenda Perez in die Augen. Sie erwiderte den Blick. Sie nickte, und ich sah, dass sie Tränen in den Augen hatte. Dann wandte sie sich ab und öffnete die Tür.

»Spielen Sie nicht mit mir, Glenda.«

»Das tu ich nicht, Paul. Mehr weiß ich nicht. Mein Bruder hatte jene Nacht überlebt. Genau wie Ihre Schwester.«

33

Der Tag kapitulierte vor den länger werdenden Schatten, als Loren Muse am Ferienlager ankam.

Auf dem Schild stand *Lake Charmaine Condominium Center*.

Sie wusste, dass das Grundstück riesig war und sich sogar bis über den Delaware River erstreckte, in dem hier die Grenze zwischen New Jersey und Pennsylvania verlief. Der See und die Wohnungen lagen in Pennsylvania. Der größte Teil des Waldes befand sich in New Jersey.

Muse konnte Wald nicht ausstehen. Sie trieb gern Sport, hegte aber eine tiefe Abneigung gegen die angeblich so tolle »Natur«. Sie hasste Mücken und Angeln, Waten und Wandern, seltene antike Funde, Dreck, Anschläge an Bäumen, Köder und preisgekrönte Schweine, ländliche Volksfeste und auch alles andere, was man »auf dem Lande« so machte.

Sie hielt vor dem kleinen Wärterhäuschen, zeigte kurz ihren Dienstausweis und wartete darauf, dass sich die Schranke öffnete. Das tat sie nicht. Der Wachmann, Typ aufgedunsener Bodybuilder, nahm ihren Dienstausweis mit ins Gebäude und ging zum Telefon.

»Hey, ich hab's eilig.«

»Machen Sie sich nicht gleich ins Höschen.«

»Ins Höschen ...?«

Sie kochte.

Sie sah ein paar Blaulichter blinken. Vermutlich parkende Polizeiwagen. Wahrscheinlich war jeder Bulle im Umkreis von mindestens fünfzig Kilometern gekommen, um sich das nicht entgehen zu lassen.

Der Wachmann legte auf. Er setzte sich in sein Häuschen und kam nicht wieder zum Wagen.

»Yo«, rief Muse.

Er antwortete nicht.

»Yo, Buddy, ich red mit Ihnen.«

Er drehte sich langsam zu ihr um. Scheiße, dachte sie. Der Typ war jung und männlich. Das war ein Problem. Wachmänner älteren Jahrgangs waren oft wohlmeinende Pensionäre, denen der Ruhestand zu langweilig geworden war. Frauen im Wachdienst

waren häufig Mütter, die sich ein bisschen was dazu verdienten. Aber Männer in den besten Jahren? In sieben von zehn Fällen gehörten sie zu einer der gefährlichsten Arten von Schwachköpfen - den Möchtegern-Bullen. Sie hatten es aus irgendeinem Grund nicht geschafft, in den Polizeidienst aufgenommen zu werden. Ohne ihren Berufsstand herabsetzen zu wollen, aber wenn jemand Polizist werden wollte und das nicht schaffte, gab es dafür normalerweise einen Grund, und diesen Grund wollte man lieber nicht kennen.

Und wie konnte man sich besser dafür rächen, dass man sein sinnloses Dasein als Wachmann fristen musste, als eine Chefermittlerin - auch noch eine *Frau* — einfach warten zu lassen?

»Entschuldigen Sie?«, probierte sie es mit freundlicherer Stimme.

»Sie können da noch nicht rein«, sagte er.

»Warum nicht?«

»Sie müssen warten.«

»Worauf?«

»Sheriff Lowell.«

»Sheriff Lobo?«

»Lowell. Und er hat gesagt, dass ohne seine Erlaubnis keiner reindarf.«

Der Wachmann zog sich doch wirklich die Hose hoch.

»Ich bin die Chefermittlerin von Essex County«, sagte Muse.

Er grinste sie höhnisch an. »Sieht das hier etwa aus wie Essex County?«

»Das sind meine Leute da drin. Ich muss zu ihnen.«

»Hey, machen Sie sich nicht gleich ins Höschen.«

»Der war gut.«

»Was?«

»Dieser Spruch mit dem Höschen. Den haben Sie jetzt schon zum zweiten Mal gebracht. Er ist extrem komisch. Darf ich den

auch mal benutzen, na ja, Sie wissen schon, wenn ich jemanden mal so richtig runterputzen will? Ich sag dann auch dazu, dass ich den von Ihnen habe.«

Er griff nach der Zeitung und ignorierte sie. Sie überlegte, ob sie einfach durchfahren und die Schranke zerstören sollte.

»Tragen Sie eine Waffe?«, fragte Muse.

Der Wachmann legte die Zeitung weg. »Was?«

»Eine Pistole. Haben Sie eine? Sie wissen schon, zur Kompensation anderer Unzulänglichkeiten.«

»Halten Sie den Mund.«

»Ich hab eine, wissen Sie? Ich mach Ihnen einen Vorschlag. Wenn Sie die Schranke aufmachen, dürfen Sie sie mal anfassen.«

Er sagte nichts. Scheiß auf anfassen. Vielleicht sollte sie einfach auf ihn schießen.

Der Wachmann starrte sie an. Sie kratzte sich mit der freien Hand die Wange, hob dabei den kleinen Finger und deutete damit auf ihn. Wenn sie seinen Blick richtig deutete, hatte sie wohl ziemlich gut getroffen.

»Wollen Sie mich verarschen?«

»Hey«, sagte Muse und legte die Hände wieder ans Lenkrad, »machen Sie sich nicht gleich ins Höschen.«

Muse wusste, dass das dummm von ihr war, doch das war ihr egal, wenigstens machte es Spaß. Jetzt kam auch noch der Adrenalinschub dazu. Außerdem wollte sie unbedingt wissen, was Andrew Barrett gefunden hatte. Der Anzahl der Blaulichter nach musste es etwas Großes sein.

Zum Beispiel eine Leiche.

Zwei Minuten vergingen. Muse wollte gerade die Pistole ziehen und den Wachmann zwingen, die Schranke zu öffnen, als sie sah, wie ein Mann in Uniform auf ihren Wagen zuschlenderte. Er trug einen breitkrempigen Hut und einen Sheriffstern. Auf dem Namensschild stand Lowell.

»Kann ich Ihnen helfen, Miss?«

»Miss? Hat er Ihnen gesagt, wer ich bin?«

»Äh, nein, tut mir leid, er hat bloß gesagt, dass ...«

»Ich bin Loren Muse, Chefermittlerin von Essex County.«

Muse deutete auf das Wärterhaus. »Minipimmel da drin hat meinen Ausweis.«

»Hey, wie haben Sie mich genannt?«

Sheriff Lowell seufzte und wischte sich mit einem Papiertaschentuch die Nase ab. Seine Nase war knollig und ziemlich lang. Wie fast alles an ihm - lang und schlaff, als ob jemand eine Karikatur von ihm gemacht und sie dann in der Sonne hätte schmelzen lassen. Er winkte dem Wachmann mit dem Taschentuch ab.

»Immer mit der Ruhe, Sandy.«

»Sandy«, wiederholte Muse. Sie sah zum Wärterhäuschen.
»Ist das nicht ein Mädchenname?«

Sheriff Lowell sah an seiner riesigen Nase entlang auf sie herab. Vermutlich missbilligend. Dafür hatte sie vollstes Verständnis.

»Sandy, gib mir den Ausweis von der Lady.«

Erst Höschen, dann Miss, jetzt Lady. Muse musste sich sehr zurückhalten, um nicht noch wütender zu werden. Sie war keine zwei Stunden von Newark und New York City entfernt, doch die Typen benahmen sich, als wäre sie fünfzig Jahre in die Vergangenheit gereist.

Sandy gab Lowell den Ausweis. Lowell putzte sich kräftig die Nase - die Haut war dabei so schlaff, dass Muse fürchtete, sie könnte reißen. Er sah sich den Ausweis an, seufzte und sagte:
»Du hättest mir sagen müssen, wer sie ist, Sandy.«

»Aber Sie haben doch gesagt, dass ohne Ihre Erlaubnis keiner reindarf.«

»Und wenn du mir am Telefon gesagt hättest, wer sie ist, hätte ich ihr die Erlaubnis gegeben.«

»Aber ...«

»Hört mal, Jungs«, unterbrach Muse, »tut mir einen Gefallen. Besprecht eure Hinterwäldlerthemen beim nächsten Lagerfeuer an der Jagdhütte, okay? Ich muss jetzt da rein.«

»Parken Sie da hinten rechts«, sagte Lowell ruhig. »Wir müssen zu Fuß gehen. Ich führ Sie hin.«

Lowell nickte Sandy zu. Sandy drückte auf den Knopf und die Schranke ging hoch. Beim Durchfahren kratzte Muse sich noch einmal mit dem kleinen Finger über die Wange. Sandy kochte vor unterdrückter Wut, was Muse als durchaus angemessen empfand.

Sie parkte und stieg aus. Lowell kam zu ihr. Er reichte ihr eine der beiden Taschenlampen, die er aus seinem Wagen geholt hatte. Muses Geduldsfaden war zum Zerreißen gespannt. Sie schnappte die Taschenlampe und sagte: »Okay, geht's jetzt endlich los. Wo müssen wir lang?«

»Sie haben ja wirklich ein sonniges Gemüt«, sagte Lowell.

»Besten Dank, Sheriff.«

»Da nach rechts. Kommen Sie.«

Muse wohnte in einer heruntergekommenen Erdgeschosswohnung in einem so schlichten Backsteinhaus, dass schlicht schon gar kein Ausdruck mehr war, also durfte sie eigentlich keine großen Töne spucken, aber für ihr ungeschultes Auge sah diese überwachte Wohnanlage aus wie jede andere, wobei der Architekt hier allerdings noch versucht hatte, ihr ein rustikales Äußeres zu geben - und damit kläglich gescheitert war. Die Aluminiumverkleidung sah aus wie nachgemachte Holzbalken, aber die Anmutung eines Blockhauses sah bei einer großen, dreistöckigen Wohnanlage mit Eigentumswohnungen mehr als lächerlich aus. Lowell bog vom Asphalt in einen Schotterweg ein.

»Hat Sandy zu Ihnen gesagt, dass Sie sich nicht gleich ins Höschen machen sollen?«, fragte Lowell.

»Ja.«

»Nehmen Sie's ihm nicht übel. Das sagt er zu jedem. Auch zu Männern.«

»Er muss der Liebling auf jedem Jagdausflug sein.«

Muse sah sieben Polizeiwagen und drei weitere Einsatzfahrzeuge. Bei allen flackerte das Blaulicht. Was das jetzt sollte, wusste sie nicht. Die Bewohner, eine klassische Mischung aus Rentnern und jungen Familien, wurden von dem unnötigen Geblinke angelockt und gafften, obwohl es hier überhaupt nichts zu sehen gab.

»Wie weit ist es?«, fragte Muse.

»Gut zwei Kilometer. Soll ich Ihnen auf dem Weg eine kleine Führung geben?«

»Was für eine Führung?«

»Von den alten Tatorten. Wir kommen direkt am Fundort einer Leiche vom vierfachen Mord vor zwanzig Jahren vorbei.«

»Haben Sie damals an den Ermittlungen mitgearbeitet?«

»Peripher.«

»Was heißt das?«

»Peripher. Ich war mit relativ unbedeutenden oder belanglosen Tätigkeiten beauftragt. Habe vor allem mit Randbereichen und nebensächlichen Aspekten zu tun gehabt. Peripher.«

Muse sah ihn an.

Ob Lowell unter der schlaffen Haut lächelte, konnte sie nicht erkennen. »Nicht schlecht für einen Hinterwäldler aus einer Jagdhütte, was?«

»Ich bin geblendet«, sagte Muse.

»Dann könnten Sie vielleicht ja ein klein wenig freundlicher zu mir sein.«

»Wieso sollte ich?«

»Erstens haben Sie Leute hier in meinen Bezirk geschickt, die nach einer Leiche suchen sollen, ohne mich vorher zu informieren. Zweitens ist das mein Tatort. Sie sind hier also nur zu

Gast, und das verdanken Sie einzig und allein meiner Liebenswürdigkeit.«

»Sie wollen doch jetzt keinen Streit um Zuständigkeitsbereiche anfangen, oder?«

»Nee«, sagte er. »Aber ich lass zwischendurch gern mal den harten Kerl raushängen. Wie war ich denn so?«

»Äh. Können wir mit der Führung fortfahren?«

»Klar.«

Der Pfad wurde schmäler und verschwand dann fast völlig. Sie mussten um Bäume herumgehen und über Felsen klettern. Muse war schon immer ein Wildfang gewesen. Diese Tour machte Spaß. Und - Scheiß auf Flair Hickory - sie hatte auch die richtigen Schuhe dafür an.

»Moment«, sagte Lowell.

Die Sonne sank immer tiefer. Lowell blieb stehen. Sie sah nur noch die Silhouette seines Profils. Er nahm seinen Hut ab und schnaubte in sein Taschentuch. »Hier ist der Billingham-Junge gefunden worden.«

Doug Billingham.

Als er das sagte, schien es im Wald stiller geworden zu sein, und dann flüsterte der Wind ein altes Lied. Muse sah zu Boden. Ein Kind. Billingham war gerade sechzehn Jahre alt gewesen. Als man ihn fand, hatte er acht Stichwunden davongetragen, die meisten in Armen und Händen.

Er hatte sich gegen seinen Angreifer gewehrt. Muse sah Lowell an. Er stand mit gesenktem Kopf und geschlossenen Augen neben ihr.

Muse fiel noch etwas ein, das sie in der Akte gelesen hatte. Lowell. Der Name. »Peripher, verdammt Scheiße noch mal«, sagte sie. »Sie haben damals die Ermittlungen geleitet.«

Lowell antwortete nicht.

»Das versteh ich nicht. Warum haben Sie mir das nicht gesagt?«

Er zuckte die Achseln. »Warum haben Sie mir nicht gesagt, dass Sie meinen Fall wieder aufnehmen?«

»Das haben wir eigentlich nicht. Na ja, ich hab gedacht, wir haben ja noch nichts in der Hand.«

»Also haben Sie Ihre Jungs auf blauen Dunst rausgeschickt«, sagte er. »Und die haben einfach Schwein gehabt?«

Muse gefiel die Richtung, die das Gespräch jetzt nahm, überhaupt nicht.

»Wie weit sind wir hier von dem Ort entfernt, an dem Margot Green gefunden wurde?«, fragte sie.

»Das war knapp einen Kilometer südlich von hier.«

»Sie wurde zuerst gefunden, oder?«

»Ja. Als Sie hier reingekommen sind, haben Sie doch die Eigentumswohnungen gesehen. Da standen die Hütten, in denen die Mädchen gewohnt haben. Die Jungs waren auf der anderen Seite, weiter im Süden. Margot Green wurde in der Nähe der Jungshütten gefunden.«

»Nachdem Margot Greens Leiche gefunden worden war, wie lange hat es dann noch gedauert, bis Sie den Billingham-Jungen gefunden haben?«

»Sechsunddreißig Stunden.«

»Das ist viel Zeit.«

»Wir mussten eine große Fläche absuchen.«

»Trotzdem. Lag er einfach so im Unterholz?«

»Nein, er war vergraben. Zwar ziemlich flach, aber es hat gereicht, dass wir ihn beim ersten Durchgang übersehen haben. Sie kennen das ja. Wenn die Leute was über vermisste Kinder hören, kommt der anständige Bürger in ihnen zum Vorschein, und so sind alle hier aufgetaucht und wollten uns bei der Suche helfen. Sie müssen direkt über ihn rüber gelaufen sein. Und keiner hat bemerkt, dass er da vergraben war.«

Muse starrte zu Boden. Absolut nicht bemerkenswert. Da stand zwar ein Kreuz - ähnlich wie die, die an Straßen für Un-

falloper aufgestellt sind -, aber es war alt und fast schon umgekippt. Es gab kein Foto, keine persönlichen Gegenstände, keine Blumen oder Teddybären. Nur dieses alte Kreuz ganz allein hier draußen im Wald. Muse schauderte kurz.

»Der Mörder - aber das wissen Sie wahrscheinlich auch - war ein gewisser Wayne Steubens. Er war Betreuer im Ferienlager, wie sich dann herausgestellt hat. Es gibt die verschiedensten Theorien über das, was in der Nacht passiert ist, im Großen und Ganzen besteht allerdings Konsens darüber, dass Steubens die verschwundenen Jugendlichen - Perez und Copeland - zuerst erwischt hat. Er hat sie vergraben. Er war noch dabei, das Grab für Douglas Billingham auszuheben, als Margot Greens Leiche entdeckt wurde. Also hat er es notdürftig zugemacht und ist abgehauen. Dieses große Tier vom FBI in Quantico meint, dass das Vergraben der Leichen ihm noch einen Extrakick verschafft hat. Sie wissen doch sicher, dass Steubens die anderen Opfer alle begraben hat. Die in den anderen Bundesstaaten?«

»Ja, das weiß ich.«

»Wussten Sie auch, dass zwei noch am Leben waren, als er sie begraben hat?«

Auch das wusste sie. »Haben Sie Wayne Steubens je vernommen?«, fragte Muse.

»Wir haben mit allen Personen gesprochen, die im Ferienlager waren.«

Er sagte das sehr langsam und bedächtig. In Muses Kopfklingelte eine Alarmglocke. Lowell fuhr fort.

»Und natürlich ist dieser Steubens-Junge mir unheimlich gewesen - das glaube ich jetzt zumindest. Vielleicht habe ich mir das aber auch erst im Nachhinein eingeredet, das kann ich nicht mehr genau sagen. Es gab keine Hinweise auf eine Verbindung zwischen Steubens und den Morden. Eigentlich gab es überhaupt keine Hinweise auf irgend jemanden. Außerdem war Steubens reich. Seine Familie hatte ihm einen Anwalt besorgt.

Und wie Sie sich sicher vorstellen können, wurde das Lager sofort geräumt. Die Jugendlichen sind alle nach Hause gefahren. Steubens wurde fürs nächste Semester ins Ausland geschickt. Ich glaube auf eine Universität in der Schweiz.«

Muse konnte ihren Blick nicht vom Kreuz lösen.

»Gehen wir weiter?«

Sie nickte. Dann machten sie sich schweigend wieder auf den Weg.

Nach einer Weile fragte Lowell: »Und wie lange sind Sie schon Chefermittlerin?«

»Seit ein paar Monaten.«

»Und vorher?«

»War ich drei Jahre in der Mordkommission.«

Wieder wischte er sich die riesige Nase ab. »Es wird nie leichter, oder?«

Sie hielt es für eine rhetorische Frage, also ging sie einfach weiter.

»Dabei geht's gar nicht um die Verbrechen«, sagte er. »Und nicht mal um die Toten. Die sind tot. Da kann man nichts mehr dran ändern. Es geht um das, was noch zurückbleibt - den Nachhall. Der Wald, durch den wir hier gehen. Ein paar von den Alten glauben, dass die Schreie der Jugendlichen hier im Wald nie ganz verklingen, sondern ihr Echo immer noch zwischen den Bäumen hin und her echot. Das ist gar nicht so dumm, wenn man mal richtig darüber nachdenkt. Dieser Billingham-Junge. Der hat bestimmt geschrien. Er schreit, der Schall wird immer wieder zurückgeworfen, prallt hin und her, wird dabei immer leiser, verhallt aber nie ganz. Das ist dann so, als ob er immer noch schreit. Viele Morde haben einen solchen Nachhall.«

Muse stapfte mit gesenktem Kopf weiter und achtete auf dem unebenen Boden darauf, wohin sie trat.

»Haben Sie je ein Mitglied der Opferfamilien kennengelernt?«

Sie überlegte. »Einer davon ist mein Chef.«

»Paul Copeland«, sagte Lowell.

»Sie erinnern sich an ihn?«

»Ich hab, wie gesagt, jeden vernommen, der damals im Lager war.«

Wieder läutete die Alarmglocke in Muses Kopf.

»Hat er Ihnen den Auftrag gegeben, sich den Fall näher anzusehen?«

Sie antwortete nicht.

»Mord ist ungerecht«, fuhr er fort. »Es ist so, als ob Gott seinen Plan gemacht und eine natürliche Ordnung der Dinge geschaffen hat, und dann kommt jemand daher und haut das alles zu Klump. Es hilft dann zwar ein bisschen, wenn man so einen Fall löst. Aber irgendwie ist es doch so, als ob jemand, ein Stück Alufolie zerknüllt hat. Wenn man den Mörder findet, kann man sie wieder ausbreiten, aber für die Opferfamilie sieht sie doch nie wieder so wie vorher aus.«

»Alufolie?«

Lowell zuckte die Achseln.

»Sie sind wohl so eine Art Philosoph, Sheriff.«

»Sehen Sie Ihrem Chef gelegentlich in die Augen? Gucken Sie nach dem, was damals hier im Wald passiert ist? Es ist immer noch da. Der Nachhall ist noch zu erkennen, stimmt's?«

»Ich weiß nicht«, sagte Muse.

»Und ich weiß nicht, ob Sie hier sein sollten.«

»Warum?«

»Weil ich Ihren Chef damals auch vernommen habe.«

Muse blieb stehen. »Wollen Sie damit sagen, dass ein Interessenkonflikt besteht?«

»Ich glaube, genau das wollte ich sagen.«

»Paul Copeland stand unter Verdacht?«

»Die Akte ist noch nicht geschlossen. Und trotz Ihrer Einmischung ist es immer noch mein Fall. Also werde ich die Frage

nicht beantworten. Aber eins kann ich Ihnen sagen. Er hat damals gelogen.«

»Er war ein Jugendlicher, der Wachdienst hatte. Er konnte damals nicht einschätzen, wie ernst die ganze Sache tatsächlich war.«

»Das ist keine Entschuldigung.«

»Er hat doch hinterher alles gestanden, oder?«

Lowell antwortete nicht.

»Ich habe die Akte gelesen«, sagte Muse. »Er hat sich davon-geschlichen und hat seine Pflicht als wachhabender Betreuer massiv vernachlässigt. Sie reden über den Nachhall und die Ver-wüstungen, die durch so etwas in den Familien angerichtet wer-den. Überlegen Sie doch mal, was für eine Schuld er deshalb empfinden muss! Natürlich vermisst er seine Schwester. Aber ich glaube, die Schuld nagt noch mehr an ihm.«

»Interessant.«

»Was?«

»Sie sagen, die Schuld nagt an ihm«, wiederholte Lowell.
»Welche Schuld?«

Sie sah ihn schweigend an.

»Außerdem ist es schon seltsam, finden Sie nicht?«

»Was ist seltsam?«, fragte Muse.

»Dass er seinen Posten gerade in dieser Nacht verlassen hat. Na ja, überlegen Sie doch mal. Da sitzt ein sehr verantwortungs-bewusster Bursche. Das haben damals alle bestätigt. Und plötz-lich, gerade in der Nacht, in der die anderen Jugendlichen sich weggeschleichen wollen, in der Nacht, in der Wayne Steubens plant, mehrere Morde zu begehen, beschließt Paul Copeland, es ruhig angehen zu lassen.«

Muse sagte nichts.

»Das, meine junge Kollegin, waren mir immer ein paar Zu-fälle zu viel.«

Lowell lächelte und wandte sich ab.

»Kommen Sie«, sagte er. »Es wird dunkel, und Sie wollen doch bestimmt noch sehen, was Ihr Freund Barrett gefunden hat.«

*

Als Glenda Perez gegangen war, weinte ich nicht, war den Tränen aber sehr nah.

Ich saß allein und vollkommen fassungslos in meinem Büro und wusste nicht, was ich tun, denken oder fühlen sollte. Ich zitterte am ganzen Körper. Nach einer Weile habe ich ein paar von den Dingen ausprobiert, mit denen man festzustellen versucht, ob man träumt. Sie waren alle negativ. Es war wirklich passiert.

Camille lebte.

Meine Schwester hatte den Wald aus eigener Kraft verlassen. Genau wie Gil Perez.

Ich rief Lucy auf ihrem Handy an.

»Hey«, sagte sie.

»Du wirst nicht glauben, was die Schwester von Gil Perez mir gerade erzählt hat.«

»Was?«

Ich erzählte es ihr. Als ich an die Stelle kam, wo Camille den Wald aus eigener Kraft verlassen hat, schnappte Lucy hörbar nach Luft.

»Und du glaubst ihr?«, fragte Lucy.

»Das mit Camille, meinst du?«

»Ja.«

»Warum sollte sie das behaupten, wenn es nicht stimmt?« Lucy sagte nichts.

»Was? Denkst du, sie lügt? Aber dafür hat sie doch überhaupt kein Motiv.«

»Ich weiß nicht, Paul. Wir wissen so viel noch nicht.«

»Das ist mir klar. Aber überleg doch mal. Glenda Perez hat doch keinen Grund, mich in diesem Punkt zu belügen.«

Schweigen.

»Was ist, Lucy.«

»Es ist bloß seltsam, weiter nichts. Wenn deine Schwester lebt, wo ist sie dann die ganze Zeit gewesen?«

»Ich weiß es nicht.«

»Und was hast du jetzt vor?«

Ich dachte darüber nach, versuchte, einen klaren Gedanken zu fassen. Lucy hatte eine gute Frage gestellt. Was jetzt? Was sollte ich jetzt tun?

Lucy sagte: »Ich hab nochmal mit meinem Vater gesprochen.«

»Und?«

»Er erinnert sich an irgendwas, das in der Nacht passiert ist.«

»An was?«

»Das sagt er mir nicht. Er will es nur dir sagen.«

»Mir?«

»Ja. Ira hat gesagt, dass er dich sprechen will.«

»Jetzt?«

»So bald wie möglich.«

»Dann sofort. Soll ich dich abholen?«

Sie zögerte.

»Was ist?«

»Ira hat gesagt, er will mit dir allein sprechen. Wenn ich dabei bin, würde er nichts erzählen.«

»Okay.«

Wieder ein Zögern.

»Paul?«

»Was ist?«

»Hol mich doch trotzdem ab. Ich warte dann so lange im Wagen, wenn du zu ihm reingehst.«

Detective York und Detective Dillon von der Mordkommission saßen im »Technikraum« und aßen Pizza. Der Technikraum war eigentlich ein Pausenraum, in den bei Bedarf Fernseher, Videorekorder und Ähnliches hineingerollt wurden.

Max Reynolds trat ein. »Wie geht's denn so?«

Dillon sagte: »Die Pizza ist furchtbar.«

»Tut mir leid.«

»Wir sind in New York, verdammt noch mal. Im Big Apple. In der Heimat der Pizza. Und das Ding hier schmeckt, als ob es aus irgendeinem Scheißhaus käme.«

Reynolds stellte den Fernseher an. »Tut mir wirklich leid, dass die *Cuisine* nicht dem Standard entspricht, den Sie sonst gewöhnt sind.«

»Übertreib ich etwa?« Dillon wandte sich an York. »Also mal ehrlich, schmeckt das wie Pennerkotze, oder liegt das an mir?«

York sagte: »Das ist dein drittes Stück.«

»Und aller Wahrscheinlichkeit nach auch mein letztes. Nur um zu zeigen, dass ich es ernst meine.«

York wandte sich an Reynolds. »Was haben Sie für uns?«

»Ich glaube, ich habe den Mann gefunden. Oder wenigstens seinen Wagen.«

Dillon biss noch einmal wie ein hungriges Raubtier in seine Pizza. »Weniger reden, mehr zeigen.«

»An einer Ecke zwei Blocks vom Fundort der Leiche entfernt ist ein Lebensmittelgeschäft«, sagte Reynolds. »Der Besitzer hat Probleme mit Ladendieben, die ihm die Waren aus den Auslagen vor der Tür klauen. Also hat er seine Überwachungskamera aus dem Laden nach vorn auf den Gehweg gerichtet.«

Dillon sagte: »Koreaner?«

»Wie bitte?«

»Der Besitzer von diesem Lebensmittelladen. Der ist Koreaner, stimmt's?«

»Keine Ahnung. Was hat das damit zu tun?«

»Ich setze Dollars gegen Donuts, dass der Koreaner ist. Also richtet er seine Kamera auf die Straße, weil irgend so'n Arschloch ihm eine Apfelsine klaut. Dann fängt er an rumzukrakeelen, dass die Polizei ihm helfen soll, weil er doch schließlich auch seine Steuern zahlt, obwohl er wahrscheinlich zehn Illegale beschäftigt, und dass jetzt sofort was passieren muss. Als ob die Bullen nichts Besseres zu tun hätten, als seine beschissensten und völlig verschwommenen Videos durchzugucken, bis sie diesen heimtückischen Obstdieb gefunden haben.«

Er brach ab. York sah Max Reynolds an. »Sie können fortfahren.«

»Jedenfalls ist auf dem Film tatsächlich ein Stück Straße zu sehen. Also gucken wir uns die Bänder an und suchen nach Autos aus dieser Zeit - also Autos, die über dreißig Jahre alt sind -, und jetzt gucken Sie mal, was wir gefunden haben.«

Reynolds hatte die Kassette schon an die richtige Stelle gespult. Nach ein paar Sekunden kam ein alter VW-Käfer ins Bild. Reynolds drückte die Pausetaste.

»Ist das unser Wagen?«, fragte York.

»Ein 71er VW-Käfer. Einer von unseren Experten sagt, das kann man an der Vorderrad-Aufhängung und der Form der Kofferraumhaube da vorne erkennen. Das Wichtigste daran ist aber, dass der Wagen zu den Teppichfasern passt, die wir an Mr Santiagos Kleidung gefunden haben.«

»Verdammte Axt«, sagte Dillon.

»Können Sie das Kennzeichen erkennen?«, fragte York.

»Nein. Wir haben ihn nur von der Seite. Auch keine Teilansicht von schräg vorne, deshalb können wir nicht mal den Bundesstaat erkennen.«

»Aber wie viele gelbe original VW-Käfer können noch unterwegs sein?«, sagte York. »Wir fangen bei den New Yorker Zulassungsstellen an, und wenn wir da nichts finden, machen wir in New Jersey und Connecticut weiter.«

Dillon nickte und kaute beim Sprechen wie eine wiederkäufende Kuh. »Eigentlich müssten wir ihn da finden.«

York wandte sich wieder an Reynolds. »Haben Sie sonst noch was?«

»Was die Qualität des Videos betrifft, hatte Dillon recht. Es ist nicht besonders gut. Aber wenn ich diesen Ausschnitt vergrößere ...«, er drückte eine Taste, und das Bild zoomte heran, »... haben wir den Fahrer im Halbprofil.«

Dillon kniff die Augen zusammen. »Er sieht aus wie Jerry Garcia, oder so.«

»Lange graue Haare, langer grauer Bart«, stimmte Reynolds zu.

»Ist das alles?«

»Das ist alles.«

York sagte zu Dillon. »Lass uns die KFZ Zulassungsstellen checken. Kann ja nicht so schwer sein, den Wagen zu finden.«

34

Sheriff Lowells Anschuldigungen schienen im Wald widerzu-hallen.

Lowell, ein Mann, der offenbar wirklich nicht auf den Kopf gefallen war, glaubte, dass Paul Copeland damals gelogen hatte.

Hatte er das wirklich? Und wenn ja, war das wichtig?

Muse dachte darüber nach. Sie mochte Cope, das war keine Frage. Er war ein angenehmer Chef und ein verdammt guter Staatsanwalt. Aber Lowells Worte hatten sie in die Realität zurückgeholt. Sie hatten sie an etwas erinnert, was sie eigentlich hätte wissen müssen: Dies war ein Mordfall wie jeder andere. Man musste den Spuren folgen, ganz egal, wohin sie einen führten - selbst wenn es zu ihrem eigenen Chef war.

Jede Form von Parteinahme war verboten.

Ein paar Minuten später hörte sie Geräusche im Unterholz. Muse sah Andrew Barrett. Er hatte Schlaksigkeit zu einer Kunstform erhoben. Mit seinen langen Gliedmaßen und spitzen Ellbogen bewegte er sich ungelenk und ruckartig.

Er zog etwas hinter sich her, das wie ein Kinderwagen aussah. Das musste das Bodenradar sein. »Hey«, rief Muse. Barrett blickte auf. Man sah ihm an, dass ihm die Störung bei seiner Arbeit nicht behagte. Als er Muse erkannte, hellte sich seine Miene auf.«

»Hey, Muse.«

»Andrew.«

»Wow, schön Sie zu sehen.«

»Mhm«, sagte sie. »Was machen Sie da?«

»Wie meinen Sie das?« Er legte den Griff des Geräts auf den Boden. Drei junge Leute in John-Jay-T-Shirts trotteten hinter ihm her - das mussten die Studenten sein. »Ich suche nach Gräbern. «

»Ich dachte, Sie hätten schon eins gefunden.«

»Hab ich auch. Das ist da oben, so hundert Meter weiter. Aber es werden ja zwei Leichen vermisst, also dachte ich mir, hey, warum soll ich mich auf meinen Lorbeeren ausruhen, wenn Sie wissen, was ich meine.«

Muse schluckte. »Sie haben eine Leiche gefunden?«

Barretts Gesicht glühte vor Begeisterung, wie man es normalerweise nur von christlichen Erweckungsversammlungen kannte.

»Muse, dieses Gerät, mein Gott, es ist einfach fantastisch. Wir haben natürlich auch Glück gehabt. Hier hat's schon länger nicht geregnet, ja, seit - ich weiß nicht - wie lange Sheriff?«

»Seit zwei, drei Wochen«, sagte Lowell.

»Sehen Sie, und das hilft. Das hilft sogar sehr. Weil der Boden trocken ist. Haben Sie irgendeine Vorstellung davon, wie so ein Bodenradargerät funktioniert? Ich hab hier ein 800-Me-

gahertz-Signal eingestellt. Damit komm ich zwar nur gut einen Meter in die Erde rein - aber was für einen Meter. Die meisten Kollegen suchen viel zu tief. Dabei gräbt kaum ein Mörder tiefer als einen Meter. Außerdem kann man mit den Geräten, die es bisher gibt, gleichgroße Gegenstände kaum voneinander unterscheiden. Man wusste also nicht, ob man ein Stück Rohr oder tiefe Baumwurzeln oder eben einen Knochen sieht. Das XJR mit dem neuen 3-D-Verstärker liefert nicht nur ein klareres Querschnittsbild vom Boden, es ...«

»Barrett?«, unterbrach Muse.

Er schob seine Brille hoch. »Was ist?«

»Seh ich so aus, als würde es mich auch nur im Geringsten interessieren, *wie* Ihr neues Spielzeug funktioniert?«

Wieder schob er die Brille hoch. »Äh ...«

»Mich interessiert nur, *dass* Ihr Spielzeug funktioniert. Also erzählen Sie mir, was Sie gefunden haben, bevor ich auf jemanden schieße.«

»Knochen, Muse«, sagte er lächelnd. »Wir haben Knochen gefunden.«

»Menschenknochen, ja?«

»Definitiv. Weil wir auch zuerst den Schädel gefunden haben. Dann haben wir aufgehört, und jetzt sind die Profis da zugange.«

»Wie alt sind sie?«

»Was, die Knochen?«

»Nein, Barrett, die Eichen. Ja, die Knochen.«

»Woher soll ich denn das wissen? Vielleicht kann Ihnen die Leichenbeschauerin weiterhelfen. Die ist jetzt auch am Tatort.«

Muse eilte an ihm vorbei. Lowell folgte ihr. Vor ihr waren ein paar große Scheinwerfer aufgebaut, die fast so hell waren wie an einem Filmset. Sie wusste, dass viele Grabungsteams extrem starke Lampen benutzten, selbst wenn sie bei strahlendem Son-

nenschein arbeiteten. Ein Forensiker hatte ihr einmal erzählt, dass das helle Licht ihnen half, das Gold aus dem Sand zu sieben: »Ohne die hellen Scheinwerfer ist das, als wollte man besoffen in einer dunklen Bar feststellen, wie scharf die Braut ist, mit der man redet. Man glaubt, man hat einen echten Fang gemacht, und am nächsten Morgen könnte man sich dann in den Arsch beißen.«

Lowell deutete auf eine hübsche Frau mit Gummihandschuhen. Muse nahm an, dass sie eine Studentin war - sie konnte noch keine dreißig sein. Sie hatte lange, pechschwarze Haare, die perfekt nach hinten gekämmt waren wie bei einer Flamencotänzerin.

»Das ist Doc O'Neill«, sagte Lowell.

»Sie ist Ihre Leichenbeschauerin?«

»Ja. Ihnen ist doch klar, dass der Leichenbeschauer hier von den Leuten gewählt wird?«

»Sie meinen, mit Wahlkampagnen und allem drum und dran? So nach dem Motto: Hallo, ich bin Doktor O'Neill. Ich kann wirklich gut mit Toten umgehen.«

»Ich würde ja gern eine geistreiche Antwort geben«, sagte Lowell, »aber ihr Großstadtpinkel seid einfach zu clever für uns Bauerntöpel.«

Als Muse näher kam, sah sie, dass »hübsch« eine Untertreibung gewesen war. Tara O'Neill sah großartig aus. Muse sah auch, dass das Spurensicherungsteam sich von ihrem Aussehen durchaus ablenken ließ. Am Tatort hatte nicht der Leichenbeschauer das Sagen, sondern die Polizei. Trotzdem sahen alle immer wieder zu O'Neill hinüber. Muse ging zu ihr.

»Ich bin Loren Muse, Chefermittlerin von Essex County.«

Die Frau streckte ihr eine behandschuhte Hand entgegen.
»Tara O'Neill, Leichenbeschauerin.«

»Was können Sie mir über die Leiche sagen?«

Sie sah Muse einen Moment lang argwöhnisch an, als Lo-

well aber mit einem kurzen Nicken sein Einverständnis erklärt hatte, antwortete sie: »Waren Sie das, die Mr Barrett hier rausgeschickt hat?«, fragte O'Neill.

»Das war ich.«

»Kurioser Bursche.«

»Das ist mir nicht entgangen.«

»Aber sein Gerät funktioniert. Ich hab zwar keine Ahnung, wie er diese Knochen gefunden hat, aber das ist eine reife Leistung. Sie haben aber auch ein bisschen Glück gehabt, weil sie gleich zu Anfang auf den Schädel gestoßen sind.«

O'Neill blinzelte und wandte den Blick ab.

»Gibt's Probleme?«, fragte Muse.

O'Neill schüttelte den Kopf. »Ich bin hier in der Gegend groß geworden. Wir haben hier früher oft gespielt. Man sollte meinen, dass man da irgendwas merkt, wenn da eine Leiche begraben liegt, dass man ein unheimliches Gefühl hat oder so. Aber wir haben nichts gespürt.«

Muse klopfte mit dem Fuß auf den Boden, während sie wartete.

»Als diese Teenager verschwunden sind, war ich zehn Jahre alt. Ich war oft mit meinen Freunden hier, wissen Sie. Wir haben am Lagerfeuer gesessen und uns Geschichten ausgedacht, dass die beiden Jugendlichen, die nie gefunden wurden, noch irgendwo hier draußen sind, als Zombies oder so, und dass sie uns verfolgen und umbringen. Das war albernes Gerede und sollte eigentlich nur dazu dienen, dass der Freund einem seine Jacke gab und den Arm um die Schultern legte.«

Tara O'Neill schüttelte lächelnd den Kopf.

»Doctor O'Neill?«

»Ja.«

»Könnten Sie mir bitte erzählen, was Sie gefunden haben?«

»Wir arbeiten noch dran, aber soweit ich es bisher beurteilen kann, haben wir es mit einem ziemlich vollständigen Skelett zu

tun. Es lag knapp einen Meter tief. Für eine eindeutige Identifikation muss ich die Knochen allerdings ins Labor bringen.«

»Und was können Sie mir jetzt dazu sagen?«

»Kommen Sie.«

Sie führte Muse auf die andere Seite der Grube. Die Knochen waren markiert und auf einer blauen Plane ausgelegt.

»Keine Kleidung?«, fragte Muse.

»Nein.«

»Ist sie verrottet, oder wurde die Leiche nackt begraben?«

»Genau kann ich es nicht sagen, aber da es weder Münzen noch Schmuck, Reißverschlüsse oder auch Schuhe gibt - diese Dinge halten sich normalerweise sehr lange —, würde ich auf nackt tippen.«

Muse starnte den braunen Schädel an. »Todesursache?«

»Dafür ist es noch zu früh. Aber ein paar Dinge wissen wir.«

»Zum Beispiel?«

»Die Knochen sind in einem ziemlich schlechten Zustand. Sie waren nicht so tief vergraben und liegen da schon eine ganze Weile.«

»Wie lange?«

»Schwer zu sagen. Ich habe letztes Jahr ein Seminar über Bodenproben an Tatorten gemacht. An der Festigkeit und Beschaffenheit des Bodens kann man feststellen, wie lange es her ist, dass ein Loch gegraben wurde. Das sind allerdings alles nur vage Schätzungen.«

»Haben Sie irgendwas für mich? Eine grobe Schätzung?«

»Die Knochen liegen schon lang hier. Mindestens fünfzehn Jahre, würde ich schätzen. Kurz gesagt - und um die Frage, die Ihnen durch den Kopf geht, zu beantworten -, es passt zu den Morden, die hier vor zwanzig Jahren stattgefunden haben. Es passt sogar sehr gut.«

Muse schluckte und stellte die Frage, die sie schon von Anfang an stellen wollte.

»Können Sie feststellen, ob das ein Männer- oder ein Frauen-skelett ist?«

Eine tiefe Stimme unterbrach sie: »Äh, Doc?«

Das war einer der Forensiker in der unvermeidlichen Wind-jacke, die ihn als Mitglied dieser Berufsgruppe auswies. Der stämmige Mann mit kräftigem Bart und einer noch kräftigeren Bauchpartie hielt eine kleine Schaufel und atmete den ange-strengten Atem der Untrainierten.

»Was ist, Terry?«, fragte O'Neill.

»Ich glaub, wir haben's jetzt.«

»Sie wollen Schluss machen?«

»Ja, jedenfalls für heute Abend. Vielleicht können wir mor-gen noch mal rauskommen und uns die nähere Umgebung an-gucken, jetzt würden wir die Leiche aber gern abtransportieren, wenn Sie nichts dagegen haben.«

»Geben Sie mir noch zwei Minuten«, sagte O'Neill.

Terry nickte und ging. Tara O'Neill betrachtete die Kno-chen.

»Kennen Sie sich mit dem menschlichen Skelett aus, Ermitt-lerin Muse?«

»So halbwegs.«

»Ohne eine gründliche Untersuchung kann es ziemlich schwie-rig sein, den Unterschied zwischen einem Männerknochen und ei-nem Frauenskelett zu erkennen. Die Größe und Dichte der Kno-chen ist ein Merkmal. Männerknochen sind oft etwas dicker und natürliche auch größer. Manchmal hilft auch die Körpergröße - Männer sind bekanntlich größer als Frauen. Das sind aber alles nur Anhaltspunkte, die kein eindeutiges Ergebnis liefern.«

»Wollen Sie sagen, Sie wissen es nicht?«

O'Neill lächelte. »Das wollte ich keineswegs sagen. Ich zeig Ihnen was.«

Tara O'Neill ging in die Hocke. Muse hockte sich neben sie. O'Neill hatte eine schmale Taschenlampe in der Hand.

»Ich habe gesagt, dass es ziemlich schwierig ist. Nicht unmöglich. Schauen Sie.«

Sie richtete den dünnen aber kräftigen Strahl der Taschenlampe auf den Schädel.

»Wissen Sie, was Sie hier vor sich sehen?«

»Nein«, sagte Muse.

»Erstens scheinen die Knochen ziemlich dünn zu sein. Zweitens, sehen Sie sich die Stelle an, über der die Augenbrauen gewesen wären.«

»Okay.«

»Das ist die Augenhöhlenleiste. Sie ist bei Männern stärker ausgeprägt. Eine Frauenstirn verläuft relativ senkrecht nach oben. Also, obwohl der Schädel ziemlich verwittert ist, erkennt man, dass die Leiste nicht sehr ausgeprägt war. Der eigentliche Schlüssel ist aber - und das will ich Ihnen hier zeigen - der Beckenbereich, und, um genau zu sein, die Beckenhöhle.«

Sie fuhr mit der Taschenlampe nach unten. »Sehen Sie sie?«

»Ja, ich glaub schon. Und?«

»Sie ist ziemlich breit.«

»Und das bedeutet?«

Tara O'Neill schaltete die Taschenlampe aus.

»Das bedeutet«, sagte O'Neill, und stand wieder auf, »dass das Opfer weiß und ungefähr einen Meter siebzig groß war - so groß war Camille Copeland übrigens - und dass es sich um ein Frauenskelett handelt.«

*

Dillon sagte: »Du wirst es nicht glauben.«

York blickte auf. »Was?«

»Ich habe den Volkswagen im Computer gefunden. In den drei umliegenden Staaten sind nur drei Stück zugelassen, auf die die Beschreibung passt. Aber jetzt kommt's. Einer ist auf den Namen Ira Silverstein zugelassen. Sagt dir der Name was?«

»Ist das nicht der Kerl, dem damals das Ferienlager gehört hat?«

»Genau das ist er.«

»Willst du mir sagen, dass Copeland womöglich die ganze Zeit Recht hatte?«

»Ich hab die Adresse von diesem Ira Silverstein rausgesucht«, sagte Dillon. »Das muss wohl so eine Art Pflegeheim sein.«

»Worauf warten wir dann noch«, sagte York. »Schnappen wir ihn uns.«

35

Als Lucy in den Wagen stieg, stellte ich die CD an. Bruce Springsteens *Back in Your Arms* startete. Sie lächelte. »Du hast es schon gebrannt?«

»Ja.«

»Gefällt's dir?«

»Sehr. Ich hab noch ein paar andere Stücke von ihm mitgebrannt. Ein Bootleg von einer seiner Solo-Touren. *Drive All Night*.«

»Bei dem Song fang ich immer an zu heulen.«

»Du fängst bei jedem Song an zu heulen«, sagte ich.

»Nicht bei *Super Freak* von Rick James.«

»Oh, dann nehm ich das zurück.«

»Und bei *Promiscuous* fang ich auch nicht zu heulen an.«

»Auch nicht, wenn Nelly singt: »Is your game MVP like Steve Nash?««

»Gott, du kennst mich aber verdammt gut.«

Ich lächelte.

»Du wirkst ziemlich ruhig für jemanden, der gerade erfahren hat, dass seine tot geglaubte Schwester noch am Leben sein könnte.«

»Abschottung.«

»Ist das ein Wort?«

»Das mache ich. Ich stecke die Sachen in verschiedene Schachteln. Dann kümmere ich mich nur um die eine und blende alles andere aus. Nur so übersteh ich diesen Wahnsinn.«

»Abschottung«, sagte Lucy.

»Genau.«

»Wir Psychologen haben dafür einen anderen Begriff«, sagte Lucy. »Wir nennen es Verleugnung.«

»Nenn's, wie du willst. Jetzt haben wir einen Hinweis, Luce. Wir werden Canaille finden. Es geht ihr gut.«

»Auch dafür haben wir Psychologen einen Begriff. Wir nennen es Wunschdenken oder manchmal sogar Wahnvorstellung.«

Wir fuhren weiter.

»Was könnte deinem Vater denn wieder eingefallen sein?«, fragte ich.

»Keine Ahnung. Aber wir wissen doch, dass Gil Perez bei ihm war. Ich vermute, dass dieser Besuch irgendwas in Iras Kopf ausgelöst hat. Was, weiß ich auch nicht. Es kann auch was völlig Belangloses sein. Es geht ihm nicht gut. Vielleicht hat er sich das auch nur eingebildet oder ausgedacht.«

Wir parkten in der Nähe von Iras VW-Käfer. Es war komisch, den alten Wagen wiederzusehen. Er hätte mich in die Vergangenheit zurückholen müssen. Ira ist damals im Ferienlager dauernd damit rumgefahren. Er hat den Kopf aus dem Fenster gesteckt und jedem zugelächelt, wenn er ein paar Kleinigkeiten vorbeigebracht hat. Immer wieder hat er den Käfer auch von den verschiedenen Hütten schmücken lassen und ist dann wie bei einer Parade ein oder zwei langsame Runden gefahren. Im Moment empfand ich aber nichts beim Anblick des alten Volkswagens.

Meine Abschottung drohte zu zerbrechen.

Weil ich wieder Hoffnung hatte.

Ich hoffte, dass ich meine Schwester fand. Ich hoffte, dass ich zum ersten Mal seit Janes Tod eine echte Bindung zu einer Frau aufbauen konnte, dass ich meinen Herzschlag neben dem eines anderen Menschen spüren würde.

Ich versuchte, mich zu warnen. Ich erinnerte mich mahnend daran, dass Hoffnung die grausamste Geliebte war, dass sie einen zermalmen konnte wie einen Styropor-Becher. Aber das nützte nichts. Ich wollte diese Hoffnung. Ich wollte sie hegen und pflegen, damit ich dieses Hochgefühl noch eine Weile genießen konnte.

Ich sah Lucy an. Sie lächelte, und dieses Lächeln ging mir bis ins Mark. Es war so lange her, dass ich diesen unbändigen Rausch verspürt hatte. Dann überraschte ich mich selbst. Ich streckte beide Arme aus und legte sie hinter ihren Kopf. Ihr Lächeln verschwand. Ihr Blick suchte meinen. Behutsam drehte ich ihren Kopf zur Seite und küsste sie so sanft, dass es schon fast schmerzte. Ich zitterte kurz. Lucy schnappte nach Luft. Dann erwiderte sie den Kuss.

Ich war tief ergriffen vor Glück.

Lucy legte mir den Kopf auf die Brust. Ich hörte sie leise schluchzen. Ich ließ sie, streichelte nur sanft ihre Haare und kämpfte gegen den Schwindel an, der mich erfasst hatte. Ich weiß nicht, wie lange wir so dasaßen. Vielleicht fünf Minuten, vielleicht eine Viertelstunde. Ich weiß es einfach nicht.

»Geh lieber rein«, sagte sie.

»Und du willst wirklich hierbleiben?«

»Ira hat das ganz deutlich gesagt. Er will mit dir allein sprechen. Wahrscheinlich lass ich seinen Käfer ein bisschen laufen, damit sich die Batterie nicht ganz entlädt.«

Ich küsste sie nicht noch einmal. Ich stieg aus und schwebte den Weg hinauf. Das Heim lag in einer friedlichen und grünen Umgebung. Es war ein nahezu rechteckiger georgianischer Back-

steinbau mit weißen Säulen am Eingang. Es erinnerte mich an ein nobles Verbindungshaus.

An der Rezeption saß eine Frau. Ich nannte ihr meinen Namen. Sie forderte mich auf, mich ins Gästebuch einzutragen. Nachdem ich das gemacht hatte, telefonierte sie flüsternd. Ich wartete, während eine Muzak-Fassung von einem Neil-Sedaka-Song lief, was ich seltsam fand, weil es ein bisschen so war, als würde man eine Muzak-Fassung von Muzak hören.

Eine rothaarige Frau in Zivilkleidung kam die Treppe herunter. Sie trug einen Rock und hatte eine Brille vor der Brust hängen. Sie sah aus wie eine Krankenschwester, die versuchte, nicht wie eine Krankenschwester auszusehen.

»Ich bin Rebecca«, sagte sie.

»Paul Copeland.«

»Ich bringe Sie zu Mr Silverstein.«

»Danke.«

Ich hatte gedacht, sie würde mich den Flur entlangführen, aber wir gingen durch die Hintertür direkt nach draußen. Der Garten war sehr gepflegt. Es war noch hell, aber die Wege waren trotzdem schon beleuchtet. Eine dichte Hecke umschloss das Grundstück.

Ich erkannte Ira Silverstein sofort.

Er hatte sich verändert und war dabei doch ganz der Alte geblieben. Man kennt diese Leute. Sie werden älter und dicker, sie ergrauen und ihre Haut erschlafft, trotzdem sind sie dieselben wie früher. So war das bei Ira.

»Ira?«

Im Ferienlager hatten wir uns nicht mit Nachnamen angesprochen. Die Erwachsenen wurden Onkel und Tante genannt, aber »Onkel Ira« wollte mir einfach nicht über die Lippen kommen.

Er trug einen Poncho, wie ich ihn zum letzten Mal in einem Dokumentarfilm über Woodstock gesehen hatte. Seine Füße steckten in Sandalen. Ira erhob sich langsam und empfing mich

mit ausgebreiteten Armen. So war das im Ferienlager auch gewesen. Alle hatten sich umarmt. Alle hatten sich lieb gehabt. Alles war sehr »Kumbaya« gewesen. Ich trat zu ihm. Er nahm mich fest, mit all seiner Kraft, in die Arme. Sein Bart kratzte mich an der Wange.

Er ließ mich los und sagte zur Schwester: »Lassen Sie uns allein.«

Die Schwester ging. Ira führte mich zu einer Parkbank aus Beton und grün gestrichenem Holz. Wir setzten uns.

»Du siehst noch genauso aus wie früher, Cope«, sagte er.

Er erinnerte sich an meinen Spitznamen. »Du auch,«

»Man sollte meinen, dass die schweren Jahre einem Gesicht mehr zusetzen, was?«

»Sollte man meinen, Ira.«

»Und, was machst du jetzt so?«

»Ich bin Bezirksstaatsanwalt.«

»Echt?«

»Ja.«

Er runzelte die Stirn. »Irgendwie gehörst du dann aber schon zum Establishment.«

Der alte Ira.

»Ich ermittle nicht gegen Antikriegsdemonstranten«, versicherte ich ihm. »Ich beschäftige mich mit Mördern und Vergewaltigern und so.«

Er kniff die Augen zusammen. »Bist du deshalb gekommen?«

»Weshalb?«

»Suchst du hier nach Mördern und Vergewaltigern?«

Ich wusste nicht, was ich darauf antworten sollte, also spielte ich einfach mit. »Irgendwie schon. Ich versuche rauszubekommen, was damals im Wald passiert ist.«

Ira schloss die Augen.

»Lucy hat gesagt, dass du mich sprechen willst«, sagte ich.

»Ja.«

blem. Er öffnete den Deckel, nahm eine Flasche heraus, reichte sie mir und nahm sich auch eine. Er schraubte den Deckel auf und trank glücksend. Das Wasser lief ihm aus den Mundwinkel, und sein weißgrauer Bart wurde dunkler.

»Aaahh«, sagte er, als er fertig war.

Ich versuchte, ihn wieder aufs Thema zurückzubringen.

»Lucy hat mir gesagt, dass du mich sprechen willst.«

»Stimmt.«

»Warum?«

»Weil du hier bist.«

Ich wartete.

»Ich bin hier«, sagte ich langsam, »weil du mich sprechen wolltest.«

»Nicht hier hier. Hier, also wieder zurückmj 376n.

»Er hat gesagt, dass er Manolo Santiago heißt. Aber ich wusste, wer er ist. Der kleine Gil Perez. Erinnerst du dich an ihn? Von früher, meine ich?«

»Ja.«

Ira schüttelte den Kopf. »Netter Junge. Aber man konnte ihn sehr leicht beeinflussen.«

»Was wollte er?«

»Er hat mir nicht gesagt, wer er ist. Zuerst wenigstens nicht. Er sah auch ganz anders aus als früher, aber irgendwie hab ich ihn an seinem Verhalten erkannt, weißt du? Manche Dinge kann man verstecken. Man kann dick werden. Aber Gil hat immer noch ein bisschen gelispelt. Und er hat sich noch genauso bewegt wie früher. Als ob er die ganze Zeit auf der Hut wäre. Weißt du, was ich meine?«

»Ja.«

Ich hatte gedacht, dass der Garten des Heims vollständig von der Hecke umschlossen war, aber das stimmte nicht. Ira schlüpfte durch eine Lücke. Ich folgte ihm. Vor uns erhob sich ein bewaldeter Hügel. Ira stapfte den Pfad entlang.

»Darfst du einfach so gehen?«

»Klar. Ich bin freiwillig hier. Ich kann kommen und gehen, wann ich will.«

Er ging weiter.

»Was wollte Gil von dir?«, fragte ich.

»Er wollte wissen, was in der Nacht passiert ist.«

»Hat er das denn nicht gewusst?«

»Ein bisschen wusste er schon. Er wollte noch mehr wissen.«

»Das versteh ich nicht.«

»Brauchst du auch nicht.«

»Doch, Ira. Genau deshalb bin ich hier.«

»Es ist vorbei. Wayne sitzt im Gefängnis.«

»Wayne hat Gil Perez nicht umgebracht.«

»Ich dachte, das hätte er.«

Das begriff ich nicht. Er hinkte jetzt schneller, obwohl er unverkennbar Schmerzen hatte. Ich wollte sagen, dass er stehen bleiben sollte, andererseits erzählte er beim Gehen auch.

»Hat Gil meine Schwester erwähnt?«

Er blieb kurz und lächelte traurig. »Camille.«

»Ja.«

»Die Arme.«

»Hat er was über sie gesagt?«

»Weißt du, dass ich deinen Dad geliebt habe? So ein netter Mann und musste so viele Tiefschläge einstecken.«

»Hat Gil etwas darüber gesagt, was mit meiner Schwester passiert ist?«

»Die arme Camille.«

»Ja. Camille. Hat er was über sie gesagt?«

Ira stapfte weiter den Berg hinauf. »Das war so viel Blut damals in der Nacht.«

»Bitte, Ira, du musst dich konzentrieren. Hat Gil etwas über Camille gesagt?«

»Nein.«

»Was wollte er dann?«

»Das Gleiche wie du.«

»Was ist das?«

Er drehte sich um. »Antworten.«

»Auf welche Fragen?«

»Die gleichen, die du auch stellst. Was in der Nacht passiert ist. Er hat es nicht verstanden, Cope. Es ist vorbei. Sie sind tot. Der Mörder sitzt im Knast. Du musst die Toten ruhen lassen.«

»Gil war nicht tot.«

»Bis zu dem Tag, an dem er mich besucht hat, war er das. Verstehst du?«

»Nein.«

»Es ist vorbei. Die Toten sind tot. Die Lebenden sind in Sicherheit.«

Ich streckte die Hand aus und ergriff seinen Arm. »Ira, was hat Gil Perez dir gesagt?«

»Das verstehst du nicht.«

Wir blieben stehen. Ira sah den Hügel hinab. Ich folgte seinem Blick. Ich sah nur noch das Dach des Heims. Wir waren im dichten Wald. Wir atmeten schwerer, als es eigentlich nötig gewesen wäre. Iras Gesicht war blass.

»Es muss begraben bleiben.«

»Was?«

»Das hab ich zu Gil gesagt. Es war vorbei. Er sollte zurückgehen und sein Leben weiterleben. Das war alles so lange her. Er war tot gewesen. Da war er es plötzlich nicht mehr. Aber er hätte tot sein müssen.«

»Ira, hör mir zu. Was hat Gil zu dir gesagt?«

»Du wirst dich damit nicht zufriedengeben, oder?«

»Nein«, sagte ich. »Ich werde mich damit nicht zufriedengeben.«

Ira nickte. Er sah sehr traurig aus. Dann steckte er die Hand unter den Poncho, zog eine Pistole heraus, zielte auf mich und drückte ohne ein weiteres Wort ab.

36

»Wir haben hier ein Problem.«

Sheriff Lowell putzte sich die Nase mit einem Taschentuch, so groß, dass ein Clown es als Requisit hätte nutzen können. Seine Wache war moderner eingerichtet, als Muse erwartet hatte, ihre Erwartungen waren allerdings auch nicht sehr hoch gewesen. Das Haus war neu, stilvoll und sauber. Alle Kabinen, die sie sah, waren mit Computern ausgestattet. Die Einrichtung war in Weiß- und Grautönen gehalten.

»Wir haben hier«, hielt Muse dagegen, »eine Leiche.«

»Das meinte ich nicht.« Er deutete auf die Tasse in ihrer Hand. »Wie ist der Kaffee?«

»Ausgezeichnet, um ehrlich zu sein.«

»Früher war er wirklich furchtbar. Manche Mitarbeiter haben ihn zu stark gemacht, andere zu dünn. Und dann stand er noch ewig auf der Warmhalteplatte. Bis uns dann letztes Jahr einer der anständigen Bürger aus unserem Bezirk eine von diesen Kaffee-Pad-Maschinen geschenkt hat. Haben Sie je eins benutzt, so ein Kaffee-Pad, meine ich?«

»Sheriff?«

»Ja.«

»Versuchen Sie, mich mit Ihrem einfachen, ländlichen Charme um den Finger zu wickeln?«

Er grinste. »Ein bisschen.«

»Dann sehen Sie das als geschehen an. Welches Problem haben wir Ihrer Ansicht nach?«

»Wir haben gerade eine Leiche gefunden, die, nach vorläufigen Schätzungen, ziemlich lange im Wald gelegen hat. Wir wissen drei Dinge: weiß, weiblich, Größe zirka eins siebzig. Mehr nicht. Die Vermisstenanzeigen habe ich schon durchgesehen. Im Umkreis von gut hundert Kilometern wird keine Frau vermisst, auf die diese Beschreibung passt.«

»Wir wissen beide, wer das ist«, sagte Muse.

»Nein, das wissen wir nicht.«

»Glauben Sie wirklich, dass noch eine ein Meter siebzig große Frau um die gleiche Zeit herum im Ferienlager ermordet und in der Nähe der anderen Leichen begraben wurde?«

»Das hab ich nicht gesagt.«

»Was haben Sie dann gesagt?«

»Dass wir keine eindeutige Identifikation haben. Doc O'Neill arbeitet daran. Wir haben die Akten von Camille Copelands Zahnarzt angefordert. In ein bis zwei Tagen wissen wir mehr. Es besteht kein Grund zur Eile. Wir haben alle noch andere Fälle.«

»Kein Grund zur Eile?«

»Genau das habe ich gesagt.«

»Dann verstehe ich Sie nicht.«

»Wissen Sie, welche Frage ich mir schon die ganze Zeit stelle, Ermittlerin Muse - was sind Sie eigentlich in erster Linie? Sind Sie Ermittlerin oder ein politischer Spezi?«

»Was soll das denn heißen?«

»Sie sind die Chefermittlerin des Countys«, sagte Lowell. »Also, ich möchte gern glauben, dass eine Person, besonders eine Dame in Ihrem Alter, diesen Posten aufgrund ihrer Fähigkeiten und Leistungen bekommen hat. Aber ich bin auch Realist. Ich kenne mich mit Vetternwirtschaft, Seilschaften und Arschkriecherei aus. Also frage ich Sie ...«

»Ich habe mir diesen Posten erarbeitet.«

»Davon bin ich überzeugt.«

Muse schüttelte den Kopf. »Unglaublich, dass ich mich vor Ihnen rechtfertigen muss.«

»Aber so, meine Liebe, spielt nun mal das Leben. Denn, nehmen Sie mal an, das wäre Ihr Fall und ich wäre da einfach so reingeplatzt und Sie wüssten, dass ich sofort nach Hause laufe und alles meinem Boss erzähle - also jemandem, der damals in diese Geschichte zumindest in irgendeiner Form involviert war -, was würden Sie dann machen?«

»Sie glauben, ich würde seine Beteiligung unter den Teppich kehren?«

Lowell zuckte die Achseln. »Noch mal: Wenn ich, sagen wir, der Hilfssheriff wäre und meinen Job vom Sheriff bekommen hätte, der in Ihren Mordfall verwickelt ist, was würden Sie dann denken?«

Muse lehnte sich zurück. »Okay«, sagte sie. »Was kann ich also tun, um Sie zu beruhigen?«

»Sie können mir die Zeit für die Identifizierung der Leiche geben.«

»Sie wollen, dass Copeland nichts von dem Fund erfährt?«

»Er wartet jetzt seit zwanzig Jahren. Da kommt es doch wohl auf einen Tag mehr oder weniger nicht an.«

Muse verstand, worauf er hinauswollte.

»Ich will die Ermittlungen nicht behindern«, sagte sie, »aber der Gedanke, einen Mann, den ich mag und dem ich vertraue, zu belügen, widerstrebt mir.«

»Das Leben ist hart, Ermittlerin Muse.«

Sie runzelte die Stirn.

»Ich erwarte sogar noch mehr von Ihnen«, fuhr Lowell fort. »Sie sollen mir sagen, warum dieser Barrett mit seinem technischen Spielzeug hier draußen herumgelaufen ist und nach Leichen gesucht hat, die schon sehr lange tot sind.«

»Das habe ich Ihnen doch gesagt. Sie wollten ihr neues Gerät einem Praxistest unterziehen.«

»Sie arbeiten in Newark, New Jersey. Wollen Sie mir erzählen, dass es in Ihrem Bezirk keine Orte gibt, wo sie ihn hätten hinschicken können, weil Sie dort Leichen vermuten?«

Er hatte natürlich Recht. Sie musste mit der Wahrheit rausrücken.

»In New York wurde vor ein paar Tagen eine Leiche gefunden«, sagte Muse. »Mein Chef glaubt, dass es Gil Perez war.«

Lowells Pokerface verschwand. »Wie war das?«

Sie wollte es gerade erklären, als Tara O'Neill ins Büro stürzte. Lowell wirkte verärgert wegen der Unterbrechung, sagte aber in neutralem Tonfall: »Was gibt's, Tara?«

»Ich hab was an der Leiche entdeckt«, sagte sie. »Und ich glaub, das ist wichtig.«

*

Als Cope ausgestiegen war, saß Lucy noch gut fünf Minuten allein auf dem Beifahrersitz. Ein Lächeln lag auf ihrem Gesicht, und sie war immer noch etwas benommen von seinem Kuss.

Damit hatte sie wirklich nicht gerechnet - wie er mit seinen großen Händen ihren Kopf ergriffen hatte, wie er sie angesehen hatte ... es war, als hätte ihr Herz nicht nur wieder zu schlagen angefangen, sondern als hätte es sich in die Luft geschwungen.

Es war wunderbar. Und es machte ihr Angst.

Sie sah seine CDs durch, fand eine von Ben Folds und stellte den Song *Bricks* an. Sie hatte nie ganz verstanden, worum es darin ging - eine Überdosis Drogen, eine Abtreibung, ein Nervenzusammenbruch -, aber am Ende war die Frau wie ein Ziegelstein, der ihn runterzog, so dass er langsam ertrank.

Traurige Musik ist besser als Alkohol, dachte sie, wenn auch nicht viel besser.

Als sie die Musik ausschaltete, sah sie einen grünen Wagen, einen Ford mit New Yorker Kennzeichen, der direkt vor den Eingang fuhr. Er hielt auf dem Platz, auf dem NO PARKING stand. Zwei Männer stiegen aus - einer groß, der andere quadratisch - und schlenderten ins Heim. Lucy wusste nicht, was sie davon halten sollte. Aber wahrscheinlich hatte es nichts zu bedeuten.

Die Schlüssel für Ira Copes Käfer waren in ihrer Handtasche. Nach kurzem Suchen fand sie sie. Sie steckte sich einen Kaugummi in den Mund. Falls Cope sie noch einmal küsste, sollte Mundgeruch wirklich kein Hindernis sein.

Sie fragte sich, was Ira Cope erzählen wollte. Außerdem fragte sie sich, woran Ira sich überhaupt noch erinnerte. Sie hatten nie über jene Nacht gesprochen. Nicht ein einziges Mal. Vielleicht hätten sie es tun sollen. Vater und Tochter. Vielleicht hätte das alles verändert. Vielleicht aber auch nicht. Die Toten wären immer noch tot, die Lebenden am Leben. Kein besonders tiefesinniger Gedanke, aber so war es nun mal, oder?

Sie stieg aus und ging zum alten VW-Käfer. Sie nahm den Schlüssel in die Hand und richtete ihn auf den Volkswagen. Schon seltsam, was man sich alles so angewöhnte. Kein Mensch

öffnete sein Auto heute noch mit dem Schlüssel. Schließlich haben die alle eine Fernbedienung. Was auf den Käfer natürlich nicht zutraf. Sie ging zur Fahrertür, steckte den Schlüssel ins Schloss und drehte ihn um. Es war rostig, und sie brauchte etwas Kraft, aber das Schloss sprang auf.

Sie dachte daran, wie sie ihr Leben gelebt und welche Fehler sie gemacht hatte. Sie hatte Cope von dem Gefühl erzählt, wie sie in jener Nacht einen Stoß bekommen hatte und seitdem einen Berg herunterfiel und nicht wusste, wo sie wieder Halt finden sollte. Das stimmte. Die ersten Jahre hatte er nach ihr gesucht, aber sie hatte sich weiter versteckt. Vielleicht hätte sie früher Kontakt zu ihm aufnehmen sollen. Vielleicht hätte sie versuchen sollen, die Dinge, die in jener Nacht vorgefallen waren, direkt zu verarbeiten. Stattdessen hatte sie alles verdrängt. Hatte sich geweigert, sich damit auseinanderzusetzen. Wenn man Angst vor der Konfrontation hat, findet man immer wieder Möglichkeiten, sich zu verstecken - wobei Lucys eine der gängigsten war: Sie hatte zu tief ins Glas geschaut. Die Menschen griffen nicht zur Flasche, um vor etwas zu fliehen.

Sie griffen zur Flasche, um sich zu verstecken.

Lucy setzte sich auf den Fahrersitz und merkte sofort, dass irgendetwas nicht stimmte.

Der erste sichtbare Hinweis lag im Fußraum vor dem Beifahrersitz. Sie schaute hinunter und runzelte die Stirn.

Eine Cola-Dose.

Cola Light, um genau zu sein.

Sie hob sie auf. Es war noch ein bisschen Flüssigkeit drin. Sie überlegte. Wie lange war es her, seit sie zum letzten Mal im Käfer gesessen hatte? Mindestens drei oder vier Wochen. Da hatte dort keine Dose gelegen. Und falls doch, hatte sie sie übersehen. Ganz ausschließen konnte sie das nicht.

Dann stieg ihr der Geruch in die Nase.

Er erinnerte sie an etwas, das in der Nähe des Ferienlagers

passiert war, als sie ungefähr zwölf Jahre alt war. Ira war mit ihr spazieren gegangen. Sie hatten Schüsse gehört, und Ira war völlig durchgedreht. Jäger waren auf ihr Land gekommen. Er war ihnen gefolgt und hatte dann angefangen zu schreien, dass sie sich auf einem Privatgrundstück befänden. Einer der Jäger hatte zurückgeschrien. Er war dann auf sie zugekommen und hatte Ira gegen die Brust gestoßen, und Lucy erinnerte sich, dass er furchtbar gerochen hatte.

Und diesen Geruch hatte sie jetzt wieder in der Nase.

Lucy drehte sich um und sah auf den Rücksitz.

Der Boden war voller Blut.

Und dann hörte sie in der Ferne Schüsse.

*

Die Überreste des Skeletts waren auf einem Edelstahltisch mit winzigen Löchern ausgelegt. Durch die Löcher war der Tisch leichter zu reinigen - man brauchte ihn nur mit einem Schlauch abzuspülen. Der Boden war gefliest, fiel zur Mitte hin leicht ab, in der sich dann auch ein Abfluss befand wie im Duschraum eines Sportclubs. Auch das erleichterte die Reinigung und die Beseitigung etwaiger Reste. Muse wollte gar nicht darüber nachdenken, wodurch solch ein Abfluss verstopft sein konnte, womit man ihn reinigte, ob normaler Abflussreiniger ausreichte oder ob man hier etwas Stärkeres benutzte.

Lowell stand auf einer Seite des Tisches, Muse und Tara O'Neill standen ihm gegenüber.

»Und was gibt's jetzt?«, fragte Lowell.

»Erstens fehlen noch ein paar Knochen. Ich fahr morgen noch mal raus und such danach. Aber eigentlich fehlt nur Kleinzeug. Das ist bei so einer Sache ganz normal. Ich wollte gerade ein paar Röntgenaufnahmen machen, die Verknöcherungen prüfen, besonders am Schlüsselbein.«

»Was bringt das?«

»Das bringt eine grobe Altersangabe. Im Alter hören die Knochen auf zu wachsen. Als Letztes setzen die Verknöcherungen da oben ein, wo das Schlüsselbein auf das Brustbein trifft. Mit ungefähr zweiundvierzig ist das abgeschlossen. Aber darum geht es mir jetzt überhaupt nicht.«

Lowell sah Muse an. Die zuckte die Achseln.

»Und was haben Sie jetzt so Großartiges gefunden?«

»Dies.«

O'Neill deutete auf das Becken.

Muse sagte: »Das haben Sie mir schon gezeigt. Das ist der Beweis dafür, dass es sich um ein Frauenskelett handelt.«

»Ja, das auch. Das Becken ist breiter, wie ich schon sagte. Außerdem haben wir die wenig ausgeprägte Augenhöhlenleiste und die geringere Knochendichte - lauter Hinweise darauf, dass es sich um ein Frauenskelett handelt. Ich bin fest davon überzeugt.«

»Und was wollen Sie uns jetzt noch zeigen?«

»Das Schambein.«

»Was ist damit?«

»Sehen Sie das hier? Die Kerbe da. Oder besser die Vertiefungen zwischen den Schambeinknochen?«

»Ja.«

»Die Knochen werden durch Knorpel zusammengehalten. Das weiß jeder, der ein paar Grundkenntnisse in Anatomie hat. Wahrscheinlich wissen Sie das auch. Meistens denken wir bei Knorpel an die Knie oder die Ellbogen. Er ist elastisch. Er dehnt sich. Aber sehen Sie das hier? Die Narben vorne am Schambein? Die bilden sich auf der Knorpeloberfläche, wenn die Knochen einmal zusammen waren und dann getrennt wurden.«

O'Neill sah sie an. Ihr Gesicht glühte.

»Können Sie mir folgen?«

Muse sagte: »Nein.«

»Die Kerben bilden sich, wenn der Knorpel gedehnt wird. Und das geschieht, wenn das Schambein getrennt wurde.«

Muse sah Lowell an. Der zuckte die Achseln.

»Und das bedeutet, dass die Knochen irgendwann im Leben dieser Frau voneinander getrennt wurden. Und das, Ermittlerin Muse, bedeutet, dass Ihr Opfer entbunden hat.«

37

Die Zeit bleibt nicht stehen, wenn eine Pistole auf einen gerichtet ist.

Im Gegenteil, sie läuft schneller. Als Ira die Pistole auf mich richtete, ging ich davon aus, dass ich noch Zeit zum Reagieren hatte. In einer primitiven Demonstration von Harmlosigkeit hob ich die Hände. Ich öffnete den Mund, um mich aus dieser Situation herauszureden, ich wollte ihm sagen, dass ich mit ihm kooperieren und das tun würde, was er verlangte. Mein Herz raste, mein Atem stockte, und ich konnte meine Augen nicht von der Pistole abwenden, ich sah nur noch die offene Mündung vor mir, dieses riesige schwarze Loch.

Aber ich hatte keine Zeit. Ich hatte keine Zeit, Ira zu fragen, warum er das tat. Ich hatte keine Zeit, ihn zu fragen, was mit meiner Schwester passiert war, ob sie noch lebte, ob sie wie Gil in jener Nacht aus dem Wald herausgekommen war oder ob Wayne Steubens etwas mit der Sache zu tun hatte. Ich hatte keine Zeit, Ira zu sagen, dass er Recht hatte, dass ich die Finger von der alten Geschichte hätte lassen sollen, dass ich ab sofort die Finger davon lassen würde und dass wir alle unser Leben fortführen konnten, als ob nichts geschehen wäre.

Für gar nichts davon hatte ich Zeit.

Weil Ira schon abdrückte.

Vor einem Jahr habe ich ein Buch mit dem Titel *Blink! Die Macht des Moments* von Malcolm Gladwell gelesen. Ich möchte seine bündige Argumentation hier nicht zu sehr vereinfachen,

aber er sagt unter anderem, dass wir uns viel mehr auf unsere Instinkte verlassen müssen - auf den tierischen Teil unseres Gehirns, der verlangt, dass wir automatisch zur Seite springen, wenn ein Lkw auf uns zurast. Er sagt auch, dass wir extrem schnelle Entscheidungen oft auf der Grundlage fast unmerklicher Hinweise treffen, was wir dann Intuition nennen, und dass diese Entscheidungen oft richtig sind. Vielleicht half mir in dieser Situation genau das. Vielleicht hatte ich irgendwie an Iras Haltung oder an der Bewegung, mit der er die Pistole zog, erkannt, dass ich wirklich nicht mit ihm reden konnte, dass er sofort abdrücken und ich daraufhin sterben würde.

Irgendetwas verriet mir, dass ich sofort zur Seite springen musste.

Die Kugel traf mich trotzdem.

Er hatte mitten auf meine Brust gezielt. Die Kugel traf mich in die Seite und fuhr mir wie ein heißer Speer durch die Hüfte. Ich schlug hart auf den Boden und versuchte, mich hinter einen Baum zu rollen. Ira schoss noch einmal. Dieses Mal verfehlte er mich. Ich rollte weiter.

Meine Hand berührte einen Stein. Es war kein echter Gedanke, aber ich ergriff den Stein und schleuderte ihn in Iras Richtung. Es war ein armseliger Wurf, der vielleicht am ehesten mit der Verzweiflungstat eines auf dem Bauch liegenden Babys vergleichbar war.

Es lag keine Kraft in dem Wurf. Der Stein traf Ira sogar, aber der merkte das wohl kaum. Jetzt wurde mir klar, dass Ira das die ganze Zeit geplant hatte. Deshalb wollte er mich allein sprechen. Deshalb hatte er mich in den Wald geführt. Weil er mich erschießen wollte.

Ira, diese scheinbar so sanfte Seele, war ein Mörder.

Ich sah mich um. Er war zu nah. Ich dachte an die Szene in dem Film *Zwei in Teufels Küche*, in dem Alan Arkin aufgefordert wird, in »Serpentinen« zu laufen, damit er nicht getroffen wird.

Das funktionierte hier nicht. Ira war nur gut zwei Meter hinter mir. Er hatte eine Pistole. Ich hatte schon einen Treffer abbekommen und spürte, wie das Blut aus mir heraustropfte.

Ich würde sterben.

Wir stürzten den Hügel hinab, ich rollend, Ira hinkend und stolpernd, wobei er versuchte, sein Gleichgewicht wiederzugewinnen, damit er noch einmal schießen konnte. Ich wusste, dass es nur eine Frage der Zeit war, bis ihm das gelang. Mir blieben nur wenige Sekunden.

Meine einzige Chance bestand in einem Richtungswechsel.

Ich griff in den Boden und stoppte. Ira war überrascht. Er versuchte abzubremsen. Ich umklammerte mit beiden Händen einen dünnen Baum und trat mit beiden Beinen nach ihm. Auch das war ein armseliger Abwehrversuch, dachte ich, wie ein schlechter Turner an einem Seitpferd. Aber Ira war ziemlich dicht hinter mir und kämpfte immer noch mit der Balance. Ich traf ihn mit den Füßen am rechten Knöchel. Nicht sehr hart, aber hart genug.

Ira stieß einen Schrei aus und fiel zu Boden.

Die Pistole, dachte ich. Hol dir die Pistole.

Ich krabbelte so schnell ich konnte zu ihm. Ich war größer als er. Und jünger. Ich war besser durchtrainiert. Er war ein alter Mann mit halbverdorrtem Gehirn. Er konnte zwar eine Pistole abdrücken. Dafür reichte seine Kraft noch. Aber das Alter und die Drogen mussten seine Reflexe verlangsamt haben.

Ich kletterte auf ihn und suchte die Pistole. Er hatte sie in der rechten Hand gehalten. *Den Arm. Du brauchst nur den rechten Arm festzuhalten.* Ich packte ihn mit beiden Händen, legte mich mit dem ganzen Körper darauf, drückte ihn zu Boden und bog ihn nach hinten.

Die Hand war leer.

Ich hatte mich so sehr auf die rechte Hand konzentriert, dass ich die linke gar nicht kommen sah. Er hatte in großem Bogen

ausgeholt. Die Pistole musste ihm beim Sturz aus der Hand gefallen sein. Jetzt hatte er sie in der Linken umklammert wie einen Stein. Er traf mich mit dem Griff auf der Stirn.

Der Schlag traf meinen Schädel wie ein Blitz. Ich spürte, wie mein Gehirn nach rechts geschleudert wurde, als wäre es aus seiner Verankerung gerissen worden und pendelte jetzt lose im Kopf herum. Ich krümmte mich zusammen.

Ich ließ seinen Arm los.

Ich blickte auf. Er hatte die Pistole auf mich gerichtet.

»Polizei! Keine Bewegung!«

Ich erkannte die Stimme. Es war York.

Die Luft erstarrte. Sie fing an zu knistern. Ich riss den Blick vom Pistolenlauf los und sah Ira in die Augen. Er war so nah bei mir, hatte die Pistole direkt auf mein Gesicht gerichtet. Und ich sah es. Er würde abdrücken und mich töten. York und Dillon würden zu spät kommen. Für ihn war es gelaufen. Das wusste er. Trotzdem würde er mich erschießen.

»Dad! Nein!«

Es war Lucy. Als er ihre Stimme hörte, veränderte sich etwas in seinem Blick.

»Lassen Sie die Waffe fallen! Sofort! Tun Sie, was ich sage!«

Wieder York. Ich sah Ira immer noch in die Augen.

Ira sah mich weiter an. »Deine Schwester ist tot«, sagte er.

Dann drehte er die Pistole um, steckte sie sich in den Mund und drückte ab.

38

Ich wurde ohnmächtig.

Das hat man mir erzählt. Ich erinnere mich allerdings auch noch dunkel. Ich weiß, dass Ira's Hinterkopf wegfiel und Ira dann auf mich fiel. Ich erinnere mich an Lucys Schrei. Ich er-

innere mich, dass ich nach oben blickte und den blauen Himmel mit ein paar vorbeisegelnden Wölkchen sah. Ich nehme an, dass ich auf dem Rücken lag und auf einer Trage zum Krankenwagen gebracht wurde. Aber da endet meine Erinnerung. Beim blauen Himmel. Bei den weißen Wölkchen.

Und dann, als mich ein fast schon ruhiges und friedliches Gefühl erfasste, fielen mir Iras Worte wieder ein.

Deine Schwester ist tot.

Ich schüttelte den Kopf. Nein. Glenda Perez hatte mir gesagt, dass Camille den Wald aus eigener Kraft verlassen hatte. Ira wusste das nicht. Er konnte es gar nicht wissen.

»Mr Copeland?«

Ich öffnete die Augen und blinzelte. Ich lag in einem Bett. Ein Krankenzimmer.

»Ich bin Dr McFadden.«

Ich ließ den Blick durch den Raum wandern. York stand direkt hinter ihm.

»Sie haben einen Schuss in die Seite bekommen. Wir haben Sie wieder zusammengeflickt. Das wird schon wieder, aber die Wunde braucht...«

»Doc?«

McFadden hatte in seinem besten Arzt-Singsang gesprochen und nicht damit gerechnet, dass man ihn so schnell unterbrach. Er runzelte die Stirn. »Ja?«

»Mir geht's also gut, ja?«

»Ja.«

»Können wir das dann später besprechen? Ich muss mich dringend mit dem Detective unterhalten.«

York unterdrückte ein Lächeln. Ich hatte Widerstand erwartet. Ärzte sind noch arroganter als Anwälte. Aber er leistete keinen. Er zuckte nur kurz die Achseln und sagte: »Wenn Sie meinen. Wenn Sie fertig sind, sagen Sie der Schwester Bescheid, dass sie mich anpiepen soll.«

»Danke, Doktor.«

Er ging ohne ein weiteres Wort. York trat näher ans Bett heran.

»Woher wissen Sie das von Ira?«, fragte ich.

»Die Jungs von der Spurensicherung haben an der Leiche von, äh ...« York brach ab. Dann fuhr er fort: »Also, wir haben immer noch keine Identifikation, aber wenn Sie wollen, können wir ihn Gil Perez nennen.«

»Das wäre gut.«

»In Ordnung. An seiner Leiche befanden sich jedenfalls Tepichfasern aus einem sehr alten Fahrzeug. Dann haben wir in der Nähe des Leichenfundorts eine Überwachungskamera ausfindig gemacht, die ein Stück Straße zeigt. Und auf dem Video aus dieser Kamera haben wir einen gelben Volkswagen entdeckt und ihn Silverstein zugeordnet. Darum sind wir rübergekommen.«

»Wo ist Lucy?«

»Dillon stellt ihr gerade ein paar Fragen.«

»Ich begreif das immer noch nicht. Ira hat also Gil Perez umgebracht?«

»Ja.«

»Und das steht außer Frage?«

»Ja. Erstens haben wir auf dem Rücksitz vom Volkswagen Blut gefunden. Die Untersuchungen laufen und werden ergeben, dass es von Perez stammt. Zweitens hat das Personal im Heim bestätigt, dass Perez - der sich im Gästebuch als Manolo Santiago eingetragen hat - am Tag vor dem Mord bei Silverstein zu Besuch war. Ein paar Angestellte haben auch bestätigt, dass sie gesehen haben, wie Silverstein am nächsten Morgen mit dem Volkswagen weggefahren ist. Es war seit sechs Monaten das erste Mal, dass er das Heim verlassen hat.«

Ich verzog das Gesicht. »Und da haben sie seiner Tochter nichts davon gesagt?«

»Die Leute, die das mitgekriegt haben, sind nicht im Dienst gewesen, als Lucy das nächste Mal bei Ira zu Besuch war. Außerdem haben sie mir immer wieder erzählt, dass Silverstein nicht für unzurechnungsfähig erklärt worden ist oder so was. Er konnte kommen und gehen, wann und wie er wollte.«

»Ich versteh das trotzdem nicht. Warum sollte Ira Gil umbringen wollen?«

»Ich vermute, aus dem gleichen Grund, aus dem er auch Sie umbringen wollte. Sie haben beide noch mal genauer hingeguckt, was damals im Ferienlager wirklich passiert ist. Und das hat Mr Silverstein offensichtlich nicht gefallen.«

Ich versuchte, mir aus diesen Daten ein Bild zu machen. »Also war Ira auch der Mörder von Margot Green und Doug Billingham?«

York wartete noch einen Moment, als wollte er mir die Gelegenheit geben, auch noch meine Schwester hinzuzufügen.

»Wäre möglich.«

»Und was ist mit Wayne Steubens?«

»Keine Ahnung, wahrscheinlich haben die beiden irgendwie zusammengearbeitet. Ich weiß nur, dass Ira Silverstein mein Opfer umgebracht hat. Ach, und noch was: Die Pistole, mit der Ira auf Sie geschossen hat, hat das gleiche Kaliber wie die, mit der Gil Perez erschossen worden ist. Die ballistischen Tests laufen noch, aber Sie wissen so gut wie ich, dass wir eine Übereinstimmung finden werden. Wenn man dann noch das Blut auf den Rücksitz vom Käfer dazu nimmt und das Überwachungsvideo in der Nähe des Leichenfundorts ... Na ja, das ist schon fast Overkill. Aber hey, Ira Silverstein ist tot, und wie Sie wissen, ist es sehr schwierig, gegen einen Toten mit juristischen Mitteln vorzugehen. Was Ira Silverstein vor zwanzig Jahren getan oder auch nicht getan hat ...«, York zuckte die Achseln, »... na ja, neugierig bin ich schon. Aber darum muss sich jemand anders kümmern.«

»Helfen Sie uns, wenn wir Hilfe brauchen?«

»Klar. Gern sogar. Und wenn Sie rausgekriegt haben, was da passiert ist, können Sie ja mal nach New York kommen, dann lad ich Sie auf ein Steak ein.«

»Wird gemacht.«

Wir schüttelten uns die Hände.

»Ich muss mich noch bei Ihnen bedanken, dass Sie mir das Leben gerettet haben«, sagte ich.

»Ja, das müssten Sie. Ich glaube aber nicht, dass es mein Verdienst war.«

Ich erinnerte mich an Iras Miene und die Entschlossenheit, die darin lag. York hatte sie auch gesehen - Ira hätte mich erschossen, die Folgen interessierten ihn nicht. Nicht York und seine Pistole hatten mich gerettet, sondern Lucys Stimme.

York ging. Ich war allein im Krankenzimmer. Wahrscheinlich gibt es noch deprimierendere Orte, an denen man sich aufhalten kann, wenn man allein ist, allerdings fiel mir keiner ein. Ich dachte an meine Jane und an ihre Tapferkeit - obwohl genau das das Einzige war, was sie wirklich gefürchtet hatte. Sie hatte eine Heidenangst davor gehabt, in einem Krankenzimmer allein zu sein. Also war ich die ganze Nacht bei ihr geblieben. Ich hatte auf einem dieser Sessel geschlafen, die man zum unbequemsten Bett auf Gottes grüner Erde umbauen konnte. Ich sage das nicht, um Applaus zu bekommen. Es war der einzige Moment, in dem Jane Schwäche gezeigt hatte. Bei dieser ersten Übernachtung im Krankenhaus hatte sie meine Hand ergriffen und versucht, die Verzweiflung in ihrer Stimme zu unterdrücken, als sie sagte: »Bitte lass mich hier nicht allein.«

Also habe ich sie nicht alleingelassen. Damals noch nicht. Erst viel später, als sie wieder nach Hause gekommen war, weil sie dort sterben wollte, weil der Gedanke daran, allein in einem Krankenzimmer zu sein ...

Jetzt war ich an der Reihe. Ich war allein im Krankenhaus.

Es jagte mir im Moment keine allzu große Angst ein. Aber ich dachte darüber nach, wohin mein Leben mich gebracht hatte. Wer würde sich um mich kümmern, wenn es mir schlecht ging? Wer würde bei mir neben dem Bett sitzen, wenn ich im Krankenhaus aufwachte? Die ersten Namen, die mir in den Sinn kamen, waren Greta und Bob. Als ich mich letztes Jahr beim Aufschneiden eines Bagels verletzt hatte, war Bob sofort zur Stelle gewesen und hatte mich zum Arzt gefahren, während Greta sich um Cara gekümmert hatte. Sie waren jetzt meine Familie - andere Verwandte hatte ich nicht. Und auch die waren nicht mehr für mich da.

Ich erinnerte mich an das letzte Mal, als ich im Krankenhaus gelegen hatte. Da war ich zwölf Jahre alt gewesen und hatte Gelenkrheumatismus. Das war damals schon eine ziemlich seltene Krankheit, die seitdem noch seltener geworden ist. Ich musste zehn Tage im Krankenhaus bleiben. Ich weiß noch, dass Camille mich oft besuchen kam. Manchmal hatte sie ein paar ihrer nervigen Freundinnen mitgebracht, weil sie wusste, dass mich das ablenkte. Wir haben viel Boggle gespielt. Die Jungs aus ihrer Klassenstufe waren alle hinter Camille her. Sie brachte mir immer die Kassetten mit, die sie für sie aufgenommen hatten - mit Musik von Steely Dan, Supertramp oder den Doobie Brothers. Camille erzählte mir dann, welche Bands toll und welche lahm waren, und ihr Geschmack war für mich fast eine Art biblisches Gesetz, an das ich mich unbedingt halten musste.

Hatte sie da im Wald gelitten?

Diese Frage hatte ich mir immer wieder gestellt. Was hatte Wayne Steubens ihr angetan? Hatte er sie gefesselt und zu Tode geängstigt, wie er es mit Margot Greene gemacht hatte? Hatte sie sich gewehrt und Wunden an Händen und Armen gehabt wie Doug Billingham? Hatte er sie lebendig begraben wie seine Opfer in Indiana oder Virginia? Wie viel Schmerz hatte Camille erlitten? Wie angstfüllt waren ihre letzten Augenblicke gewesen?

Und jetzt ... die neue Frage: War Camille irgendwie lebend aus dem Wald rausgekommen?

Ich dachte an Lucy. Ich überlegte, wie sie jetzt litt, nachdem sie zusehen musste, wie ihr geliebter Vater sich den Kopf weggeschossen hatte. Bestimmt grübelte sie auch noch darüber, welche Gründe es dafür gab. Ich wollte Kontakt zu ihr aufnehmen, ihr helfen und versuchen, sie ein bisschen zu beruhigen.

Es klopfte.

»Herein.«

Ich hatte eine Krankenschwester erwartet. Es war keine. Es war Muse. Ich lächelte ihr zu. Ich dachte, sie würde das Lächeln erwidern. Das tat sie nicht. Ihre Miene hätte nicht verstockter sein können.

»Sie brauchen nicht so böse zu gucken«, sagte ich. »Mir geht's gut.«

Muse trat näher ans Bett. Ihre Miene veränderte sich nicht.

»Ich hab gesagt ...«

»Ich hab schon mit dem Arzt gesprochen. Er meinte, vielleicht müssen Sie nicht mal über Nacht bleiben.«

»Und wie erklärt sich dann dieser finstere Blick?«

Muse schnappte sich einen Stuhl und stellte ihn neben das Bett. »Wir müssen miteinander reden.«

*

Ich hatte dieses Gesicht bei Loren Muse schon zuvor gesehen.

Es war ihre Killermiene, ihr »Das Schwein schnapp ich mir«-Gesicht, ihr »Mich kannst du nicht an der Nase herumführen«-Ausdruck. Ich hatte gesehen, wie sie Mörder, Vergewaltiger und Entführer so ansah. Und jetzt war ich an der Reihe.

»Was gibt's?«

Ihr Gesichtssausdruck veränderte sich nicht. »Wie ist es mit Raya Singh gelaufen?«

»Ungefähr so, wie wir es erwartet hatten.« Ich fasste mein

Treffen mit Raya kurz zusammen, weil es mir in diesem Moment ziemlich unbedeutend vorkam. »Die große Neuigkeit ist eine andere. Gil Perez' Schwester war bei mir im Büro. Sie hat gesagt, dass Camille noch am Leben sei.«

Ich sah eine leichte Veränderung in ihrem Gesicht. Sie war zweifellos gut, aber ich war es auch. Es heißt, dass ein echtes »verräterisches Zucken« nur eine Zehntelsekunde dauert. Aber ich hatte es gesehen. Vielleicht war das, was ich gesagt hatte, kein großer Schock, aber sie war auf jeden Fall kurz zusammengezuckt.

»Was ist los, Muse?«

»Ich habe mich vorhin mit Sheriff Lowell unterhalten.«

Ich runzelte die Stirn. »Ist der noch nicht in Rente?«

»Nein.«

Ich wollte sie fragen, warum sie mit ihm gesprochen hatte, aber ich wusste, dass Muse gründlich vorging. Für sie war es ganz selbstverständlich, Kontakt zu dem Mann aufzunehmen, der damals die Mordermittlungen geleitet hatte. Außerdem erklärte es ihr Verhalten mir gegenüber zumindest teilweise.

»Lassen Sie mich raten«, sagte ich. »Er meint, dass ich über jene Nacht gelogen hätte.«

Muse sagte weder ja noch nein. »Es ist schon komisch, dass Sie in der Mordnacht ihren Wachposten verlassen haben, finden Sie nicht auch?«

»Sie wissen doch, warum. Sie haben die Berichte gelesen.«

»Ja, hab ich. Sie haben sich mit Ihrer Freundin davongeschlichen. Und dann wollten Sie sie nicht in Schwierigkeiten bringen.«

»Genau.«

»Aber in dem Erlebnisbericht stand auch, dass Sie blutverschmiert waren. Stimmt das auch?«

Ich sah sie an. »Was zum Teufel ist hier los?«

»Ich versuche, so zu tun, als wären Sie nicht mein Chef.«

Ich versuchte, mich aufzusetzen. Die genähte Wunde tat höllisch weh.

»Hat Lowell Ihnen erzählt, dass ich zeitweise zu den Verdächtigen gehörte?«

»Das war nicht nötig. Und diese Fragen würde ich Ihnen auch stellen, wenn Sie kein Verdächtiger waren. Schließlich haben Sie darüber gelogen, was in der Nacht ...«

»Ich wollte Lucy schützen. Das wissen Sie doch schon.«

»Ich weiß, was Sie mir schon erzählt haben, ja. Aber versetzen Sie sich doch mal in meine Lage. Ich muss diesen Fall ohne jegliche Parteilichkeit oder Vorbehalte bearbeiten. Würden Sie an meiner Stelle nicht dieselben Fragen stellen?«

Ich dachte darüber nach. »Okay, ich hab's verstanden, machen Sie weiter. Sie können mich fragen, was Sie wollen.«

»War Ihre Schwester jemals schwanger?«

Ich war verblüfft. Die Frage traf mich wie ein linker Haken ohne Vorwarnung. Wahrscheinlich hatte sie genau das beabsichtigt.

»Ist das Ihr Ernst?«

»Ja.«

»Warum fragen Sie so etwas?«

»Bitte beantworten Sie einfach meine Frage.«

»Nein, meine Schwester ist nie schwanger gewesen.«

»Sind Sie sicher?«

»Ich glaube, ich hätte das gewusst.«

»Sind Sie sicher?«, fragte sie noch einmal.

»Ich versteh die Frage nicht. Warum wollen Sie das wissen?«

»Es gibt viele Fälle, in denen Mädchen und junge Frauen eine Schwangerschaft vor ihrer Familie verheimlicht haben. Das wissen Sie auch. Wir hatten ja letztens sogar einen Fall, wo das Mädchen das selbst erst bei der Entbindung erfahren hat. Erinnern Sie sich noch daran?«

Das tat ich.

»Hören Sie, Muse, ich frage Sie jetzt als Ihr Chef. Warum wollen Sie wissen, ob meine Schwester schwanger gewesen ist?«

Sie sezierte mich mit ihren Blicken.

»Hören Sie auf damit«, sagte ich.

»Sie müssen den Fall wegen Voreingenommenheit abgeben, Cope. Und das wissen Sie ganz genau.«

»Ich muss gar nichts.«

»Doch, das müssen Sie. Es ist immer noch Lowells Fall. Es ist seine Show.«

»Lowell? Seit der Verhaftung von Wayne Steubens vor achtzehn Jahren hat der die Akte doch nicht wieder angerührt.«

»Trotzdem. Es ist sein Fall. Er leitet ihn.«

Ich wusste nicht, was ich jetzt machen sollte. »Weiß Lowell, dass Gil Perez die ganze Zeit am Leben war?«

»Ich habe ihm von Ihrer Theorie erzählt.«

»Und warum bombardieren Sie mich jetzt plötzlich mit Fragen über Camille und eine mögliche Schwangerschaft?«

Sie antwortete nicht.

»Gut, spielen wir es auf die Art. Hören Sie, ich habe Glenda Perez versprochen zu versuchen, ihre Familie aus der Sache rauszuhalten. Aber von mir aus erzählen Sie es Lowell. Vielleicht lässt er Sie dann weiter mitmachen - ich traue Ihnen weit mehr zu als diesem Dorfsheriff. Der Schlüssel ist der: Glenda Perez hat gesagt, meine Schwester hätte den Wald aus eigener Kraft verlassen.«

»Und Ira Silverstein hat gesagt«, sagte Muse, »dass sie tot ist.«

Die Zeit schien stehen zu bleiben. Dieses Mal war das Zucken in ihrem Gesicht deutlicher zu erkennen gewesen. Ich musterte sie streng. Sie versuchte, meinem Blick standzuhalten, wandte sich dann aber doch irgendwann ab.

»Was ist los, Muse?«

Sie stand auf. Die Tür hinter ihr wurde geöffnet. Eine Kran-

kenschwester trat ein. Beinahe grußlos wickelte sie mir eine Blutdruckmanschette um den Arm und fing an zu pumpen. Dann steckte sie mir ein Thermometer in den Mund.

Muse sagte: »Ich bin gleich wieder zurück.«

Ich hatte das Thermometer noch im Mund. Die Schwester maß meinen Puls. Er musste alles übersteigen, was sie in ihren Tabellen verzeichnet hatte. Ich versuchte, um das Thermometer herumzurufen.

»Muse!«

Sie ging. Ich blieb im Bett und kochte vor Wut.

Schwanger? Könnte Camille schwanger gewesen sein?

Ich konnte es mir nicht vorstellen. Ich versuchte, mich zu erinnern. Hatte sie angefangen, weite Kleidung zu tragen? Wie lange war sie schwanger gewesen - im wievielten Monat? Wenn es irgendwelche Anzeichen gegeben hätte, wären sie meinem Vater aufgefallen. Ihm hätte sie es nicht verheimlichen können.

Aber das hatte sie ja vielleicht auch gar nicht.

Ich würde nicht sagen, dass der Gedanke an eine Schwangerschaft meiner Schwester lächerlich oder vollkommen ausgeschlossen war, aber eins störte mich außerordentlich. Ich wusste nicht, was hier los war - und Muse wusste mehr, als sie sagte. Sie hatte diese Fragen nicht einfach aus einer Laune heraus gestellt. Auch wenn ein guter Ermittler im Zweifel auch mal einer verrückt klingenden Idee nachgehen musste. Einfach nur, um zu gucken, was passierte. Ob sich womöglich herausstellte, dass diese Idee doch nicht so verrückt war, wie sie klang.

Die Schwester war fertig. Ich griff zum Telefon und rief zu Hause an, weil ich wissen wollte, wie es Cara ging. Ich war überrascht, als Greta sich mit einem freundlichen »Hallo« meldete.

»Hi«, sagte ich.

Die Freundlichkeit war sofort verflogen. »Wie ich gehört habe, wirst du wieder.«

»Das haben sie mir auch gesagt.«

»Ich bin jetzt hier bei Cara«, sagte Greta streng. »Sie kann heute Abend bei mir schlafen, wenn du nichts dagegen hast.«

»Das wäre toll, danke.«

Es entstand eine kurze Pause.

»Paul?«

Normalerweise nannte sie mich Cope. Das gefiel mir ganz und gar nicht. »Ja?«

»Cara ist mir wichtig. Sie ist meine Nichte. Sie ist die Tochter meiner Schwester.«

»Das verstehe ich.«

»Du hingegen bedeutest mir nichts.«

Sie legte auf.

Ich lehnte mich zurück, wartete darauf, dass Muse zurückkam, und versuchte, mit meinem schmerzenden Kopf noch einmal über alles nachzudenken. Ich ging es Schritt für Schritt durch.

Glenda Perez hatte gesagt, meine Schwester hätte den Wald aus eigener Kraft verlassen.

Ira Silverstein hatte gesagt, sie wäre tot.

Wem sollte ich glauben?

Glenda Perez schien ziemlich normal zu sein. Ira Silverstein war ein Verrückter gewesen.

Der Punkt ging an Glenda Perez.

Außerdem hatte Ira gesagt, das Ganze müsste begraben bleiben. Er hatte Gil Perez umgebracht - und wollte mich umbringen -, damit wir das nicht weiteruntersuchten. Er konnte sich denken, dass ich so lange weitermachen würde, wie ich die Hoffnung hatte, dass meine Schwester noch am Leben war. Ich würde weitere Nachforschungen anstellen und mich über alles hinwegsetzen, was sich mir in den Weg stellte, ohne auf mögliche Folgen Rücksicht zu nehmen. Und das hatte Ira ganz offensichtlich nicht gewollt.

Also hatte er ein Motiv zu lügen - zu behaupten, dass sie tot war.

Andererseits wollte auch Glenda Perez, dass ich die Nachforschungen einstellte. Solange ich den Fall am Laufen hielt, war ihre Familie in akuter Gefahr. Der Betrug und all die anderen Verbrechen und Vergehen, die sie aufgeführt hatte, könnten ans Licht der Öffentlichkeit geraten. Also musste auch ihr klar gewesen sein, dass die beste Möglichkeit, mich zum Rückzug zu bewegen, darin bestanden hätte, mich zu überzeugen, dass sich in den letzten zwanzig Jahren nichts geändert und Wayne Steubens tatsächlich meine Schwester umgebracht hatte. Es hätte in ihrem Interesse gelegen, mir zu sagen, dass meine Schwester tot war.

Aber das hatte sie nicht getan.

Noch ein Punkt an Glenda Perez.

Ich spürte, wie die Hoffnung - schon wieder dieses Wort - in mir wuchs.

Loren Muse kam zurück. Sie schloss die Tür hinter sich. »Ich habe gerade mit Sheriff Lowell telefoniert«, sagte sie.

»Aha?«

»Wie ich schon sagte, ist das sein Fall. Ohne seine Erlaubnis hätte ich über ein paar Dinge nicht mit Ihnen reden dürfen.«

»Geht es dabei um diese Schwangerschaft?«

Muse setzte sich so behutsam, als hätte sie Angst, der Stuhl könnte unter ihrem Gewicht zusammenbrechen. Sie legte die Hände in den Schoß. Das war seltsam. Normalerweise gestikulierte Muse wild herum wie ein Sizilianer auf Amphetaminen, der beinahe von einem rasenden Auto angefahren worden wäre. So ruhig hatte ich sie noch nie gesehen. Sie sah zu Boden. Ich fühlte ein bisschen mit ihr. Sie versuchte wieder einmal, das Richtige zu tun. Wie immer.

»Muse?«

Sie sah mich an. Ihre Miene gefiel mir nicht.

»Was ist hier los?«

»Sie wissen doch, dass ich Andrew Barrett zum alten Zeltlager raufgeschickt habe?«

»Natürlich«, sagte ich. »Barrett wollte irgendein neues Radargerät ausprobieren, mit dem er den Boden untersuchen kann. Und?«

Muse sah mich an. Mehr tat sie nicht. Sie sah mich an, und ich sah, dass ihre Augen feucht wurden. Dann nickte sie. Es war das traurigste Nicken, das ich je gesehen habe.

Meine Weltplatzte mit einem lauten Knall.

Hoffnung. Die Hoffnung hatte sanft mein Herz liebkost, jetzt fuhr sie ihre Klauen aus und zerfleischte es. Ich bekam keine Luft mehr. Ich schüttelte den Kopf, aber Muse nickte einfach weiter.

»In der Nähe der beiden anderen Gräber haben sie die Überreste einer Leiche gefunden.«

Ich schüttelte heftiger den Kopf. Nicht jetzt. Nicht nach all dem, was bisher passiert war.

»Eine Frauenleiche, eins siebzig, lag so zwischen fünfzehn und dreißig Jahren in der Erde.«

Ich schüttelte weiter den Kopf. Muse brach ab und wartete, bis ich mich wieder etwas gefangen hatte. Ich versuchte, meine Gedanken zu ordnen, wollte nicht wahrhaben, was Muse mir gerade erzählt hatte. Ich wollte diesen Gedanken ausblenden, dachte noch einmal zurück. Und dann fiel mir etwas ein.

»Moment. Sie haben gefragt, ob Canaille schwanger gewesen ist. Wollen Sie sagen, dass die Leiche ... dass man erkennen konnte, dass sie schwanger war?«

»Nicht nur schwanger«, sagte Muse. »Sie hatte entbunden.«

Ich saß nur da. Ich versuchte, das Ganze zu verarbeiten. Es gelang mir nicht. Eine Schwangerschaft war eine Sache. Die wäre vielleicht noch möglich gewesen. Sie hätte eine Abtreibung haben können oder so etwas, ich konnte es nicht sagen. Aber dass sie das Kind ausgetragen und ein Baby zur Welt gebracht haben sollte - und nach all diesen neuen Entwicklungen tot war

»Stellen Sie fest, was passiert ist, Muse.«

»Das werde ich.«

»Und wenn da irgendwo noch ein Baby ist ...«

»Dann finde ich das auch.«

39

»Es gibt was Neues.«

Alexej Kokorow war immer noch ein beeindruckender, wenn auch hässlicher Zeitgenosse. Ende der Achtziger, direkt bevor die Mauer gefallen war und ihr Leben sich grundlegend verändert hatte, war er Soschs Untergebener bei InTourist gewesen. Ein Witz, wenn man jetzt darüber nachdachte. In der Heimat waren sie Topagenten des KGB gewesen. 1974 waren sie in der SpezNas gewesen - in der Gruppe A, der Alpha-Gruppe. Vorgleichlich eine Gruppe für den Antiterror- und Verbrechenseinsatz. An einem kalten Weihnachtsmorgen hatte ihre Gruppe in Kabul den Darul-Aman-Palast gestürmt. Kurz darauf hatte Sosch den Job bei InTourist bekommen und war nach New York gezogen. Kokorow, ein Mann, den Sosch nie sonderlich geschätzt hatte, war ihm gefolgt. Beide hatten ihre Familien zurückgelassen. So war das halt. New York war verführerisch. Nur die treuesten Sowjets mit den höchsten Verdiensten wurden dahin versetzt. Aber selbst diese verdienstvollen Kämpfer mussten von Kollegen im Auge behalten werden, die keine engen Freunde oder Vertrauten waren. Man musste sie immer wieder daran erinnern, dass in der Heimat noch Menschen waren, die man liebte und denen leicht etwas zustoßen konnte.

»Erzähl«, sagte Sosch.

Kokorow war ein Trinker. Das war er schon immer gewesen, aber in seiner Jugend war es ihm eher entgegengekommen. Er war stark, klug und wenn er betrunken war besonders skrupel-

los. Er gehorchte wie ein Hund. Doch jetzt war das Alter dazugekommen. Seine erwachsenen Kinder konnten nichts mit ihm anfangen. Seine Frau hatte ihn schon vor vielen Jahren verlassen. Er war eine jämmerliche Gestalt, aber er war auch ein Teil der Vergangenheit. Sie hatten sich zwar nicht gemocht, aber dennoch bestand eine Verbindung zwischen ihnen. Im Lauf der Zeit war Kokorow Sosch gegenüber loyal geworden. Also hatte Sosch ihn auf seiner Gehaltsliste behalten.

»Sie haben da im Wald eine Leiche gefunden«, sagte Kokorow.

Sosch schloss die Augen. Damit hatte er nicht gerechnet, und dennoch überraschte es ihn nicht. Pavel Copeland wollte die Vergangenheit ans Licht bringen. Sosch hatte gehofft, ihn davon abhalten zu können. Es gab Dinge, die ein Mensch besser nicht erfuhr. Gavrel und Aline, sein Bruder und seine Schwester, waren in einem Massengrab verscharrt worden. Ohne Grabstein und absolut würdelos. Das hatte Sosch nie belastet. Asche zu Asche und so weiter. Aber manchmal dachte er doch noch daran. Manchmal fragte er sich, ob Gavrel eines Tages aus dem Grab steigen und anklagend mit dem Finger auf seinen kleinen Bruder zeigen würde, der ihm vor über sechzig Jahren einen Extrabissen Brot gestohlen hatte. Sosch wusste, dass es nur ein Bissen gewesen war. Der hätte nichts geändert. Und doch dachte Sosch jeden Morgen an seine Missetat, jeden Morgen dachte er an diesen gestohlenen Bissen Brot.

War das hier auch so? Sannen die Toten auf Rache?

»Wie hast du das erfahren?«, fragte Sosch.

»Seit Pavel hier war, habe ich mir die Lokalnachrichten genau angesehen«, sagte Kokorow. »Im Internet. Da habe ich es gesehen.«

Sosch lächelte. Zwei alte KGB-Haudegen, die das amerikanische Internet verwendeten, um Informationen zu sammeln - welche Ironie.

»Was sollen wir jetzt machen?«, fragte Kokorow.

»Machen?«

»Ja. Was sollen wir machen?«

»Nichts, Alexej. Das ist schon so lange her.«

»Aber in diesem Land verjährt Mord nicht. Sie werden die Ermittlungen wieder aufnehmen.«

»Und was finden sie dann?«

Kokorow sagte nichts.

»Es ist vorbei. Wir haben weder einen Geheimdienst noch ein Land, das uns beschützt.«

Schweigen. Alexej strich sich übers Kinn und blickte zur Seite.

»Was ist?«

Alexej sagte: »Fehlen dir die alten Zeiten nicht manchmal, Sosch?«

»Meine Jugend fehlt mir«, sagte er. »Sonst nichts.«

»Die Leute haben uns gefürchtet«, sagte Kokorow. »Sie haben gezittert, wenn wir an ihnen vorbeigegangen sind.«

»Und das war gut, Alexej?«

Sein Lächeln war schrecklich anzusehen, die Zähne waren zu klein für den großen Mund, erinnerten an die eines Nagetiers. »Jetzt tu doch nicht so. Wir hatten Macht. Wir waren Götter.«

»Nein, wir waren Schläger. Keine Götter. Wir waren allenfalls die schmutzigen Handlanger der Götter. Macht hatten die anderen. Und wir hatten auch Angst, also haben wir denen, die noch unter uns standen, ein bisschen mehr Angst gemacht. Und dadurch sind wir uns dann wie große Männer vorgekommen - weil wir die Schwachen terrorisieren konnten.«

Alexej winkte ab. »Du wirst alt.«

»Das sind wir beide längst.«

»Mir gefällt es nicht, dass diese alte Geschichte plötzlich wieder auftaucht.«

»Es hat dir auch nicht gefallen, als Pavel plötzlich wieder da war. Er erinnert dich an seinen Großvater, stimmt's?«

»Nein.«

»An den Mann, den du festgenommen hast. Den alten Mann und seine alte Frau.«

»Glaubst du, du wärst damals besser gewesen, Sosch?«

»Nein. Ich bin ganz bestimmt nicht besser gewesen.«

»Es war nicht meine Entscheidung. Das weißt du ganz genau. Sie wurden angezeigt, und dann sind wir in Aktion getreten.«

»Genau«, sagte Sosch. »Die Götter hatten dir befohlen, das zu tun. Also hast du es getan. Fühlst du dich immer noch so stark?«

»So war das nicht.«

»Genauso war's.«

»Du hättest dasselbe gemacht.«

»Ja, das hätte ich.«

»Wir haben einem höheren Ziel gedient.«

»Hast du das je wirklich geglaubt, Alexej?«

»Ja. Und ich glaube es immer noch. Ich frage mich auch jetzt noch, ob das wirklich schlecht war. Wenn ich mir die Gefahren ansehe, die die Freiheit mit sich gebracht hat, bin ich mir da nicht so sicher.«

»Ich habe es nie geglaubt«, sagte Sosch. »Wir waren einfach Gangster.«

Schweigen.

Kokorow sagte: »Und was passiert jetzt - wo sie die Leiche gefunden haben?«

»Vielleicht passiert gar nichts? Vielleicht sterben noch ein paar Menschen mehr. Und vielleicht bekommt Pavel auch endlich die Chance, sich mit seiner Vergangenheit auseinanderzusetzen.«

»Hast du ihm nicht gesagt, dass er damit aufhören soll - dass er die Vergangenheit ruhen lassen soll?«

»Natürlich«, sagte Sosch. »Aber er hat nicht auf mich gehört. Und wer weiß, wer von uns am Ende Recht behalten wird?«

*

Dr McFadden kam herein und erzählte mir, dass ich Glück gehabt hätte, weil die Kugel seitlich durch meinen Körper gegangen war, ohne irgendwelche inneren Organe zu treffen. Im Kino habe ich immer mit den Augen gerollt, wenn der Held getroffen wurde und dann sein Leben einfach so fortsetzte, als ob nichts passiert wäre. Die Wahrheit ist aber, dass viele Schussverletzungen so abheilen. Wenn ich hier im Krankenhaus saß, ging das auch nicht schneller, als wenn ich mich zu Hause ausruhte.

»Die Schläge, die Sie an den Kopf bekommen haben, machen mir viel mehr Sorgen«, sagte er.

»Aber ich kann nach Hause gehen?«

»Schlafen Sie doch lieber noch ein bisschen, ja? Und dann gucken wir mal, wie Sie sich hinterher fühlen. Mir wäre es am liebsten, wenn Sie diese Nacht noch bei uns blieben.«

Ich wollte Einspruch erheben, aber es hätte auch nichts gebracht, wenn ich jetzt nach Hause fuhr. Mir war schlecht, alles war wund und tat weh. Wahrscheinlich sah ich so furchtbar aus, dass ich Cara mit meinem Anblick nur erschreckt hätte.

Sie hatten im Wald eine Leiche gefunden. Das wollte mir immer noch nicht in den Kopf.

Muse hatte die vorläufigen Obduktionsergebnisse ins Krankenhaus gefaxt. Sie wussten noch nicht viel, aber im Prinzip sprach alles dafür, dass es sich um die Leiche meiner Schwester handelte. Lowell und Muse hatten sich die Vermisstenmeldungen aus dieser Zeit noch einmal genauer angesehen, um festzustellen, ob noch andere Frauen verschwunden waren, auf die diese Beschreibung passte. Sie hatten nichts gefunden - bislang war meine Schwester der einzige Treffer in der Computerdatei.

Die Gerichtsmedizinerin hatte die Todesursache noch nicht

gefunden. Bei einem so alten Skelett war das nicht ungewöhnlich. Wenn er ihr die Kehle durchschnitten oder sie lebendig begraben hatte, würde man das wohl nie feststellen können. Die Knochen wären unversehrt. Knorpel und innere Organe wären längst die Beute irgendwelcher parasitärer Lebewesen geworden, die sich vor langer Zeit an ihnen gelabt hatten.

Ich übersprang ein paar Zeilen und sah mir das bisher wichtigste Ergebnis an. Die Vertiefungen am Schambein.

Das Opfer hatte ein Kind geboren.

Wieder dachte ich darüber nach, fragte mich, ob das möglich gewesen sein könnte. Unter normalen Umständen hätte es mir Hoffnung gemacht, dass es sich bei der Frau, die sie da im Wald ausgegraben hatten, nicht um meine Schwester handelte. Aber selbst wenn sie es nicht war, welchen Schluss sollte ich daraus ziehen? Dass um die gleiche Zeit herum ein anderes Mädchen - ein Mädchen, das nie vermisst gemeldet worden war - im gleichen Gebiet in der Nähe des Ferienlagers ermordet und begraben worden war?

Das ergab einfach keinen Sinn.

Irgendetwas hatte ich übersehen. Wahrscheinlich eine ganze Menge.

Ich zog mein Handy aus der Tasche. Es hatte im Krankenhaus keinen Empfang, aber ich suchte Yorks Nummer aus der Anrufliste. Dann nahm ich den Hörer vom Zimmertelefon und rief ihn an.

»Gibt's was Neues?«, fragte ich.

»Wissen Sie eigentlich, wie spät es ist?«

Ich wusste es nicht. Ich sah auf die Uhr. »Es ist fünf nach zehn«, sagte ich. »Gibt's was Neues?«

Er seufzte. »Die ballistischen Tests haben bestätigt, was wir sowieso schon wussten. Die Pistole, mit der Silverstein auf Sie geschossen hat, ist dieselbe, mit der auch Gil Perez getötet wurde. Und bis wir das Ergebnis des DNA-Tests haben, dauert es zwar

noch ein paar Wochen, aber das Blut auf dem Käfer-Rücksitz hat die gleiche Blutgruppe wie Perez. Im Tennis würde ich sagen, Spiel, Satz und Sieg.«

»Was hat Lucy gesagt?«

»Dillon meinte, sie wäre keine große Hilfe gewesen. Sie stand unter Schock. Ansonsten hat sie nur gesagt, dass es ihrem Vater in letzter Zeit ziemlich schlecht gegangen sei und er sich vermutlich durch irgendwas bedroht gefühlt hat.«

»Hat Dillon ihr das abgenommen?«

»Klar, wieso nicht? Unser Fall ist damit sowieso abgeschlossen. Wie geht's Ihnen?«

»Prima.«

»Auf Dillon ist mal geschossen worden.«

»Nur einmal?«

»Der war gut. Jedenfalls zeigt er jeder Frau, die er kennenlernennt, die Narbe. Törnt sie echt an, sagt er. Denken Sie dran.«

»Aufreißertipps von Dillon. Na besten Dank.«

»Raten Sie mal, welchen Spruch er bringt, wenn er ihnen die Narbe zeigt?«

»Hey, Baby, willst du auch mal meine Kanone sehen?«

»Mist, woher wussten Sie das?«

»Wo ist Lucy hingegangen, nachdem Dillon sie befragt hat?«

»Wir haben Sie zum Campus in ihre Wohnung gefahren.«

»Okay, danke.«

Ich legte auf und wählte Lucys Nummer. Ihr Anrufbeantworter sprang an. Ich hinterließ eine Nachricht. Dann rief ich Muse auf dem Handy an.

»Wo sind Sie?«, fragte ich.

»Auf dem Nachhauseweg, warum?«

»Ich dachte, Sie wären vielleicht auf dem Weg zur Reston University, um Lucy zu befragen.«

»Da war ich schon.«

»Und?«

»Sie hat die Tür nicht aufgemacht. Aber in der Wohnung brennt Licht. Sie ist zu Hause.«

»Ist mit ihr alles in Ordnung?«

»Woher soll ich das wissen?«

Das gefiel mir nicht. Ihr Vater war tot, und sie saß allein in ihrer Wohnung. »Wie weit sind Sie vom Krankenhaus weg?«

»Eine Viertelstunde.«

»Wie wär's, wenn Sie mich abholen kommen?«

»Dürfen Sie das Krankenhaus verlassen?«

»Wer sollte mir das verbieten? Außerdem ist es ja nicht für lange.«

»Bitten Sie mich als mein Chef, ob ich Sie zu Ihrer Freundin fahren kann?«

»Nein. Ich, der Bezirksstaatsanwalt, fordere Sie auf, mich zu einer wichtigen Zeugin in einem aktuellen Mordfall zu fahren.«

»Ist mir auch scheißegal«, sagte Muse. »Ich bin schon so gut wie bei Ihnen.«

*

Niemand versuchte mich aufzuhalten, als ich das Krankenhaus verließ.

Ich fühlte mich nicht gut, hatte mich aber auch schon viel schlechter gefühlt. Ich machte mir Sorgen um Lucy, und langsam wuchs in mir die Gewissheit, dass es mehr als normale Sorgen waren.

Sie fehlte mir.

Sie fehlte mir so, wie einem jemand fehlt, in den man sich verliebt hat. Ich hätte diese Aussage umgehen oder sie zumindest etwas abschwächen können, indem ich sagte, dass meine gesamte Gefühlswelt in Aufruhr war, weil so viel auf einmal auf mich einstürzte, dass ich in Nostalgie schwelgte, weil ich an eine bessere, unschuldigere Zeit dachte, eine Zeit, in der meine Eltern sich noch nicht getrennt hatten, in der meine Schwester

noch lebte und in der natürlich auch Jane noch irgendwo gesund, schön und glücklich war. Aber das stimmte nicht.

Ich war einfach gern mit Lucy zusammen. Es fühlte sich gut an. Ich war auf die Art gern mit ihr zusammen, wie man gern mit jemandem zusammen ist, in den man sich verliebt hat. So etwas musste man nicht weiter erklären.

Muse fuhr. Ihr Wagen war klein und vollgestopft. Ich war kein Autonarr und hatte keine Ahnung, was für ein Fabrikat es war, aber es roch nach Zigarettenrauch. Sie musste meinen Gesichtsausdruck gesehen habe, denn sie sagte: »Meine Mutter ist Kettenraucherin.«

»Mhm.«

»Sie wohnt bei mir. Aber nur für den Übergang. Also bis sie ihren fünften Ehemann gefunden hat. In der Zwischenzeit verbiete ich ihr, in meinem Wagen zu rauchen.«

»Und sie ignoriert das.«

»Nein, so kann man das nicht sagen. Ich glaub, das Verbot bringt sie dazu, noch mehr zu rauchen. In meiner Wohnung ist es das Gleiche. Wenn ich von der Arbeit komme und die Tür aufmache, habe ich das Gefühl, einen Aschenbecher zu betreten.«

Ich wünschte, sie würde schneller fahren.

»Schaffen Sie es morgen ins Gericht?«, fragte sie.

»Ja, ich denke schon.«

»Richter Pierce will alle Anwälte in seinem Büro sehen.«

»Haben Sie eine Ahnung, was das soll?«

»Nein.«

»Und wann ist das?«

»Punkt neun Uhr.«

»Das schaff ich schon.«

»Soll ich Sie dann vorher abholen?«

»Ja.«

»Kriege ich dafür einen Firmenwagen?«

»Wir arbeiten nicht für eine Firma. Wir arbeiten für den Bezirk.«

»Wie wär's dann mit einem Bezirkswagen?«

»Vielleicht.«

»Cool.« Sie fuhr weiter. »Das mit Ihrer Schwester tut mir leid.«

Ich sagte nichts. Ich kam noch nicht damit klar. Vielleicht brauchte ich noch die Bestätigung durch die Identifikation. Oder ich hatte schon zwanzig Jahre getrauert und konnte einfach nicht mehr. Aber wahrscheinlich hatte ich meine Gefühle einfach nur auf Sparflamme gestellt.

Jetzt waren noch zwei Menschen gestorben.

Was da im Wald vor zwanzig Jahren auch passiert sein mochte ... vielleicht hatten die einheimischen Kids Recht, die behaupteten, dass sie von einem Monster gefressen worden waren oder eine Art Waldschrat sie geholt hatte. Jedenfalls lebte und atmete das noch, was Margot Green, Doug Billingham und höchstwahrscheinlich auch Camille Copeland getötet hatte - und es tötete weiter. Vielleicht hatte es zwanzig Jahre lang geschlafen. Vielleicht war es an einen anderen Ort weitergezogen, hatte sich andere Wälder in anderen Bundesstaaten gesucht. Aber jetzt war dieses Monster wieder zurück - und ich war fest entschlossen, es nicht noch einmal entkommen zu lassen.

Die Wohngebäude für die Professoren auf dem Campus der Reston University waren deprimierend. Ein paar alte, zu eng nebeneinanderstehende Backsteinhäuser. Außerdem waren sie auch noch schlecht beleuchtet - aber das war vielleicht besser so.

»Haben Sie etwas dagegen, im Wagen zu warten?«, fragte ich.

»Ich muss noch schnell was erledigen«, sagte Muse. »Ich bin gleich wieder da.«

Ich ging den Weg entlang. Das Licht in der Wohnung war aus, aber ich hörte Musik. Ich kannte den Song. *Somebody* von

Bonnie McKee. Extrem deprimierend - der »Somebody« ist der perfekte Geliebte, und sie weiß, dass er irgendwo da draußen ist, dass sie ihn aber niemals finden wird -, aber das war Lucy. Sie liebte so schmalzige Stücke. Ich klopfe an die Tür. Keine Reaktion. Ich klingelte, klopfe noch mal. Immer noch nichts.

»Luce!«

Nichts.

»Luce!«

Ich klopfe weiter. Langsam ließ die Wirkung des Medikaments nach, das der Arzt mir gegeben hatte. Die Wunde in meiner Seite schmerzte. Es fühlte sich genauso an, wie es war - als würde jede meiner Bewegungen die Haut weiter einreißen.

»Luce!«

Ich versuchte, den Türknauf zu drehen. Abgeschlossen. Auf dieser Seite der Wohnung waren zwei Fenster. Ich spähte hinein. Es war zu dunkel. Ich versuchte, die Fenster zu öffnen. Sie waren beide verriegelt.

»Komm schon, Luce, ich weiß, dass du da bist.«

Hinter mir hörte ich einen Wagen. Muse kam zurück. Sie hielt an und stieg aus.

»Hier«, sagte sie.

»Was ist das?«

»Der Generalschlüssel. Ich hab ihn vom Wachdienst besorgt.«

Muse.

Sie warf ihn mir zu und ging wieder zum Wagen. Ich steckte den Schlüssel ins Schloss, klopfe noch einmal kräftig und drehte ihn um. Die Tür ging auf. Ich trat ein und zog die Tür hinter mir zu.

»Mach das Licht nicht an.«

Es war Lucy.

»Lass mich zufrieden, Cope, ja?«

Der iPod wechselte zum nächsten Stück. Alejandro Escovedo

fragte musikalisch: *What kind of love destroys a mother and sends her crashing through the tangled trees.*

»Du solltest eine von diesen K-Tel-CDs zusammenstellen«, sagte ich.

»Was?«

»Du weißt schon, dafür haben sie früher im Fernsehen immer Werbung gemacht. »Time Life präsentiert: *Die deprimierendsten Songs aller Zeiten*«.«

Sie schnaubte kurz vor Lachen. Langsam gewöhnten meine Augen sich an die Dunkelheit. Sie saß auf der Couch. Ich ging auf sie zu.

»Nicht«, sagte sie.

Aber ich ging einfach weiter. Ich setzte mich neben sie. Sie hatte eine halbleere Wodkaflasche in der Hand. Ich schaute mich im Zimmer um. Ich sah nichts Persönliches, nichts Neues, nicht einmal etwas Helles oder Fröhliches.

»Ira«, sagte sie.

»Das tut mir so leid.«

»Die Cops sagen, er hat Gil umgebracht.«

»Was glaubst du?«

»Ich hab das Blut in seinem Käfer gesehen. Er hat auf dich geschossen. Natürlich glaube ich, dass er Gil umgebracht hat.«

»Warum?«

Sie trank einen Schluck aus der Flasche.

»Gibst du mir die Flasche?«, fragte ich.

»So bin ich wirklich, Cope.«

»Nein, so bist du nicht.«

»Ich bin nichts für dich. Du kannst mich nicht retten.«

Darauf hätte ich mehrere Antworten parat gehabt, die jedoch alle ziemlich klischeehaft klangen. Also verkniff ich sie mir.

»Ich liebe dich«, sagte sie. »Ich meine, ich hab nie aufgehört, dich zu lieben. Ich war mit anderen Männern zusammen. Ich hab Beziehungen gehabt. Aber du warst immer da. Mit uns zu-

sammen im Zimmer. Sogar im Bett. Es ist albern und dumm, und wir waren damals noch Kinder, aber so ist es nun mal.«

»Das hab ich begriffen«, sagte ich.

»Sie glauben, dass Ira vielleicht auch der Mörder von Margot und Doug ist.«

»Du nicht?«

»Er wollte doch nur, dass es zu Ende ist. Weißt du? Es hat so wehgetan und so viel kaputtgemacht. Und als er Gil dann gesehen hat, muss das für ihn eine Art Geist gewesen sein, der ihn verfolgt hat.«

»Tut mir leid«, sagte ich noch einmal.

»Geh nach Hause, Cope.«

»Ich würd lieber bleiben.«

»Das hast du nicht zu entscheiden. Das ist meine Wohnung. Und mein Leben. Geh nach Hause.«

Wieder nahm sie einen großen Schluck aus der Flasche.

»Ich will dich hier nicht so zurücklassen.«

In ihrem Lachen lag eine gewisse Schärfe. »Was? Glaubst du, das wäre das erste Mal?«

Sie sah mich herausfordernd an. Ich schwieg.

»Ja, so lebe ich. Ich trink allein im Dunkeln und hör mir diese verdammten Songs an. Bald schlaf ich ein, oder ich werd einfach ohnmächtig, du kannst dir aussuchen, wie du es nennst. Und morgen hab ich dann noch nicht mal einen richtigen Kater.«

»Ich möchte hierbleiben.«

»Kommt nicht in Frage.«

»Nicht deinetwegen. Ich will meinewegen hierbleiben. Ich will bei dir sein. Besonders heute Nacht.«

»Ich will dich nicht bei mir haben. Das macht es nur noch schlimmer.«

»Aber ...«

»Bitte«, sagte sie, und ihre Stimme klang flehentlich. »Bitte geh jetzt. Morgen. Morgen können wir es wieder probieren.«

40

Dr Tara O'Neill schlief selten mehr als vier oder fünf Stunden pro Nacht. Sie brauchte einfach nicht viel Schlaf. Beim Sonnenaufgang um sechs Uhr morgens war sie wieder im Wald. Sie liebte diesen Wald - wie eigentlich jeden Wald. Sie war fürs Studium in die Stadt gezogen, auf die University of Pennsylvania in Philadelphia gegangen. Ihre Freunde und Familie hatten gedacht, es würde ihr dort gefallen. »Du bist so ein nettes Mädchen«, hatten sie gesagt. »Die Stadt ist so lebendig, da sind so viele Menschen, und es ist so viel los.«

Aber während ihres ganzen Studiums war Tara O'Neill jedes Wochenende aus Philadelphia nach Hause gefahren. Schließlich hatte sie sich als Gerichtsmedizinerin zur Wahl aufstellen lassen und in der Zwischenzeit in Wilkes-Barre als Pathologin gearbeitet. Sie hatte versucht, ihre eigene Lebensphilosophie in Worte zu fassen, und da war ihr etwas wieder eingefallen, was ein Rockstar - sie meinte, es wäre Eric Clapton gewesen - einmal in einem Interview gesagt hatte, nämlich, dass er kein Fan von, äh, Menschen sei. So ging es ihr auch. So abgeschmackt es auch klingen mochte, aber sie war lieber allein. Sie las viel und guckte sich gern Filme an, ohne dass dauernd jemand einen Kommentar dazu abgab. Mit Männern und ihren Egos, der ewigen Prahlerei und ihren absurdens Unsicherheiten kam sie einfach nicht zurecht. Sie wollte keinen Partner fürs Leben.

Allein hier draußen im Wald war sie am glücklichsten.

O'Neill hatte ihre Werkzeugtasche dabei, aber von all den neuen Geräten, deren Anschaffung die Steuerzahler zum Großteil finanziert hatten, fand sie das Einfachste am nützlichsten: das Sieb. Es war fast das gleiche, wie sie es auch in der Küche benutzte. Sie holte es aus der Tasche und fing an, die Erde durchzusieben.

Sie suchte nach Zähnen und kleinen Knöchelchen.

Sie musste sehr sorgfältig arbeiten, ähnlich wie bei der archäologischen Ausgrabung, an der sie nach dem Highschoolabschluss teilgenommen hatte.

Sie war zu einem Praktikum in die Badlands in South Dakota gefahren, in ein Gebiet, das »Big Pig Dig« genannt wurde, weil man dort früher ein Archaeotherium gefunden hatte, ein Tier, das im Prinzip wie ein riesiges prähistorisches Schwein ausgesehen hatte. Sie hatte also mit Fossilien von ausgestorbenen Schweinen und Nashörnern gearbeitet. Es war ein wunderbares Erlebnis gewesen.

An diesem Grab arbeitete sie mit der gleichen Geduld - eine Arbeit, die die meisten Menschen als stumpfsinnig und langweilig empfinden würden. Aber auch dabei war Tara O'Neill glücklich und zufrieden.

Nach einer Stunde fand sie ein kleines Knochenstück.

Ihr Puls erhöhte sich. Eigentlich hatte sie das erwartet. Nach den Röntgenaufnahmen der Verknöcherungen am Brustbein war ihr diese Möglichkeit eingefallen. Aber trotzdem. Das fehlende Stück jetzt in der Hand zu halten...

»Oh, mein ...«

Sie hatte laut gesprochen, und ihre Worte hallten durch den stillen Wald. Es war unglaublich, aber sie hielt den Beweis direkt in ihrem Gummihandschuh.

Es war das Zungenbein.

Oder, um genau zu sein, die Hälfte des Zungenbeins. Stark verkalkt und schon ein bisschen brüchig. Sie suchte weiter, siebte so schnell sie konnte. Es dauerte nicht lange. Nach fünf Minuten hatte O'Neill die andere Hälfte gefunden. Sie hielt beide Teile zusammen.

Selbst nach all den Jahren passten die beiden Knochenfragmente noch zusammen wie eine Laubsägearbeit.

Tara O'Neills Gesichtsausdruck verwandelte sich in ein glück-

seliges Lächeln. Einen Moment lang starrte sie ihre eigene Arbeit an und schüttelte ehrfürchtig den Kopf.

Sie zog das Handy aus der Tasche. Kein Empfang. Sie musste rund einen Kilometer zurückgehen, bis sie zwei Balken im Display hatte. Dann wählte sie Sheriff Lowells Nummer. Er meldete sich nach dem zweiten Klingeln.

»Sind Sie das, Doc?«

»Ja.«

»Wo sind Sie?«

»Am Grab«, sagte sie.

»Sie klingen so aufgereggt.«

»Bin ich auch.«

»Warum?«

»Ich hab in der Erde noch was gefunden«, sagte Tara O'Neill.

»Und?«

»Und das wirft sämtliche Vermutungen, die wir bisher über den Fall hatten, über den Haufen.«

*

Irgendein Piepen im Krankenhaus weckte mich. Ich drehte mich langsam um, blinzelte ein paar Mal und sah, dass Mrs Perez neben mir saß.

Sie hatte den Stuhl direkt neben das Bett gestellt. Die Handtasche lag im Schoß. Ihre Knie berührten sich. Ihr Rücken war kerzengerade. Ich sah ihr in die Augen. Sie hatte geweint.

»Ich habe das von Mr Silverstein gehört«, sagte sie.

Ich wartete.

»Und ich hab gehört, dass sie im Wald Knochen gefunden haben.«

Meine Kehle war trocken. Ich sah nach rechts. Dieser braun-gelbe Plastikkrug, den es nur in Krankenhäusern gibt und der speziell dafür entworfen zu sein scheint, dem Wasser einen üb-

len Beigeschmack zu verleihen, stand neben mir auf dem Nachttisch. Ich wollte danach greifen, aber Mrs Perez war schon aufgesprungen, bevor ich auch nur die Hand heben konnte. Sie goss das Wasser in einen Becher und reichte ihn mir.

»Wollen Sie sitzen?«, fragte Mrs Perez.

»Das wäre wohl besser.«

Sie drückte auf die Fernbedienung und mein Rücken wurde langsam in die Höhe geschoben.

»Ist das okay?«

»Wunderbar«, sagte ich.

Sie setzte sich wieder.

»Sie werden die Sache nicht auf sich beruhen lassen«, sagte sie.

Ich sparte mir die Antwort.

»Sie sagen, dass Mr Silverstein meinen Gil umgebracht hat. Glauben Sie, dass das stimmt?«

Meinen Gil. Sie leugnete es nicht mehr. Sie versteckte sich nicht mehr hinter einer Lüge oder hinter ihrer Tochter. Wir sprachen nicht mehr über Spekulationen.

»Ja.«

Sie nickte. »Manchmal habe ich gedacht, dass Gil damals wirklich im Wald gestorben ist. Das war seine Bestimmung. Die Zeit danach hatte er nur geliehen. Als dieser Polizist mich vor ein paar Tagen angerufen hat, hab ich sofort gewusst, was passiert ist. Ich hatte das schon fast erwartet. So richtig ist mein Gil doch nie aus diesem Wald rausgekommen.«

»Erzählen Sie mir, was damals passiert ist«, sagte ich.

»Ich hab immer gedacht, ich wüsste das. All die Jahre lang. Aber vielleicht habe ich die Wahrheit doch nie erfahren. Vielleicht hat Gil mich belogen.«

»Erzählen Sie mir, was Sie wissen.«

»Sie waren damals doch auch im Lager. Sie kennen meinen Gil.«

»Ja.«

»Und dieses Mädchen kannten Sie auch. Diese Margot Green.«

Ich bestätigte, dass ich sie gekannt hatte.

»Gil war ganz furchtbar in sie verliebt. Dabei kam er aus einer armen Familie. Wir haben damals auf der armen Seite von Irvington gewohnt. Aber Mr Silverstein hatte so ein Programm, mit dem Kinder aus Arbeiterfamilien auch ins Ferienlager kommen konnten. Ich habe damals einen Job in der Wäscherei von dem Lager bekommen. Erinnern Sie sich noch?«

Ich erinnerte mich.

»Ich habe Ihre Mutter sehr gemocht. Sie war so klug. Wir haben viel geredet. Über alles Mögliche. Über Bücher, über das Leben, über die Enttäuschungen, die wir erlebt hatten. Natascha war das, was wir eine gute Seele nennen. Sie ist so schön gewesen, aber auch sehr zerbrechlich. Verstehen Sie?«

»Ich glaub schon, ja.«

»Na ja, Gil war jedenfalls furchtbar in Margot Green verliebt. Das war ganz normal. Er war achtzehn. In seinen Augen war sie ein Modell, wie er es sonst nur aus Magazinen kannte. So ist das mit Männern. Sie werden von Lust gesteuert. Mein Gil war da nicht anders. Aber sie hat ihm das Herz gebrochen. Auch das war ganz normal. Eigentlich hätte er ein paar Wochen leiden müssen, und dann hätte er sich eine neue gesucht. Genauso wäre das wahrscheinlich auch gelaufen.«

Sie brach ab.

»Und was ist dann passiert?«, fragte ich.

»Wayne Steubens.«

»Was ist mit ihm?«

»Er hat Gil etwas eingeflüstert. Er hat ihm erzählt, dass er Margot nicht so davonkommen lassen darf. Er hat an Gils Männlichkeit appelliert. Margot, hat er gesagt, lacht dich aus, Gil. Das kannst du dir nicht gefallen lassen, hat Wayne Steubens

meinem Gil ins Ohr geflüstert. Diesen Witz musst du ihr heimzahlen. Und irgendwann - ich weiß nicht, wie lange es gedauert hat - hat Gil ihm zugestimmt.«

Ich verzog das Gesicht. »Und dann hat er ihr die Kehle durchgeschnitten?«

»Nein. Aber Margot ist überall im Lager herumstolziert. Darauf erinnern Sie sich doch auch noch, oder?«

Wayne hatte es gesagt. Sie war eine von den Sahneschnitten, die mit allen gespielt hat.

»Viele von den Kids wollten ihr einen Dämpfer geben. Mein Sohn natürlich auch. Und Doug Billingham auch. Vielleicht auch Ihre Schwester. Sie ist damals auch dabei gewesen, aber vielleicht nur, weil Doug Billingham sie dazu überredet hatte. Aber das ist ja auch egal.«

Eine Krankenschwester öffnete die Tür.

»Jetzt nicht«, rief ich.

Ich dachte, sie würde mir widersprechen, aber offenbar hatte ich sehr bestimmt geklungen. Sie ging wieder hinaus und ließ die Tür hinter sich zufallen. Mrs Perez sah nach unten. Sie starrte auf ihre Handtasche, als fürchtete sie, jemand könnte sie ihr wegreißen.

»Wayne hatte das alles sehr sorgfältig geplant. Das hat Gil jedenfalls gesagt. Sie wollten Margot in den Wald locken. Sie wollten ihr einen Streich spielen. Ihre Schwester hat: den Jungs beim Ködern geholfen. Sie hat Margot erzählt, dass da ein paar hübsche Jungs warten. Gil hatte sich eine Maske aufgesetzt. Er hat Margot festgehalten und dann gefesselt. Das sollte eigentlich alles sein. Sie wollten Margot da ein paar Minuten lang liegen lassen. Wenn sie sich dann nicht selbst befreit hätte, wollten sie sie wieder losbinden. Es war ein dummer und alberner Streich, aber so was passiert.«

Das wusste ich. Im Ferienlager wurden damals jede Menge solcher »Streiche« gespielt. Ich erinnerte mich, wie wir einmal ei-

nen Jungen in seinem Bett in den Wald gestellt hatten, während er schlief. Am nächsten Morgen wachte er ganz allein da draußen auf und war völlig verängstigt. Wir leuchteten auch schlafenden Jungs mit einer Taschenlampe in die Augen, machten Zuggeräusche, schrien »Weg da! Runter von den Schienen!«, und amüsierten uns darüber, wenn sie aus dem Bett sprangen. Und ich erinnerte mich an zwei Jungs, die die anderen schikanierten und sie »Homos« nannten. Als die beiden nachts fest schliefen, nahmen wir einen, zogen ihn aus und legten ihn zu dem anderen ins Bett. Am Morgen fanden die anderen Jugendlichen sie zusammen im gleichen Bett. Die Schikanen hörten schlagartig auf.

Eine Mega-Sahneschnitte zu fesseln und sie eine Weile im Wald liegen zu lassen ... das lag durchaus im Bereich des Möglichen.

»Aber dann ist es richtig schiefgegangen«, sagte Mrs Perez.

Ich wartete. Eine Träne löste sich aus Mrs Perez' Augenwinkel. Sie griff in ihre Handtasche und holte ein Papiertaschentuch heraus. Sie tupfte sich die Augen ab und unterdrückte weitere Tränen.

»Wayne Steubens hat eine Rasierklinge gezogen.«

Ich glaube, meine Augen weiteten sich ein wenig, als sie das sagte. Ich hatte die Szene fast vor Augen. Ich sah die fünf da draußen im Wald, konnte mir ihre Gesichter vorstellen und die Überraschung, die darin lag.

»Wissen Sie, Margot hatte sofort gemerkt, was da los war. Sie hat einfach mitgespielt. Sie hat sich von Gil fesseln lassen. Dann hat sie angefangen, meinen Sohn zu verspotten, Sie hat sich über ihn lustig gemacht und gesagt, dass er nicht weiß, wie man mit einer richtigen Frau umgeht. Das sind die Beleidigungen, wie Frauen sie Männern zu allen Zeiten immer wieder an den Kopf geworfen haben. Aber Gil hat gar nichts gemacht. Was hätte er auch tun sollen? Aber plötzlich hatte Wayne eine

Rasierklinge in der Hand. Gil hat erst noch gedacht, dass das mit zum Spiel gehörte. Um ihr Angst einzujagen. Aber Wayne hat keine Sekunde gezögert. Er ist zu Margot gegangen und hat ihr von einem Ohr zum anderen die Kehle aufgeschnitten.«

Ich schloss die Augen und sah das alles vor mir. Ich sah, wie die Klinge die junge Haut durchtrennte, wie das Blut sprudelte, wie ihre Lebenskraft schwand. Ich überlegte. Als Margot Green grausam abgeschlachtet wurde, habe ich nur ein paar hundert Meter entfernt meine Freundin geliebt. Wahrscheinlich lag eine gewisse Ironie darin, dass die schrecklichste und die wundervollste Tat, die ein Mensch begehen konnte, so nah beieinander geschahen, aber der Gedanke war jetzt schwer fassbar.

»Im ersten Moment hat sich keiner gerührt. Sie standen alle nur da. Dann hat Wayne sie angelächelt und gesagt: »Danke für die Hilfe.««

Ich runzelte die Stirn, fing aber langsam an zu begreifen. Camille hatte Margot rausgelockt. Gil hatte sie gefesselt...

»Dann hat Wayne die Klinge gehoben. Gil hat gesagt, alle hätten gesehen, dass Wayne Spaß an dem hatte, was er getan hat. Sie haben es daran gesehen, wie er Margots Leiche angestarrt hat. Er war in einem Rausch. Er ist auf sie zugekommen. Und sie sind alle geflohen. Alle in verschiedene Richtungen. Wayne hat sie verfolgt. Gil ist viele Kilometer weit gelaufen. Ich weiß nicht, was dann genau passiert ist. Wir haben nur ein paar Vermutungen. Wayne hat Doug Billingham eingeholt. Er hat ihn ermordet. Aber Gil ist davongekommen. Und Ihre Schwester auch.«

Die Krankenschwester kam zurück.

»Entschuldigung, Mr Copeland. Ich muss jetzt bei Ihnen den Puls und den Blutdruck messen.«

Ich nickte, dass sie reinkommen konnte. Ich musste wieder zu Atem kommen. Mein Herz raste. Schon wieder. Wenn ich mich nicht langsam mal beruhigte, behielten die mich für immer hier.

Die Krankenschwester arbeitete schnell und ohne zu reden. Mrs Perez sah sich im Zimmer um, als ob sie gerade erst herein gekommen wäre und jetzt erst bemerkt hätte, wo sie war. Ich hatte Angst, dass die Verbindung zerriss, die zwischen uns entstanden war.

»Ist schon okay«, sagte ich zu ihr.

Sie nickte.

Die Krankenschwester war fertig. »Sie werden heute Vormittag entlassen.«

»Prima.«

Sie lächelte kurz und ging. Ich wartete, bis Mrs Perez fort fuhr.

»Gil war natürlich völlig verängstigt. Das kann man sich ja auch vorstellen. Und Ihre Schwester genauso. Sie müssen es aus ihrer Sicht sehen. Sie waren jung. Sie wären fast ermordet worden. Sie hatten gesehen, wie Margot Green abgeschlachtet worden war. Aber vor allem hatten sie Waynes Worte noch im Ohr. «Danke für die Hilfe.« Verstehen Sie?«

»Er hat sie zu seinen Komplizen gemacht.«

»Ja.«

»Und was haben sie dann gemacht?«

»Sie haben sich versteckt. Für mehr als vierundzwanzig Stunden. Ihre Mutter und ich waren krank vor Sorge. Mein Mann war zu Hause in Irvington. Ihr Vater ist ja auch im Ferienlager gewesen. Aber er war mit den Suchtrupps unterwegs. Ihre Mutter war bei mir, als der Anruf kam. Gil kannte die Nummer vom Münztelefon hinten in der Küche auswendig. Er hatte schon dreimal vorher angerufen, aber dann immer wieder aufgelegt, als sich jemand anders gemeldet hat. Dann, als sie schon mehr als einen Tag vermisst wurden, bin ich da ans Telefon gegangen.«

»Und da hat Gil Ihnen erzählt, was passiert ist?«

»Ja.«

»Und Sie haben es meiner Mutter erzählt?«

Sie nickte. Ich begann zu begreifen.

»Haben Sie sich dann an Wayne Steubens gewandt?«, fragte ich.

»Das brauchten wir nicht. Er hatte schon mit Ihrer Mutter gesprochen.«

»Was hat er gesagt?«

»Er hat nichts zugegeben. Aber er hat ganz deutlich gemacht, was los war. Er hatte sich für die Nacht ein Alibi besorgt. Und irgendwie wussten wir auch schon Bescheid. Mütter sind so.«

»Worüber wussten Sie Bescheid?«

»Gils Bruder, mein Eduardo, saß damals im Gefängnis. Gil hatte auch ein kurzes Vorstrafenregister - er hatte mit ein paar Freunden zusammen ein Auto geklaut. Ihre Familie war arm und meine Familie auch. Auf dem Seil, mit dem Margot gefesselt worden war, würde man Fingerabdrücke finden. Die Polizei würde sich fragen, warum Ihre Schwester Margot Green in den Wald gelockt hatte. Die Beweise gegen sich hatte Wayne verschwinden lassen. Er war reich und beliebt und konnte sich die besten Rechtsanwälte leisten. Sie sind Staatsanwalt, Mr Cope land. Sagen Sie mir, wenn Gil und Camille Anzeige gegen ihn erstattet hätten, wer hätte ihnen geglaubt?«

Ich schloss die Augen. »Also haben Sie ihnen gesagt, dass sie sich weiter verstecken sollten.«

»Ja.«

»Wer hat die Kleidung mit ihrem Blut da hingelegt?«

»Das war ich. Ich hab mich mit Gil getroffen. Er war noch im Wald.«

»Haben Sie meine Schwester gesehen?«

»Nein. Gil hat mir ein paar Kleidungsstücke von ihr gegeben. Er hat sich geschnitten und sein Hemd auf die Wunde gepresst. Ich habe ihm gesagt, dass er so lange in seinem Versteck bleiben soll, bis wir einen Plan haben. Ihre Mutter und ich haben darü-

ber nachgedacht, wie wir die Sache drehen, damit wir die Polizei auf die richtige Spur bringen. Aber uns ist nichts eingefallen. Die Tage vergingen. Ich wusste, wie die Polizei sein kann. Und selbst wenn sie uns geglaubt hätten, wären Gil und Camille immer noch Komplizen gewesen.«

Mir fiel noch etwas ein.

»Und Sie hatten einen behinderten Sohn.«

»Ja.«

»Sie brauchten Geld. Damit Sie sich um ihn kümmern konnten. Und vielleicht noch für die Studiengebühren, damit Glenda auf eine gute Uni gehen kann.« Ich sah ihr in die Augen. »Wann haben Sie gemerkt, dass Sie durch den Prozess reich werden können?«

»Daran haben wir am Anfang überhaupt nicht gedacht. Das kam erst später - als Billinghams Vater überall herumposaunt hat, dass Mr Silverstein seinen Sohn nicht richtig beschützt hat.«

»Da haben Sie Ihre Chance gesehen.«

Mrs Perez setzte sich noch aufrechter. »Mr Silverstein hätte besser auf die Kinder aufpassen müssen. Sie hätten nicht allein in den Wald gehen dürfen. Er war mitschuldig. Ja, ich habe die Chance gesehen. Genau wie Ihre Mutter.«

Mir drehte sich alles im Kopf. Ich versuchte, das zumindest so lange anzuhalten, bis ich diese neue Realität begriffen hatte. »Wollen Sie damit sagen ...« Ich brach ab. »Wollen Sie sagen, dass meine Eltern wussten, dass meine Schwester noch lebt?«

»Nicht Ihre Eltern«, sagte sie.

Ich spürte den kalten Hauch an meinem Herz.

»Oh, nein ...«

Sie sagte nichts.

»Sie hat meinem Vater nichts davon erzählt, stimmt's?«

»Nein.«

»Warum nicht?«

»Weil sie ihn gehasst hat.«

Ich war vollkommen erstarrt. Ich dachte an ihren Streit, an die Bitterkeit, den Kummer. »So sehr?«

»Was?«

»Es ist eine Sache, einen Menschen zu hassen«, sagte ich.
»Aber hat sie ihn wirklich so sehr gehasst, dass sie ihn in dem Glauben gelassen hat, dass seine eigene Tochter tot ist?«

Sie antwortete nicht.

»Ich hab Sie was gefragt, Mrs Perez.«

»Ich kenne die Antwort nicht, tut mir leid.«

»Sie haben es Mr Perez erzählt, stimmt's?«

»Ja.«

»Aber sie hat es meinem Vater nie gesagt.«

Keine Antwort.

»Er ist immer wieder in den Wald gefahren und hat ihre Leiche gesucht«, sagte ich. »Vor drei Monaten, auf seinem Totenbett, waren seine letzten Worte, dass ich weitersuchen soll. Hat sie ihn wirklich so sehr gehasst, Mrs Perez?«

»Ich weiß es nicht«, sagte sie noch einmal.

Dann prasselte alles wie in dicken Tropfen auf mich herab. Es waren harte Schläge. »Und sie hat den richtigen Moment abgewartet, stimmt's?«

Mrs Perez antwortete nicht.

»Sie hat meine Schwester versteckt. Sie hat niemandem was davon erzählt - selbst ... selbst mir nicht. Sie hat gewartet, bis das Geld aus dem Vergleich da war. Das war ihr Plan. Und als das Geld da war ... hat sie uns verlassen. Sie hat genug von dem Geld abgehoben, uns verlassen und sich mit meiner Schwester getroffen.«

»So ... so hatte sie das geplant, ja.«

Ich platzte mit der nächsten Frage heraus. »Warum hat sie mich nicht mitgenommen?«

Mrs Perez sah mich nur an. Ich dachte darüber nach. Warum?

Und dann wurde mir etwas klar. »Wenn sie mich mitgenommen hätte, hätte mein Vater nie aufgehört zu suchen. Er hätte Onkel Sosch und dessen Freunde vom KGB auf uns angesetzt. Meine Mutter konnte er vielleicht ziehen lassen - wahrscheinlich liebte er sie auch nicht mehr. Von meiner Schwester dachte er, dass sie tot war, sie spielte dabei also keine Rolle. Aber meine Mutter wusste, dass er mich nie hätte gehen lassen.«

Ich erinnerte mich, dass Onkel Sosch gesagt hatte, sie wäre nach Russland zurückgekehrt. Waren sie beide dahin gegangen? Waren sie da noch? Wäre das möglich?

»Gil hat seinen Namen geändert«, fuhr sie fort. »Er ist viel rumgereist. Er hat sich sehr gelangweilt. Und als die Privatdetektive bei uns waren und nach Ihnen gefragt haben, hat er davon Wind gekriegt. Er hat darin eine Möglichkeit gesehen, noch einmal abzukassieren. Wissen Sie, das war seltsam. Er hat auch Ihnen eine Mitschuld gegeben.«

»Mir?«

»Weil Sie in der Nacht nicht auf Ihrem Posten geblieben sind.«

Ich sagte nichts.

»Daher hatten Sie sich in seinen Augen mitschuldig gemacht. Und er dachte, jetzt wäre vielleicht der richtige Zeitpunkt für die Wiedergutmachung.«

Es passte alles zusammen. Es stimmte mit dem überein, was Raya Singh mir erzählt hatte.

Sie stand auf. »Mehr weiß ich nicht.«

»Mrs Perez?«

Sie sah mich an.

»War meine Schwester schwanger?«

»Das weiß ich nicht.«

»Haben Sie sie je gesehen?«

»Wie bitte?«

»Camille. Gil hat Ihnen erzählt, dass sie am Leben ist. Und

meine Mutter hat es Ihnen auch erzählt. Aber haben Sie sie nach den Morden noch einmal gesehen?«

»Nein«, sagte sie. »Ich habe Ihre Schwester nicht noch einmal gesehen.«

41

Ich wusste nicht, was ich denken sollte.

Ich hatte auch fast keine Zeit dazu. Fünf Minuten nachdem Mrs Perez gegangen war, kam Muse herein.

»Sie müssen ins Gericht.«

Die Entlassung aus dem Krankenhaus ging schnell und problemlos. Im Büro hatte ich einen Ersatzanzug. Ich zog mich um und ging zum Büro von Richter Pierce. Flair Hickory und Mort Pubin waren schon da. Natürlich hatten sie von meinem gestrigen Drama gehört, zeigten aber keinerlei Anteilnahme oder Interesse.

»Meine Herren«, sagte der Richter. »Ich hoffe, wir finden eine Möglichkeit, diesen Prozess hier und jetzt zu Ende zu bringen.«

Ich war nicht in Stimmung. »Deswegen sind wir hier?«

»Ja.«

Ich sah den Richter an. Er sah mich an. Ich schüttelte den Kopf. Logisch. Sie hatten versucht, mich unter Druck zu setzen, indem sie Schmutz ausgruben, warum sollten sie das beim Richter nicht auch gemacht haben?

»Die Staatsanwaltschaft hat kein Interesse an einem Vergleich«, sagte ich.

Ich stand auf.

»Setzen Sie sich, Mr Copeland«, sagte Richter Pierce. »Es könnte Probleme mit der DVD geben. Womöglich kann ich sie nicht als Beweismittel zulassen.«

Ich ging zur Tür.

»Mr Copeland.«

»Ich bleibe nicht«, sagte ich. »Das geht auf mich, Richter. Sie haben Ihre Aufgabe erfüllt. Geben Sie mir die Schuld.«

Flair Hickory runzelte die Stirn. »Was geht hier vor?«

Ich antwortete nicht und griff nach dem Türknauf.

»Setzen Sie sich hin, Mr Copeland. Sonst werde ich Sie wegen Missachtung des Gerichts zur Verantwortung ziehen.«

»Weil ich einen Vergleich ablehne?«

Ich drehte mich um und sah Arnold Pierce an. Seine Unterlippe zitterte.

Mort Pubin sagte: »Kann mir jemand erklären, was zum Teufel hier los ist?«

Der Richter und ich beachteten ihn nicht. Mit einem Nicken gab ich Pierce zu verstehen, dass ich wusste, was vorging. Aber ich würde nicht nachgeben. Ich drehte den Knauf und verließ das Zimmer. Ich ging den Flur entlang. Meine Wunde schmerzte. Mir dröhnte der Kopf. Ich wollte mich hinsetzen und weinen. Und ich wollte in Ruhe über das nachdenken, was ich gerade über meine Mutter und meine Schwester erfahren hatte.

»Ich hatte auch nicht damit gerechnet, dass Sie mitspielen.«

Ich drehte mich um. EJ Jenrette stand hinter mir.

»Ich versuche nur, meinen Sohn zu retten«, sagte er.

»Ihr Sohn hat ein Mädchen vergewaltigt.«

»Ich weiß.«

Ich blieb stehen. Er hatte einen braunen Aktendeckel in der Hand.

»Bitte setzen Sie sich einen Moment«, sagte er.

»Nein.«

»Denken Sie an Ihre Tochter. Ihre Cara. Stellen Sie sich vor, dass sie eines Tages erwachsen wird. Vielleicht trinkt sie zu viel auf einer Party. Vielleicht steigt sie danach noch ins Auto und

fährt jemanden an. Vielleicht stirbt das Unfallopfer sogar. Stellen Sie sich das vor. Sie macht einen Fehler.«

»Eine Vergewaltigung ist kein Fehler.«

»Doch, das ist es. Sie wissen genau, dass er es nie wieder tun wird. Er hat Mist gebaut. Er hat sich für unbesiegbar gehalten. Den Zahn haben Sie ihm gezogen.«

»Wir brauchen das Ganze nicht noch mal durchzukauen«, sagte ich.

»Ich weiß. Aber jeder hat irgendwelche Geheimnisse. Jeder macht Fehler, jeder hat sich irgendwann irgendwas zuschulden kommen lassen. Manche Menschen kriegen es einfach besser hin, ihre Schuld zu vergraben.«

Ich sagte nichts.

»Ihr Kind habe ich nicht behelligt«, sagte Jenrette. »Ich habe mich ganz auf Sie und Ihre Vergangenheit konzentriert. Ihr Schwager ist da dann auch mit reingeraten. Aber von Ihrer Tochter habe ich mich ferngehalten. Das war die Grenze, die ich mir gesetzt hatte.«

»Sie sind ein wahrer Engel«, sagte ich. »Und was haben Sie gegen Richter Pierce in der Hand?«

»Das ist nicht wichtig.«

Er hatte Recht. Das brauchte ich wirklich nicht zu wissen.

»Was kann ich tun, um meinem Sohn zu helfen, Mr Cope-land?«

»Dafür ist es zu spät«, sagte ich.

»Glauben Sie das wirklich? Glauben Sie, dass sein Leben zu Ende ist?«

»Ihr Sohn wird höchstens zu einer Gefängnisstrafe von fünf bis sechs Jahren verurteilt«, sagte ich. »Wie er diese Zeit im Gefängnis verbringt und was er hinterher macht, wenn er wieder rauskommt, wird darüber entscheiden, wie sein Leben verläuft.«

EJ Jenrette hob den Aktendeckel. »Ich weiß nicht, was ich damit machen soll.«

Ich sagte nichts.

»Man tut, was man kann, um seine Kinder zu schützen. Vielleicht ist das meine Entschuldigung. Vielleicht war es auch die Ihres Vaters.«

»Meines Vaters?«

»Ihr Vater war beim KGB. Wussten Sie das?«

»Dafür hab ich keine Zeit.«

»Das ist ein Auszug aus seiner Akte. Meine Leute haben es ins Englische übersetzt.«

»Dafür habe ich keine Verwendung.«

»Sie sollten sich das schon mal angucken, Mr Copeland.« Er hielt mir die Akte entgegen. Ich nahm sie nicht. »Damit Sie sehen, wie weit ein Vater gehen kann, wenn er seinen Kindern ein besseres Leben ermöglichen will. Vielleicht verstehen Sie mich dann etwas besser.«

»Ich will Sie nicht besser verstehen.«

EJ Jenrette streckte mir die Akte einfach weiter entgegen. Schließlich nahm ich sie. Er drehte sich wortlos um und ließ mich dort stehen.

Ich ging zurück in mein Büro und schloss die Tür hinter mir. Dann setzte ich mich an den Schreibtisch und schlug die Akte auf. Ich las die erste Seite, fand aber nichts Überraschendes. Nachdem ich gedacht hatte, schlimmer könnte es nicht mehr werden, hatte ich auf der zweiten Seite dann das Gefühl, die Worte würden mir bei lebendigem Leibe das Herz aus der Brust reißen.

Muse kam herein, ohne zu klopfen.

»Das Skelett, das Barrett beim Ferienlager im Wald gefunden hat«, sagte sie, »ist nicht von Ihrer Schwester.«

Ich bekam kein Wort heraus.

»Also, diese Gerichtsmedizinerin hat noch einen Knochen gefunden. Das Zungenbein. Das ist irgendwo im Hals, oder so. Und es ist hufeisenförmig. Na ja, das war jedenfalls in der Mit-

te zerbrochen. Das bedeutet, dass das Opfer vermutlich von Hand erwürgt wurde. Aber bei jungen Menschen ist das Zungenbein nicht spröde, sondern ziemlich elastisch, eher wie Knorpel. Also hat O'Neill mit dem Röntgengerät noch ein paar Verknöcherungstests gemacht. Um es kurz zu machen, es ist viel wahrscheinlicher, dass es sich um das Skelett einer Vierzig- oder Fünfzigjährigen handelt, als um das von einem Mädchen in Camilles Alter.«

Ich sagte nichts. Ich starre nur auf das Papier vor mir.

»Haben Sie das nicht verstanden? Es ist nicht Ihre Schwester.«

Ich schloss die Augen. Mein Herz war schwer.

»Cope?«

»Ich weiß«, sagte ich.

»Was?«

»Die Frau im Wald war nicht meine Schwester«, sagte ich.
»Sie war meine Mutter.«

42

Sosch war nicht überrascht, mich zu sehen.

»Du hast es gewusst, stimmt's?«

Er war am Telefon und legte die Hand über die Sprechmuschel.

»Setz dich, Pavel.«

»Ich hab dich was gefragt.«

Er beendete das Telefonat und legte den Hörer auf die Gabel. Dann sah er den braunen Aktendeckel in meiner Hand. »Was ist das?«

»Ein Auszug aus der KGB-Akte meines Vaters.«

Seine Schultern fielen herab. »Du darfst nicht alles glauben, was da drin steht«, sagte Sosch. In seinen Worten lag jedoch

keine Überzeugungskraft. Es klang fast so, als hätte er sie von einem Teleprompter abgelesen.

»Auf Seite zwei«, sagte ich und versuchte das Zittern in meiner Stimme zu beruhigen, »steht, was mein Vater getan hat.«

Sosch sah mich nur an.

»Er hat meine Noni und meinen Popi verraten, stimmt's? Er war die Quelle, die sie ausspioniert hat. Mein eigener Vater.«

Sosch sagte immer noch nichts.

»Antworte mir, verdammt noch mal.«

»Du begreifst das immer noch nicht.«

»Hat mein eigener Vater meine Großeltern verraten, ja oder nein?«

»Ja.«

Ich schwieg.

»Deinem Vater wurde vorgeworfen, dass er bei einer Geburt gepfuscht hat. Ob das stimmte, weiß ich nicht. Es spielt auch keine Rolle. Die Regierung hatte es auf ihn abgesehen. Ich hab dir erzählt, wie viel Druck sie damals auf die Leute ausüben konnten. Sie hätten deine ganze Familie zerstört.«

»Also hat er meine Großeltern verkauft, um seine eigene Haut zu retten.«

»Irgendwann hätte die Regierung sie sowieso gekriegt. Aber ja, von mir aus, Wladimir hat es vorgezogen, seine Schwiegereltern zu opfern, um seine Kinder zu retten. Er wusste nicht, dass es so schiefgehen würde. Er dachte, das Regime würde nur ein bisschen Druck machen, einmal kurz die Muskeln spielen lassen, mehr nicht. Er dachte, sie würden deine Großeltern ein paar Wochen lang einsperren. Und im Gegenzug hätte deine Familie eine zweite Chance bekommen. Dein Vater hätte seinen Kindern und Enkeln ein besseres Leben ermöglicht. Begreifst du das immer noch nicht?«

»Nein, tut mir leid, das begreife ich nicht.«

»Weil du reich bist und es dir gut geht.«

»Jetzt komm mir nicht mit dem Scheiß, Sosch. Menschen verraten ihre Verwandten nicht. Du müsstest das eigentlich wissen. Du hast die Blockade überlebt. Die Menschen in Leningrad haben sich nicht ergeben. Egal, was die Nazis auch versucht haben, ihr habt es mit hocherhobenem Kopf ertragen.«

»Und das hältst du für klug?«, fauchte er. Seine Hände ballten sich zu Fäusten. »Mein Gott, bist du naiv. Mein Bruder und meine Schwester sind verhungert. Verstehst du das? Wenn wir uns ergeben hätten, wenn wir den Schweinen die verdammte Stadt überlassen hätten, wären Gavrel und Aline noch am Leben. Irgendwann hätte sich das Kriegsglück sowieso gegen die Nazis gewendet. Aber mein Bruder und meine Schwester wären am Leben gewesen. Sie hätten Kinder, Enkel, Familien haben können. Sie wären alt geworden. Stattdessen ...«

Er wandte sich ab.

»Wann hat meine Mutter erfahren, was er getan hat?«, fragte ich.

»Es hat ihn gequält. Deinen Vater, meine ich. Es hat ihn nicht mehr losgelassen. Ich glaube, sie hatte es die ganze Zeit geahnt. Wahrscheinlich hat sie ihn deshalb auch so verachtet. Aber in der Nacht, als deine Schwester verschwunden ist, hat er gedacht, dass Camille tot ist. Da ist er schwach geworden. Also hat er ihr die Wahrheit gesagt.«

Das klang logisch. Schrecklich logisch. Meine Mutter hatte erfahren, was mein Vater getan hatte. Sie würde ihm den Verrat ihrer geliebten Eltern nie verzeihen. Daher hatte sie kein Problem damit, ihn leiden zu lassen in dem Glauben, dass seine geliebte Tochter tot war.

»Also«, sagte ich, »hat meine Mutter meine Schwester versteckt. Sie hat gewartet, bis das Geld aus dem Vergleich auf dem Konto war. Dann wollte sie mit Camille verschwinden.«

»Ja.«

»Aber jetzt kommt die entscheidende Frage, oder?«

»Welche Frage?«

Ich breitete die Hände aus. »Was war mit mir, ihrem einzigen Sohn? Wie konnte meine Mutter mich einfach so zurücklassen?«

Sosch sagte nichts.

»Mein Leben lang«, fing ich an, »ich habe mein Leben lang gedacht, meine Mutter hätte sich nicht für mich interessiert. Dass sie uns einfach verlassen hat und ihr die Vergangenheit egal war. Wie konntest du mich in dem Glauben lassen, Sosch?«

»Meinst du, die Wahrheit wäre besser gewesen?«

Ich dachte daran, wie ich meinem Vater im Wald nachspionierte. Immer wieder hatte er da mit dem Spaten nach seiner Tochter gegraben. Und eines Tages hatte er plötzlich damit aufgehört. Ich hatte gedacht, er hätte aufgehört, weil meine Mutter uns verlassen hatte. Ich erinnerte mich noch an den Tag, an dem er das letzte Mal in den Wald gegangen war und wie er dabei zu mir gesagt hatte, dass ich ihm nicht folgen sollte: *»Heute nicht, Paul. Heute fahre ich alleine.«*

An dem Tag hatte er sein letztes Loch gegraben. Nicht weil er meine Schwester suchte. Sondern weil er meine Mutter begraben hatte.

War es ausgleichende Gerechtigkeit, dass er sie da begraben hatte, wo meine Schwester angeblich gestorben war? Oder hatte einfach das praktische Element überwogen - wer würde schon an einem Ort nachgucken, der schon so gründlich abgesucht worden war?

»Dann hat Dad herausbekommen, dass sie uns verlassen wollte.«

»Ja.«

»Wie?«

»Ich hab's ihm erzählt.«

Sosch sah mir in die Augen. Ich sagte nichts.

»Ich hab erfahren, dass deine Mutter hunderttausend Dol-

lar vom gemeinsamen Konto deiner Eltern in die Sowjetunion transferiert hat. Es war damals übliche KGB-Praxis, sich gegenseitig im Auge zu behalten. Also habe ich deinen Vater gefragt, was da los ist.«

»Und er hat sie zur Rede gestellt?«

»Ja.«

»Und meine Mutter ...« Meine Stimme versagte. Ich räusperte mich, blinzelte, fing noch einmal an. »Meine Mutter hat nie vorgehabt, mich zurückzulassen«, sagte ich. »Sie wollte mich auch mitnehmen.«

Sosch hielt meinem Blick stand und nickte.

Die Wahrheit hätte mich ein bisschen beruhigen sollen. Das tat sie aber nicht.

»Hast du gewusst, dass er sie umgebracht hat, Sosch?«

»Ja.«

»Und das sagst du einfach so?«

Wieder schwieg er.

»Aber du hast da nichts unternommen, oder?«

»Wir haben damals noch für die Regierung gearbeitet«, sagte Sosch. »Wenn rausgekommen wäre, dass er ein Mörder ist, hätte uns das alle in Gefahr gebracht.«

»Deine Tarnung wäre aufgeflogen.«

»Nicht nur meine. Dein Vater kannte viele von uns.«

»Also hast du ihn damit durchkommen lassen?«

»So haben wir das damals gehandhabt. Wir haben Opfer gebracht für ein höheres Gut. Dein Vater hat behauptet, sie hätte damit gedroht, uns alle auffliegen zu lassen.«

»Hast du ihm das geglaubt?«

»Welche Rolle spielt es, ob ich es ihm geglaubt habe? Dein Vater wollte sie nicht umbringen. Er ist einfach durchgedreht. Stell dir das doch mal vor. Natascha wollte ihn verlassen und untertauchen. Sie wollte ihm seine Kinder wegnehmen und für immer verschwinden.«

Ich erinnerte mich wieder an die letzten Worte meines Vaters auf dem Totenbett.

»Du weißt, dass wir sie immer noch finden müssen ...«

Hatte er Camilles Leiche gemeint. Oder Camille?

»Dann hat mein Vater rausgekriegt, dass meine Schwester noch lebt«, sagte ich.

»So einfach war das nicht.«

»Was soll das heißen, so einfach war das nicht? Hat er's rausgekriegt oder nicht? Hat meine Mutter es ihm noch gesagt?«

»Natascha?« Sosch schnalzte kurz. »Niemals. Wenn wir über Mut reden, über den Mut, Leiden zu ertragen ... Deine Mutter hätte niemals etwas gesagt. Ganz egal, was dein Vater ihr angetan hätte.«

»Auch wenn er sie erwürgt hat.«

Sosch sagte nichts.

»Wie hat er es dann erfahren?«

»Nachdem er deine Mutter getötet hatte, hat dein Vater ihre Papiere durchgesehen. Da waren auch die Telefonrechnungen dabei. So hat er sich alles zusammengereimt - oder war zumindest misstrauisch geworden.«

»Also hat er es gewusst?«

»Wie schon gesagt, so einfach war das nicht.«

»Das ergibt doch keinen Sinn, Sosch. Hat er Camille gesucht?«

Sosch schloss die Augen. Er ging wieder hinter seinen Schreibtisch. »Du hast mich ein paar Mal nach der Belagerung von Leningrad gefragt«, sagte er. »Weißt du, was ich da gelernt habe? Die Toten sind nichts. Sie sind tot. Man begräbt sie, und dann lebt man weiter.«

»Ich werd's mir merken, Sosch.«

»Du hast dich auf diese Suche gemacht. Du wolltest die Toten nicht ruhen lassen. Und wohin hat es dich gebracht? Es sind noch zwei Menschen gestorben, du hast erfahren, dass dein

»Was?«

»Ich habe deinem Vater gesagt, dass deine Schwester in jener Nacht im Wald gestorben ist.«

Ich war verwirrt. »Ist sie das?«

»Nein, Pavel. Sie ist in jener Nacht nicht gestorben.«

Ich spürte, wie sich mein Herz in der Brust ausdehnte. »Du hast ihn belogen? Du wolltest nicht, dass er sie findet?«

Er sagte nichts.

»Und jetzt? Wo ist sie jetzt?«

»Deine Schwester wusste, was dein Vater getan hat. Sie konnte damit natürlich nicht zur Polizei gehen. Es gab keine Beweise für seine Tat. Und an den Gründen für ihr ursprüngliches Abtauchen hatte sich ja auch nichts verändert. Außerdem hatte sie natürlich Angst vor deinem Vater. Wie hätte sie zu dem Mann zurückkehren sollen,

sehr du deinen Vater geliebt hast. Und später, als du eine Person des öffentlichen Lebens warst, musste sie auch noch an den Skandal denken, den ihre Rückkehr hervorgerufen hätte, und den Schaden, den sie damit angerichtet hätte. Deine Karriere wäre zu Ende gewesen.«

»Das ist sie jetzt auch.«

»Ja. Das ist uns inzwischen auch klar geworden.«

Uns. Er hatte *uns* gesagt.

»Und wo ist Camille jetzt?«, fragte ich.

»Sie ist hier, Pavel.«

Plötzlich war keine Luft mehr im Raum. Ich konnte nicht mehr atmen. Ich schüttelte den Kopf.

»Nach all den Jahren hat es eine Weile gedauert, bis ich sie gefunden habe«, sagte er. »Aber ich hab's geschafft. Wir haben ge redet. Sie wusste nicht, dass euer Vater gestorben war. Ich habe es ihr erzählt. Und damit hat sich natürlich alles verändert.«

»Halt. Du ...« Ich brach ab. »Du hast mit Camille gesprochen?«

Es muss wohl meine Stimme gewesen sein.

»Ja, Pavel.«

»Ich versteh nicht.«

»Sie war am Telefon, als du reingekommen bist.«

Mir wurde eiskalt.

»Sie wohnt in einem Hotel zwei Straßen weiter. Ich habe ihr gesagt, dass sie rüber kommen soll.« Er schaute auf die Fahrstuhlanzeige. »Das ist sie. Sie kommt hoch.«

Ich drehte mich langsam um und sah auf die Anzeige über der Fahrstuhltür. Ich hörte das *Ping*. Ich machte einen Schritt auf die Tür zu. Ich konnte es nicht glauben. Das war nur wieder so ein grausamer Trick. Wieder spielte die Hoffnung mir einen Streich.

Der Fahrstuhl hielt an. Ich hörte, wie die Tür anfing, sich zu öffnen. Sie glitt nicht. Sie bewegte sich widerwillig, als hätte

sie Angst, ihren Passagier zu entlassen. Ich erstarrte. Das Herz trommelte in der Brust. Mein Blick war unverwandt auf die Tür gerichtet, auf den Spalt, der sich da bildete.

Und dann, zwanzig Jahre nachdem sie im Wald verschwunden war, trat meine Schwester Camille wieder in mein Leben.

Epilog

Einen Monat später

Lucy will nicht, dass ich da hinfliege.

»Jetzt ist es endlich vorbei«, sagt sie zu mir, direkt bevor ich mich auf den Weg zum Flugplatz mache.

»Das habe ich schon mehrmals gehört«, entgegne ich.

»Du musst ihm nicht noch mal gegenüberstehen, Cope.«

»Doch, das muss ich. Ich brauche noch ein paar letzte Antworten. «

Lucy schließt die Augen.

»Was ist?«

»Das ist alles noch so zerbrechlich, weißt du?«

Ich weiß.

»Ich hab Angst, dass ich wieder den Boden unter den Füßen verliere.«

Das verstehe ich. Trotzdem muss es sein.

Eine Stunde später schaue ich aus dem Flugzeugfenster. Im letzten Monat hat wieder ein gewisses Maß an Normalität in meinem Leben Einzug gehalten. Der Jenrette-Marantz-Prozess hatte noch ein paar hektische und seltsame Wendungen genommen, bis ich einen ziemlich glorreichen Sieg errungen hatte. Jenrette und Marantz hatten nicht aufgegeben. Sie hatten so viel Druck auf Richter Pierce ausgeübt, wie sie nur konnten, und er war eingebrochen. Er hatte die Porno-DVD nicht als Beweismittel zugelassen, mit der Begründung, dass wir sie zu spät vorgelegt hätten. Es sah kurz so aus, als steckten wir in Schwierigkeiten. Aber die Geschworenen durchschauten das Manöver - das tun

sie oft - und sprachen die Angeklagten schuldig. Flair und Mort sind natürlich in die Berufung gegangen.

Ich würde gern Klage gegen Richter Pierce erheben, aber ich habe nichts gegen ihn in der Hand. Ich würde gern Klage gegen EJ Jenrette und MVD wegen Erpressung erheben, werde allerdings auch dafür kaum genug Beweise zusammenkriegen. Aber Chamiques Schadenersatzprozess läuft gut. Es heißt, dass die Angeklagten diesen Störfaktor gern aus dem Weg hätten. Man munkelt von einem Vergleich in siebenstelliger Höhe. Ich hoffe, Chamique kriegt das hin. Wenn ich jedoch in meine Kristallkugel schaue, sehe ich da trotzdem keine rosige Zukunft für Chamique. Ich weiß nicht. Sie hat ein so unruhiges Leben geführt. Ich glaube nicht, dass das Geld viel daran ändern wird.

Mein Schwager Bob ist auf Kautionsfrei. In dem Punkt habe ich nachgegeben. Ich habe dem FBI gesagt, dass meine Erinnerungen zwar »etwas verschwommen« seien, Bob mir aber irgendwann gesagt hätte, dass er ein Darlehen bräuchte und ich es ihm gewährt hatte. Ich weiß nicht, ob das vor Gericht standhält. Ich weiß auch nicht, ob das, was ich tue, richtig oder falsch ist (wahrscheinlich ist es falsch), aber ich will nicht, dass Greta und ihre Familie daran kaputtgehen. Man kann mich ruhig als Scheinheiligen bezeichnen - das bin ich -, aber manchmal verschwimmt die Grenze zwischen richtig und falsch. Gerade hier im strahlenden Sonnenschein der realen Welt verschwimmt sie öfter mal.

Aber natürlich verschwimmt sie auch in der Dunkelheit des Waldes.

Jetzt möchte ich Sie eben noch kurz aber gründlich auf den neuesten Stand zu Loren Muse bringen: Muse bleibt Muse - und dafür bin ich ihr sehr dankbar. Gouverneur Markie hat bisher noch nicht verlangt, dass ich zurücktrete, und ich habe es bisher nicht angeboten. Das werde ich wohl irgendwann tun, es lässt sich wohl nicht vermeiden, aber bis jetzt halte ich die Stellung.

zu hoffen gewagt hätte -, und auch das hilft, die Spannungen abzubauen.

Irgendwie frage ich mich natürlich, warum Camille so lange gebraucht hat, um nach Hause zurückzukehren - und das ist wohl auch der Hauptanlass für die Spannungen. Ich habe durchaus Verständnis für das, was Sosch gesagt hat, dass sie mich, meinen Ruf und meine Erinnerungen an meinen Vater schützen wollte. Und natürlich habe ich auch Verständnis dafür, dass sie Angst vor Dad hatte, als der noch am Leben war.

Trotzdem glaube ich, dass noch mehr dahintersteckt.

Camille hatte beschlossen, über das, was damals im Wald passiert ist, nicht zu reden. Sie hat nie jemandem erzählt, was Wayne Steubens getan hat. Ihre Entscheidung, ob falsch oder richtig, hatte Wayne die Möglichkeit gegeben, weitere Menschen zu ermorden. Ich weiß nicht, ob das die richtige Entscheidung war - ob es besser oder schlimmer gewesen wäre, damals zur Polizei zu gehen. Man konnte argumentieren, dass Wayne eventuell trotzdem davongekommen wäre, dass er vielleicht geflohen oder in Europa geblieben wäre, dass er bei den nächsten Morden noch vorsichtiger und dadurch womöglich mit noch mehr davongekommen wäre. Aber auf die Dauer zerfressen Lügen einen Menschen. Camille hatte gedacht, sie könnte diese Lügen für immer in sich begraben. Vielleicht hatten wir alle das gedacht.

Dabei hat keiner von uns den Wald unversehrt

ren vor und möchte wieder in ihrer Nähe sein. Wir telefonieren ständig. Wir schicken uns unablässig Mails und SMSe.

Aber das ist die Liebe, stimmt's?

Lucy ist komisch und albern, herzlich, klug und schön, und ich bin im besten Sinne überwältigt von ihr. Wir scheinen in allen Punkten einer Meinung zu sein.

Außer natürlich darin, dass ich diese Fahrt mache.

Ich verstehe ihre Angst. Ich weiß selbst, wie zerbrechlich das Ganze noch ist. Aber man kann auch nicht ewig auf so dünnem Eis leben. Also bin ich jetzt wieder hier, im Red *Onion State* Prison in Pound, Virginia, und versuche, ein paar letzte Wahrheiten zu erfahren.

Wayne Steubens kommt herein. Wir sind im selben Raum wie bei unserem ersten Treffen. Er sitzt auf demselben Platz.

»Du meine Güte«, sagt er zu mir. »Du warst aber fleißig, Cope.«

»Du hast sie ermordet«, sage ich. »Im Endeffekt hast du, der Serienmörder, sie umgebracht.«

Wayne lächelt.

»Und du hattest es die ganze Zeit geplant, stimmt's?«

»Hört uns hier jemand zu?«

»Nein.«

Er hebt die rechte Hand. »Gibst du mir dein Wort darauf?«

»Ich gebe dir mein Wort«, sage ich.

»Dann klar, wieso nicht. Ja, ich war's. Und ich hatte die Morde geplant.«

Da haben wir es. Auch er hat beschlossen, sich der Vergangenheit zu stellen.

»Und du hast es genauso gemacht, wie Mrs Perez es mir erzählt hat. Du hast Margot die Kehle durchgeschnitten. Darauf sind Gil, Camille und Doug geflohen. Du hast sie verfolgt. Dann hast du Doug eingeholt und ihn auch ermordet.«

Er hebt den Zeigefinger. »Da habe ich mich vertan. Weißt du,

das mit Margot war ein Frühstart. Sie sollte eigentlich die Letzte sein, weil sie ja schon gefesselt war. Aber dann lag ihr Hals so frei, war so ungeschützt ... Ich konnte einfach nicht widerstehen.«

»Ein paar Dinge konnte ich mir anfangs einfach nicht erklären«, sage ich. »Aber ich glaub, jetzt hab ich's langsam.«

»Ich höre.«

»Diese Berichte, die die Privatdetektive an Lucy geschickt haben«, sage ich.

»Ah.«

»Ich habe mich gefragt, wer uns da im Wald gesehen hat, aber da hatte Lucy vollkommen Recht. Nur eine Person konnte das wissen: der Mörder. Also du, Wayne.«

Er breitet die Hände aus. »Die Bescheidenheit gebietet mir zu schweigen.«

»Du hast MVD die Informationen gegeben, die sie für diese Berichte benutzt haben. Du warst ihre Quelle.«

»Bescheidenheit, Cope. Wieder muss ich mich auf meine Bescheidenheit berufen.«

Es macht ihm Spaß.

»Wie hast du Ira dazu gebracht, dir zu helfen?«, frage ich.

»Den lieben Onkel Ira? Diesen durchgeknallten Hippie?«

»Ja, Wayne.«

»Er hat mir nicht groß geholfen. Ich musste nur dafür sorgen, dass er sich da raushält. Weißt du - und das schockiert dich jetzt vielleicht, Cope —, aber Ira hat Drogen genommen. Ich hatte Fotos und Beweise. Wenn ich das öffentlich gemacht hätte, wäre das das Ende von seinem tollen Ferienlager gewesen. Was hätte er also machen sollen?«

Er lächelt weiter.

»Und als Gil und ich dann gedroht haben, die ganze Sache wieder aufzurollen«, sage ich, »hat Ira es mit der Angst zu tun gekriegt. Wie du schon sagtest, war er damals schon ein bisschen

durchgeknallt - und das war im Lauf der Zeit sehr viel schlimmer geworden. Er war so paranoid, dass er kaum noch einen klaren Gedanken fassen konnte. Du warst keine Gefahr mehr, dich hatten sie schon weggesperrt - also konnten Gil und ich das nur verschlammern, indem wir es wieder ans Licht der Öffentlichkeit brachten. Also ist Ira in Panik geraten. Er hat Gil zum Schweigen gebracht, und bei mir hat er es dann auch versucht.«

Wayne lächelt.

Aber da liegt noch etwas anderes in seinem Lächeln.

»Wayne?«

Er sagt nichts. Er grinst nur. Mir gefällt das nicht. Ich überlege, was ich gerade gesagt habe, und es gefällt mir immer noch nicht.

Wayne lächelt weiter.

»Was ist?«, frage ich.

»Du übersiehst da was, Cope.«

Ich warte.

»Ira ist nicht der Einzige gewesen, der mir geholfen hat.«

»Ich weiß«, sage ich. »Gil war auch dabei. Er hat Margot gefesselt. Und meine Schwester hat auch mitgemacht. Sie hat dir geholfen, Margot in den Wald zu locken.«

Wayne zwinkert und hält Daumen und Zeigefinger einen Zentimeter auseinander. »Eine winzige Kleinigkeit hast du immer noch übersehen«, sagt er. »Eine winzige Kleinigkeit, die ich all die Jahre für mich behalten habe.«

Ich halte die Luft an. Er lächelt nur. Ich breche das Schweigen.

»Was?«, frage ich.

Er beugt sich vor und flüstert: »Dich, Cope.«

Ich kann nicht sprechen.

»Du vergisst deine Rolle darin.«

»Ich kenne meine Rolle«, sage ich. »Ich habe meinen Posten verlassen.«

»Ja, das stimmt. Und wenn du das nicht getan hättest?«

»Dann hätte ich dich aufgehalten.«

»Genau«, sagt Wayne und wiederholt dann ruhig. »Ganz genau.«

Ich warte auf mehr. Er sagt nichts.

»Wolltest du das hören, Wayne? Dass ich mich mitverantwortlich fühle?«

»Nein. So einfach ist das nicht.«

»Was dann?«

Er schüttelt den Kopf. »Du übersiehst den springenden Punkt.«

»Welchen springenden Punkt?«

»Überleg doch mal, Cope. Es stimmt, du hast deinen Posten verlassen. Aber du hast es selbst gesagt. Ich hatte alles bis ins Letzte geplant.«

Er formt mit den Händen einen Trichter vor dem Mund und flüstert.

»Dann verrat mir eins: Woher *wusste* ich, dass du an dem Abend nicht auf deinem Posten bist?«

*

Lucy und ich fahren in den Wald.

Ich habe schon die Genehmigung von Sheriff Lowell, also winkt der Wachmann, vor dem Muse mich gewarnt hat, uns einfach durch. Wir stellen den Wagen auf dem Parkplatz der Wohnanlage ab. Es ist seltsam, weil weder Lucy noch ich in den letzten zwanzig Jahren hier waren. Natürlich gab es diese Siedlung damals noch nicht. Trotzdem wissen wir nach so langer Zeit noch ganz genau, wo wir sind.

Das ganze Land hatte Lucys Vater gehört, ihrem geliebten Ira. Wie Magellan war er hier damals angekommen und hatte eine neue Welt entdeckt. Wahrscheinlich hatte Ira sich diesen Wald angeguckt und dann seinen Lebenstraum wahrgemacht:

ein Camp, eine Kommune, einen Lebensraum frei von menschlichen Sünden, ein Ort des Friedens und der Harmonie oder so, auf jeden Fall etwas, das seinen Werten entsprach.

Der arme Ira.

Die meisten Verbrechen, die mir unterkommen, haben ihren Ursprung in etwas ganz Kleinem. Eine Frau bringt ihren Mann mit irgendeiner Belanglosigkeit auf die Palme - weil sie die Fernbedienung verlegt oder nur ein kaltes Abendessen zubereitet hat —, daraus entsteht ein Streit, und der eskaliert dann. Aber in diesem Fall war genau das Gegenteil passiert. Eine große Sache hatte den Ball ins Rollen gebracht: Ein verrückter Serienmörder war der Auslöser gewesen. Wayne Steubens und seine Gier nach Blut hatten das Ganze angestoßen.

Vielleicht hatten wir es ihm auch auf die eine oder andere Art leicht gemacht. Am Ende war die Angst Waynes bester Komplice. Ihre Macht war mir von EJ Jenrette noch einmal deutlich vor Augen geführt worden - wenn man Menschen nur genug Angst einjagte, fügen sie sich irgendwann. Beim Prozess gegen seinen Sohn hatte das allerdings nicht funktioniert. Chamique Johnson hatte er nicht so viel Angst einjagen können. Und mir auch nicht.

Bei mir lag es womöglich daran, dass ich schon vorher genug Angst gehabt hatte.

Lucy hat Blumen mitgebracht, obwohl sie es eigentlich besser wissen müsste. In unserer Tradition legen wir keine Blumen auf Gräber. Wir legen Steine auf Grabsteine. Ich weiß auch nicht, für wen die Blumen bestimmt sind - für meine Mutter oder für ihren Vater. Wahrscheinlich für beide.

Wir nehmen den alten Weg - ja, er ist noch da, wenn auch ziemlich zugewachsen - zu der Stelle, wo Barrett die Knochen meiner Mutter gefunden hat. Das Loch, in dem sie all die Jahre gelegen hat, ist leer. Ein paar Überreste des gelben Polizei-Absperrbands flattern im Wind.

Lucy kniet nieder. Ich lausche dem Wind, frage mich, ob ich die Schreie höre. Ich höre sie nicht. Ich höre nur die Leere in meinem Herzen.

»Warum sind wir in jener Nacht in den Wald gegangen, Lucy?«

Sie sieht mich nicht an.

»Ich habe nie so richtig darüber nachgedacht. Alle anderen schon. Sie haben sich gefragt, warum ich mich plötzlich so verantwortungslos verhalten hatte. Aber für mich war es ganz offensichtlich. Ich war verliebt. Ich hatte mich mit meiner Freundin weggestohlen. Das war das Natürlichste der Welt.«

Sie legt die Blumen behutsam auf den Boden. Sie sieht mich immer noch nicht an.

»Ira hat Wayne Steubens in jener Nacht nicht geholfen«, sage ich zu der Frau, die ich liebe. »Du hast ihm geholfen.«

Ich höre den Staatsanwalt in meiner Stimme. Ich will, dass er ruhig ist und verschwindet. Aber das tut er nicht.

»Wayne hat es gesagt. Die Morde waren sorgfältig geplant - woher hat er also gewusst, dass ich nicht auf meinem Posten bin? Weil du den Auftrag hattest, dafür zu sorgen, dass ich nicht da war.«

Ich sehe, wie sie kleiner wird, wie sie vergeht.

»Deshalb konntest du mir nicht unter die Augen treten«, sage ich. »Deshalb hast du immer noch das Gefühl, dass du einen Berg hinunterfällst und keinen Halt findest. Es liegt nicht daran, dass deine Familie das Ferienlager, ihren guten Ruf und ihr ganzes Geld verloren hat. Es liegt daran, dass du Wayne Steubens geholfen hast.«

Ich warte. Lucy senkt den Kopf. Ich stehe hinter ihr. Sie verbirgt das Gesicht in den Händen. Sie schluchzt. Ihre Schultern zittern.

Ich höre ihr Weinen, und mir bricht es das Herz. Ich gehe einen Schritt auf sie zu. Zum Teufel damit, denke ich. Dieses Mal

hat Onkel Sosch Recht. Ich muss nicht alles wissen. Ich muss nicht alles aus der Vergangenheit wieder zurückholen.

Ich brauche sie einfach. Also mache ich diesen Schritt.

Lucy hebt die Hand, damit ich stehen bleibe. Sie sammelt sich langsam.

»Ich hab nicht gewusst, was er vorhatte«, sagt sie. »Er hat gesagt, dass er Ira verhaften lässt, wenn ich ihm nicht helfe. Ich dachte ... Ich dachte, er wollte Margot nur einen Schrecken einjagen. Du weißt schon. Ein alberner Streich.«

Ich habe einen Frosch im Hals. »Wayne wusste, dass wir uns aus den Augen verloren hatten.«

Sie nickt.

»Woher wusste er das?«

»Er hat mich gesehen.«

»Dich«, sage ich. »Nicht uns.«

Wieder nickt sie.

»Du hattest die Leiche gefunden, stimmt's? Margots, meine ich. Das war das Blut in dem Bericht. Wayne hat nicht von mir gesprochen. Er hat von dir gesprochen.«

»Ja.«

Ich denke darüber nach, überlege, welch ungeheure Angst sie gehabt haben muss, dass sie dann vermutlich zu ihrem Vater gelaufen ist, worauf Ira dann auch in Panik geriet ...

»Da hat Ira dich dann blutverschmiert gesehen. Und er dachte ...«

Sie sagt nichts. Aber jetzt passte alles zusammen.

»Um sich selbst zu schützen, hätte Ira Gil und mich nicht umgebracht«, sage ich. »Aber er war ein Vater. Im Endeffekt war er trotz seiner »Peace, Love and Understanding--Botschaft in erster Linie ein Vater wie jeder andere. Also war er bereit zu morden, um seine kleine Tochter zu schützen.«

Wieder schluchzt sie.

Alle hatten geschwiegen. Alle hatten Angst gehabt - meine

Schwester, meine Mutter, Gil, seine Familie und jetzt auch Lucy. Sie tragen alle einen Teil der Schuld, und sie haben alle einen hohen Preis für ihr Schweigen bezahlt. Und was ist mit mir? Ich rechtfertige mich gerne mit meiner Jugend und dem Bedürfnis - na ja -, mir die Hörner abzustoßen. Aber ist das wirklich eine Entschuldigung? Ich war damals für die Sicherheit der Jugendlichen im Ferienlager verantwortlich. Ich hatte meinen Posten verlassen.

Die Bäume scheinen uns enger zu umschließen. Ich blicke zu ihnen auf, und dann sehe ich Lucy ins Gesicht. Ich sehe die Schönheit, aber auch die Verwundungen. Ich will zu ihr gehen. Aber ich kann nicht. Ich weiß nicht warum. Ich will - ich weiß, dass es das Richtige wäre. Aber ich kann nicht.

Stattdessen drehe ich mich um und verlasse die Frau, die ich liebe. Ich erwarte, dass sie mich zurückruft. Aber das tut sie nicht. Sie lässt mich gehen. Ich höre sie schluchzen. Ich gehe weiter. Ich gehe, bis ich den Wald verlassen habe und wieder beim Wagen bin. Ich setze mich auf den Bordstein und schließe die Augen. Irgendwann wird sie hierher zurückkommen müssen. Also setze ich mich hin und warte auf sie. Ich frage mich, wohin wir fahren werden, wenn sie aus dem Wald gekommen ist. Ich frage mich, ob wir zusammen wegfahren werden oder ob dieser Wald nach all den Jahren ein letztes Opfer gefordert hat.

Danksagung

In vielen Bereichen bin ich kein Experte, daher ist es gut, dass ich hilfsbereite Genies kenne, die das sind. Es mag nach Name-dropping klingen, aber mir haben meine Freunde und/oder Kollegen Dr Michael Baden, Linda Fairstein, Dr David Gold, Dr Anne Armstrong-Coben, Christopher J. Christie und der echte Jeff Bedford geholfen.

Dank an Mitch Hoffman, Lisa Johnson, Brian Tart, Erika Imranyi und alle bei Dutton. Dank an Jon Wood von Orion und Frangoise Triffaux von Beifond. Dank an Aaron Priest und die so clever benannte Aaron Priest Literary Agency.

Zum Schluss möchte ich der brillanten Lisa Erbach Vance meinen besonderen Dank aussprechen, die im Lauf der letzten zehn Jahre gelernt hat, großartig mit meinen Stimmungen und Unsicherheiten umzugehen. Du rockst, Lisa.